

Reutlinger Geschichtsblätter  
Jahrgang 2006 · Neue Folge Nr. 45



# Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2006 · Neue Folge Nr. 45

Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:  
Stadtarchiv Reutlingen  
Reutlinger Geschichtsverein e. V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:  
Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt (Stadtarchiv Reutlingen)

Redaktionsbeirat:  
Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Werner Krauß,  
Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.  
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:  
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),  
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,  
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den  
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder  
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung  
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Kirchentellinsfurt  
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich  
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:  
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Fotoarbeiten: Gisela Schach (Stadtarchiv Reutlingen)

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt  
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-  
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: Gardapat 13 (90 g/m<sup>2</sup>)  
Einbandstoff: EfaIn/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

© 2007 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.  
Printed in Germany  
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:  
Grabungssituation auf der Ostterrasse des „Rappenplatzes“ im Jahr 2001,  
im Hintergrund Eningen und der Albtrauf.

# Inhalt

Vorwort	7
<i>Ulrich Veit</i> Neue archäologische Forschungen auf der Achalm: Die Ausgrabungen am „Rappenplatz“ 2000–2005	9
<i>Wolfgang Zimmermann</i> Die Beziehungen zwischen der Zisterzienserabtei Königsbronn und der Reichsstadt Reutlingen	55
<i>Roland Deigendesch</i> Die Kartause Güterstein und Reutlingen Eine Episode aus der Reformationszeit	75
<i>Werner Ströbele</i> Reutlingen in Reiseberichten	93
<i>Tilman Krause</i> Die andere deutsche Tradition Hermann Kurz' Erziehungsroman „Schillers Heimatjahre“ – ein Grundbuch der Weltläufigkeit und des Diesseitsglaubens	121
<i>Eberhard Fritz</i> Das Hofgut Achalm im Besitz des Hauses Württemberg	139
<i>Egbert Martins</i> Der abgegangene Zwiefalter Klosterhof in Reutlingen Überraschende Entdeckungen 30 Jahre nach dem Abbruch	173
<i>Jürg Arnold</i> Lore Arnold (1899–1979) – Kauffrau in Reutlingen, Mutter der Blinden, Leiterin der Hauspflagestation	203
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	255
Autoren und Rezensenten	267
Abbildungsnachweise	268

## Buchbesprechungen

- Von der Kreisregierung zum Landratsamt – 100 Jahre Verwaltung in der Reutlinger Oststadt, hrsg. vom Landkreis Reutlingen (Kreisarchiv), 2005 (W. Krauß) 255
- Bernd Storz: Trümmer und Träume. Geschichten aus dem Reutlingen der Nachkriegszeit, 2005 (S. Föll) 256
- Alb hoch drei. Die Schwäbische Alb in drei Reutlinger Museen (Katalog zur Ausstellung von Naturkundemuseum, Heimatmuseum und Kunstmuseum), hrsg. vom Kulturamt der Stadt Reutlingen, 2006 (K.-A. Böttcher) 257
- Helmut Bachschuster, Bernd Storz: Die Pfullinger Unterhos'. Ein Turm macht Geschichte, 2006 (A. C. Ferdinand) 259
- Dieter Quast: Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 84, hrsg. vom Regierungspräsidium Stuttgart/Landesamt für Denkmalpflege), 2006 (W. Krauß) 260
- Helmut Engisch: Das Königreich Württemberg, 2006 (P. Ackermann) 263
- Matthias Miller: Mit Brief und Revers. Das Lehenswesen Württembergs im Spätmittelalter. Quellen – Funktion – Topographie (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Band 52), 2004 (I. Betz-Wischnath) 264

## Vorwort

Erneut, nach 1998 zum zweiten Mal, bildet die Achalm und ihre bis in das erste Jahrtausend v. Chr. zurückreichende Siedlungsgeschichte das thematische Rückgrat einer Geschichtsblätter-Folge. War es im Jahresband 1998 die überfällige wissenschaftliche Dokumentation und Gesamtvorlage des archäologischen Befundes der Grabungen, die Gustav Adolf Rieth in den 1970er Jahren an der Südostseite des Reutlinger „Hausberges“, am sogenannten „Rappenplatz“, durchgeführt hatte, so werden im vorliegenden Band, wesentlich zeitnaher, in einer ersten wissenschaftlichen Analyse die wichtigsten Ergebnisse und Funde der Grabungskampagnen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen präsentiert, die zwischen 2000 und 2005 wiederum auf dem Gelände des Rappenplatzes stattgefunden haben.

Der verantwortliche Grabungsleiter, der Tübinger Archäologe *Ulrich Veit*, gibt eine erste Zusammenschau und Bewertung der in sechs Grabungsperioden gewonnenen Erkenntnisse, die einerseits manche Ergebnisse der Riethschen Grabungen vertiefen, ergänzen, gelegentlich aber auch revidieren, zum anderen als wesentliche Grundlage für ein neues Bild der urgeschichtlichen Besiedlung der Achalm dienen. Auch wenn der Beitrag von Ulrich Veit noch keine Gesamtdokumentation und abschließende wissenschaftliche Auswertung des archäologischen Projekts sein kann und will, so ist er doch wesentlich mehr als ein reiner Grabungsbericht und macht eindrucksvoll in einer auch für ein breiteres Lesepublikum verständlichen Weise deutlich, welch für die Vor- und Frühgeschichte unseres Raumes wichtiges und zugleich schützenswertes Kulturdenkmal sich unmittelbar vor den Toren unserer Stadt befindet.

Noch eine zweite Abhandlung befasst sich mit der Achalm, wenn auch aus völlig anderer Perspektive. Dass der Gipfel der Achalm nach jahrhundertelanger „Fremdherrschaft“ erst im Jahr 1950 in den Besitz der Stadt kam, ist hinlänglich bekannt. In unmittelbarem Zusammenhang damit steht die Geschichte des auf halber Höhe des Berges gelegenen Hofguts Achalm, welches, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, seit dem späten Mittelalter von Württemberg als landwirtschaftliches Anwesen genutzt wurde. *Eberhard Fritz*, Archivar des Hauses Württemberg, schildert aus Sicht der dortigen Aktenüberlieferung das wechselvolle Schicksal des Guts, das insbesondere im 19. Jahrhundert als Mustereinrichtung der Schafzucht und als Wolllieferant weit über das Königreich Württemberg hinaus Bedeutung erlangte.

Und auch in dem Aufsatz von *Werner Ströbele* über „Reutlingen in Reiseberichten“ spielt die Achalm naturgemäß eine wichtige Rolle. Der Leiter des Reutlinger Heimatmuseums hat zahlreiche Schilderungen, vorwiegend aus dem 18. und 19. Jahrhundert, von Reisenden, aber auch aus Reise- und Wan-

derführern zusammengetragen. Sie vermitteln ein buntes und mitunter recht unterhaltsames Spektrum an Eindrücken, die die Stadt an der Echaz bei auswärtigen Besuchern und bei Durchreisenden hinterlassen hat.

Zwei Beiträge im Buch haben kirchengeschichtliche Aspekte zum Thema. Der Münsinger Stadtarchivar *Roland Deigendesch* führt uns in die konfessionellen Auseinandersetzungen der Reformationszeit und stellt den Fall eines aus der Kartause Güterstein bei Urach nach Reutlingen geflüchteten Mönchs vor, der nicht nur eine „diplomatische“ Fühlungnahme des dortigen Priors mit der zur lutherischen Lehre sich bekennenden Reichsstadt nach sich zog, sondern auch ein interessantes Schlaglicht auf den erbitterten Streit um den rechten Glauben wirft. Der Kirchenhistoriker *Wilhelm Zimmermann* wiederum untersucht die Beziehungen zwischen der Zisterzienserabtei Königsbronn und der Reichsstadt Reutlingen, die mit der Übertragung des Patronatsrechts an der Reutlinger Pfarrkirche St. Peter und Paul im Jahr 1308 ihren Ausgang nehmen und letztlich in Gestalt des Königsbronner Klosterhofs in Reutlingen bis zur Mediatisierung und Säkularisation Anfang des 19. Jahrhunderts Bestand hatten, auch wenn sich die kirchen- und besitzrechtlichen Bindungen bereits im Verlauf der Reformation weitgehend gelöst hatten. Bis heute erinnert das Domizil des Heimatmuseums im ehemaligen Königsbronner Klosterhof an die rund 250 Jahre währende Präsenz der Zisterziensermönche in Reutlingen.

Von einem anderen, dem Zwiefalter Klosterhof, dem größten in reichsstädtischer Zeit, ist indessen nichts mehr im Reutlinger Stadtbild zu sehen. Stattliche Reste waren trotz Kriegsschäden noch bis 1973 erhalten, bevor sie dem Neubau eines Parkhauses weichen mussten. *Egbert Martins*, als ehemaliger Mitarbeiter des Stadtplanungsamts mit den Vorgängen vertraut, kommt mehr als drei Jahrzehnte später bei seiner Beschäftigung mit der Baugeschichte des Klosterhof-Komplexes zu überraschenden Erkenntnissen, die die seinerzeitige Abbruchentscheidung im Nachhinein als um so bedauerlicher erscheinen lassen.

Nachdem in den letztjährigen Geschichtsblättern Isolde Kurz eine ausführliche biographische Studie gewidmet war, erfährt im aktuellen Band ihr Vater, der Schriftsteller Hermann Kurz, und sein Erziehungsroman „Schillers Heimatjahre“ eine eingehende literarische Betrachtung. Der Literaturwissenschaftler *Tilman Krause* verortet Hermann Kurz' populäres Frühwerk in der zeitgenössischen Literaturszene und führt uns hinein in die Welt des Romans, in das Württemberg Herzog Karl Eugens. Den thematischen Reigen beschließt eine Würdigung der Lebensleistung einer Reutlingerin, die sich durch ihre soziale Tätigkeit bleibende Verdienste in ihrer Heimatstadt erworben hat. *Jürg Arnold* zeichnet, gestützt auf ein reichhaltiges Familienarchiv, ein differenziertes Lebensbild von Lore Arnold, die vor allem durch ihr Engagement im Blindenverein, als Helferin beim Roten Kreuz und als Gründerin und Vorsitzende der Hauspflagestation vielen noch in guter Erinnerung sein dürfte.

# Neue archäologische Forschungen auf der Achalm: Die Ausgrabungen am „Rappenplatz“ 2000–2005

Von Ulrich Veit

## 1. Einführung

Vor gut 35 Jahren – im Jahre 1970 – führte der pensionierte Tübinger Landeskonservator Gustav Adolf Rieth (1902–1984) mit Unterstützung von Studierenden aus Heidelberg und Reutlinger Gymnasiasten die ersten systematischen archäologischen Ausgrabungen auf dem „Rappenplatz“ am Osthang der Achalm durch.<sup>1</sup> Ziel dieser Forschungen, an die sich bis 1978 vier weitere, kleinere Grabungskampagnen anschlossen,<sup>2</sup> war es unter anderem, Belege für die alte Vermutung zu finden, die Achalm sei in vorrömischer Zeit Sitz eines „keltischen Fürstengeschlechts“ gewesen.<sup>3</sup>

Rieth und seiner Mannschaft gelang es im Verlauf der Grabungen in der Tat, umfangreiche Kulturreste aus der sogenannten Späthallstatt- und Frühlatènezeit (6.–4. Jh. v. Chr.) zu bergen und so eine „frühkeltische“<sup>4</sup> Besiedlung der Achalm erstmals konkret nachzuweisen. Das vergleichsweise breite Spektrum der seinerzeit geborgenen Funde, darunter eine kleine bronzene Masken- und Vogelkopffibel, deutete auf eine intensive lokale Siedlungstätigkeit. Allerdings erlaubten die räumlich begrenzten und in der Mehrzahl nicht sehr tief reichenden Sondagen zunächst noch keine konkreteren Rückschlüsse auf die Art von Siedlung, die in vorrömischer Zeit auf der Achalm existierte. Insbesondere fehlten sichere Hinweise auf Befestigungsanlagen, wie sie für bedeutende Bergsiedlungen dieser Zeitstellung in Mitteleuropa typisch sind.

<sup>1</sup> Gustav Adolf Rieth: Erster Vorbericht über die Grabungen auf dem Rappenplatz am Achalmothang im Jahre 1970, in: Reutlinger Geschichtsblätter (künftig: RGB) NF 9, 1971, S. 208–217.

<sup>2</sup> Und zwar in den Jahren 1971, 1973, 1974 und 1978. Siehe Gustav Adolf Rieth: Zweiter Vorbericht über die Ausgrabungen auf dem Rappenplatz, in: RGB NF 10, 1972, S. 84–93. – Ders.: Dritter Vorbericht über die Grabungen auf dem Rappenplatz am Achalmothang im Jahre 1973, in: RGB NF 12, 1974, S. 153–162. – Ders.: Vierter Vorbericht über die Grabungen auf dem Rappenplatz am Achalmothang im Jahre 1974, in: RGB NF 14, 1976, S. 108–121. – Ders.: Eine keltische Höhensiedlung auf der Achalm bei Reutlingen, in: Blätter des Schwäb. Albvereins 85 (1979), S. 6 f.

<sup>3</sup> Siehe Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart 1893, Teil 1, S. 419.

<sup>4</sup> Als „frühkeltisch“ werden in Südwestdeutschland heute gemeinhin Fundplätze aus der sog. „Hallstattzeit“ (etwa 800–450 v. Chr., benannt nach einem Fundplatz in Österreich) bezeichnet. Auf diese Periode folgt die sog. „Latènezeit“ (etwa 450 v. Chr. – um Chr. Geb., benannt nach einem Fundplatz in der Westschweiz).

Andererseits wurden bereits während dieser frühen Grabungen mehrfach im Zusammenhang mit den eisenzeitlichen Siedlungsresten menschliche Skelettreste gefunden. Sie veranlassten den Ausgräber zu der Vermutung, die Siedlung am „Rappenplatz“ sei möglicherweise in einem blutigen Kampfgeschehen untergegangen.<sup>5</sup>

Unter den Funden des Jahres 1974 befand sich auch ein „auffallend leichter, braun-schwarzer Fladen“<sup>6</sup>, den Rieth später, gestützt durch eine chemische Analyse, als Weihrauch (Olibanum) identifizierte. Die antike Welt bezog diesen vor allem im Zusammenhang mit Totenritualen wichtigen Rohstoff nachweislich aus dem südarabischen Raum, genauer aus dem Gebiet des heutigen Jemen. Insofern lag es nahe, das Auftreten von Weihrauch in der Achalm-Siedlung als Hinweis darauf zu werten, dass auch Südwestdeutschland in frühkeltischer Zeit Teil des großräumigen Kontakt- und Handelsnetzes der klassischen Antike war, wie dies auch andere Funde aus dieser Region nahelegten. Mit dieser Beobachtung schien zudem die vermutete besondere Bedeutung der frühkeltischen Siedlung auf der Achalm eine glänzende Bestätigung zu finden, selbst wenn – anders als etwa bei der Heuneburg an der oberen Donau<sup>7</sup> – hier vorerst Objekte attischer oder etruskischer Herkunft fehlten.

Dieses historische Panorama, wie es Rieth in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts entwarf, hat durch jüngere Untersuchungen einige entscheidende Modifikationen erfahren, die es rechtfertigen, das Thema hier erneut aufzugreifen. So konnte etwa die Bestimmung des angeblichen Weihrauchs in einer vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg veranlassten Nachuntersuchung nicht bestätigt werden.<sup>8</sup> Damit müssen aber auch die daran geknüpften weiterreichenden Implikationen über den Rang der Achalm-Siedlung revidiert werden.

Auch Rieths Deutung der menschlichen Skelettreste aus der Siedlung am „Rappenplatz“ wird von der Forschung heute nicht mehr vorbehaltlos akzeptiert. Bildete der archäologische Befund tatsächlich ein reales Kampfgeschehen ab, würde man eine andere Lagerung und Zusammensetzung des angetroffenen menschlichen Skelettmaterials erwarten. Die deutliche Bevorzugung von Schädelteilen im Fundspektrum, die sich auch bei den aktuellen Ausgrabungen bestätigt hat, spricht eher für eine bewusste Auslese und einen Zusammenhang mit bestimmten, uns heute im Detail noch unbekanntem totenrituellen Praktiken.

<sup>5</sup> G. A. Rieth, Zweiter Vorbericht (wie Anm. 2), S. 92.

<sup>6</sup> Gustav Adolf Rieth; Erwin Wilhelm Wartenberg: Ein Weihrauchfund aus keltischer Zeit von der Achalm bei Reutlingen?, in: RGB NF 17, 1978, S. 124–130, hier: S. 125.

<sup>7</sup> Wolfgang Kimmig: Die Heuneburg an der oberen Donau (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 1), Stuttgart 1968, 2. Aufl. 1983.

<sup>8</sup> Es handelt sich vielmehr um ein bitumenreicher Braunkohle vergleichbares Material. Die Analyse wurde von Dr. Bertrand Ligouis, Universität Tübingen, durchgeführt (Briefl. Mitteilung der Ergebnisse an Fr. Klein vom 18. 5. 2001).

Die wesentlichsten Modifikationen unseres Bildes der urgeschichtlichen Besiedlung ergaben sich aber aufgrund der zwischen 2000 und 2005 durch das Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Eberhard-Karls-Universität Tübingen durchgeführten neuen Grabungen am „Rappenplatz“. Besonders hervorzuheben ist dabei der Nachweis einer massiven zweischaligen Trockenmauer aus der Späthallstattzeit, die die Existenz einer „keltischen Höhenburg“ auf der Achalm, wie sie bereits Rieth vermutete, bestätigte. Damit erhält die alte Diskussion über die Frage, welche Funktion dieser topographisch herausgehobene Platz im regionalen Siedlungsgefüge der vorrömischen Eisenzeit einnahm, eine neue Grundlage.

Der folgende Beitrag möchte die wichtigsten Ergebnisse und Funde der aktuellen Grabungen erstmals im Zusammenhang der Öffentlichkeit präsentieren.<sup>9</sup> Dabei liegt es nahe, dies in der Zeitschrift zu tun, in der bereits Rieth regelmäßig seine Grabungsergebnisse publizierte und in der zwischenzeitlich auch die Gesamtvorlage der Funde der Riethschen Grabungen erfolgt ist.<sup>10</sup>

Anders als der zuletzt genannte Beitrag, bietet der folgende Bericht indes keine Gesamtvorlage der Ergebnisse der neuen Grabungen. Dies würde nicht nur den Umfang dieses Beitrags bei weitem sprengen, für einen solchen Schritt ist auch die Auswertung der Grabungsdokumentation und des geborgenen Fundmaterials momentan noch nicht weit genug vorangeschritten. Trotzdem ist bereits heute eine erste Zusammenschau der im Laufe von insgesamt sechs Grabungskampagnen erzielten Ergebnisse möglich. Sie kann als Grundlage für ein neues Bild der urgeschichtlichen Besiedlung der Achalm dienen.

## 2. Entdeckung und erste Grabungen

Dass die Achalm bereits in urgeschichtlicher Zeit besiedelt war, ist – wie bereits angedeutet wurde – keine neue Einsicht. Schon im 19. Jahrhundert gab es entsprechende Vermutungen, die seinerzeit aber noch nicht hinreichend durch konkrete Funde belegt werden konnten.<sup>11</sup> Diese Situation hat sich erst in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts geändert. Damals unternahm Rainer

---

<sup>9</sup> Jährliche Grabungsberichte sind in der Schriftenreihe „Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg“ erschienen, eine Synthese der Grabungen 2000–2003 findet sich im Ausstellungskatalog „Kelten & Co.“ des Reutlinger Heimatmuseums. Siehe u. a. Ulrich Veit: Die Besiedlung der Achalm in urgeschichtlicher Zeit: Die neuen Ausgrabungen am „Rappenplatz“, in: Kelten & Co. Fundgeschichten rund um die Achalm. Begleitschrift zu einer Sonderausstellung im Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 2004, S. 40–57 u. 65 f.

<sup>10</sup> Gudrun Weihe: Vorgeschichtliche Siedlungsspuren auf der Achalm bei Reutlingen. Die Ausgrabungen am Rappenplatz, in: RGB NF 37, 1998, S. 9–135.

<sup>11</sup> Zur Forschungsgeschichte ausführlich Friedrich Klein: Zur vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung im Reutlinger Raum, in: RGB NF 31, 1992, S. 9–37. – Ders.: Aspekte der Vor- und Frühgeschichte im oberen Echaztal, in: RGB NF 39, 2000, S. 9–26.

Canz erste systematische archäologische Begehungen auf dem Gelände der ehemaligen kgl. Hofdomäne an der Achalm.<sup>12</sup> Trotz schwieriger äußerer Bedingungen – das Gelände wurde bereits in dieser Zeit größtenteils als Weideland genutzt – gelang es ihm, an den südlichen und südöstlichen Hängen der Achalm zahlreiche urgeschichtliche Scherben zu finden und somit eine Besiedlung dieses Areals bereits in vorrömischer Zeit zu belegen.

Annähernd 2000 Keramikbruchstücke entdeckte er allein in durch Erosionsprozesse entstandenen „Steinriegeln“ unterhalb des „Rappenplatzes“, einer deutlich ausgeprägten mehrgliedrigen Verebnungsfläche am Osthang der Achalm (*Abb. 1*). Dies führte zu der Vermutung, auf dem „Rappenplatz“ selbst müsse in urgeschichtlicher Zeit gesiedelt worden sein. Diese These sah Canz durch eine „kleine Probegrabung am 6. 4. 1963 inmitten des Rappenplatzes“ bestätigt: Unter dem Humus trat damals eine „ungestörte Kulturschicht“ mit Knochensplittern und einigen latènezeitlichen Scherben zutage.<sup>13</sup>

Auf der Grundlage dieser Beobachtungen initiierte Rieth seine bereits erwähnten Ausgrabungen. Insgesamt wurden in den fünf Grabungsjahren elf Areale (Schnitt A–K) unterschiedlicher Größe mit einer Fläche von insgesamt 258 m<sup>2</sup> geöffnet. Sie verteilen sich über den ganzen „Rappenplatz“.<sup>14</sup>

Die Schnitte A und E lagen auf der südlichen Terrasse, oberhalb bzw. unterhalb einer markanten Geländerrippe, die diesen Bereich in zwei Areale teilt. Nur der im höheren Bereich gelegene Schnitt A lieferte in nennenswertem Umfang Kulturreste – und zwar fast ausschließlich solche der Urnenfelderzeit (10.–9. Jh. v. Chr.).<sup>15</sup>

Die restlichen Schnitte wurden alle auf der, was den Fundumfang betrifft, weit ertragreicheren Ostterrasse angelegt.<sup>16</sup> Dabei dominierten Funde der Späthallstatt- und Frühlatènezeit (6.–4. Jh. v. Chr.). Nur an der Basis des fast drei Meter tiefen „Datierungsschnittes“ in Grabungsfläche D trat in größerem Umfang urnenfelderzeitliches Material zutage.<sup>17</sup>

<sup>12</sup> Rainer Canz: Neue vor- und frühgeschichtliche Funde auf der Achalm, in: RGB NF 9, 1971, S. 200–207.

<sup>13</sup> Ebd., S. 201.

<sup>14</sup> G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 12, Abb. 3.

<sup>15</sup> G. A. Rieth, Erster Vorbericht (wie Anm. 1), S. 209; G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 30.

<sup>16</sup> Dieser Unterschied im Fundniederschlag mag auch damit zusammenhängen, dass die Ostterrasse im Gegensatz zur Südterrasse weitaus besser gegen stürmisches Westwetter geschützt ist, eine Erfahrung, die die Grabungsmannschaften aus den alten und neuen Grabungen teilen. Dazu G. A. Rieth, Keltische Höhensiedlung (wie Anm. 2), S. 7. An anderer Stelle diskutiert Rieth auch die lokal unterschiedliche Gefährdung durch Steinschlag als Grund für die beobachteten Unterschiede in der Siedlungsintensität: G. A. Rieth, Zweiter Vorbericht (wie Anm. 2), S. 86. Dies scheint indes fraglich, da die Steinschlaggefahr damals kaum erheblich größer gewesen sein dürfte als heute.

<sup>17</sup> G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 30.

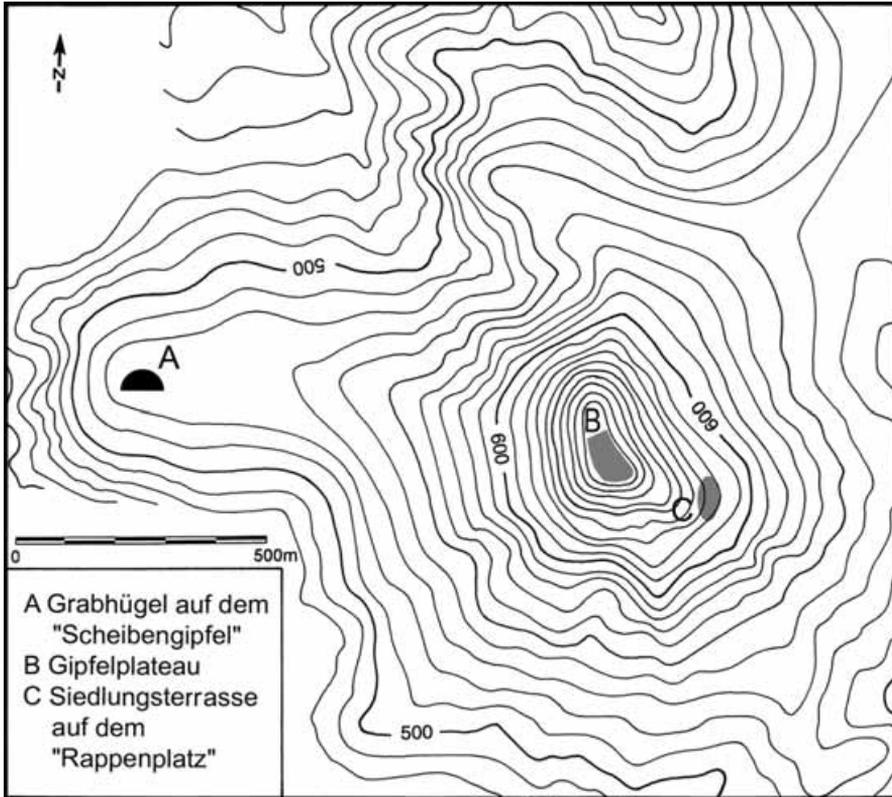


Abb. 1: Urgeschichtliche Fundareale im Bereich der Achalm.

Es zeigte sich also, dass sich zumindest in Teilbereichen des „Rappenplatzes“ bereits im ersten Jahrtausend v. Chr. Menschen mehrfach dauerhaft niedergelassen hatten. Rieth selbst erwog aufgrund von wenigen, schwer genauer zu datierenden Einzelfunden sogar einen Beginn der Besiedlung am „Rappenplatz“ bereits in der ausgehenden Jungsteinzeit und unterstellte gleichzeitig eine sehr weitgehende Kontinuität der entsprechenden Siedlungsaktivitäten.<sup>18</sup> Dies erscheint im Lichte der neuen Grabungen, in denen sich die beiden oben genannten Belegungsschwerpunkte im letzten Jahrtausend v. Chr. bestätigten, jedoch fraglich.

Recht hatte Rieth aber zweifellos mit seiner These, der „Rappenplatz“ habe unter den Höhensiedlungen der Region „die meistversprechendste Stratigraphie bewahrt“.<sup>19</sup> Allerdings ist es im Rahmen der von ihm geleiteten Feld-

<sup>18</sup> G. A. Rieth, *Keltische Höhensiedlung* (wie Anm. 2), S. 7.

<sup>19</sup> Ebd.



Abb. 2: Grabungsarbeiten am „Rappenplatz“ 2005.

arbeiten nur ansatzweise gelungen, diese komplexe Schichtabfolge zu dokumentieren und zu verstehen.<sup>20</sup> Dies hängt vor allem damit zusammen, dass die Grabungsflächen, die er öffnen ließ, aufgrund der begrenzten Zeitdauer der einzelnen Grabungskampagnen (jeweils nur rund 3 Wochen) zum überwiegenden Teil nicht sehr tief waren.<sup>21</sup> Daraus erklärt sich auch, dass das seinerzeit geborgene Material in erster Linie dem jüngeren Abschnitt der eisenzeitlichen Besiedlungsperiode zuzurechnen ist.

### 3. Die neuen Grabungen am „Rappenplatz“

Aufgrund der durch die Arbeiten von Canz und Rieth aufgezeigten vielversprechenden Fundsituation schien es angebracht, die archäologischen Untersuchungen auf der Ostterrasse des „Rappenplatzes“ wieder aufzunehmen. An eine großflächige Aufdeckung war allerdings sowohl unter logistischen und finanziellen Gesichtspunkten wie auch im Hinblick auf Belange des Natur-

<sup>20</sup> Den besten Anhalt bietet das Ostprofil von Schnitt D. Siehe G. A. Rieth, Dritter Vorbericht (wie Anm. 2), S. 153 mit Abb 1.

<sup>21</sup> G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 20 mit Abb. 7.

schutzes nicht zu denken. Ziel einer solchen Neuaufnahme sollte es deshalb sein, durch räumlich relativ eng begrenzte Grabungsmaßnahmen die lokale Siedlungsgeschichte so weit wie möglich zu klären. So entstand der Plan einen Profilschnitt quer über die Ostterrasse des „Rappenplatzes“ zu legen, um zunächst einmal quasi zweidimensional die lokale Schicht- und Siedlungsabfolge zu dokumentieren.

Dieses Ziel konnte durch sechs Grabungskampagnen (mit insgesamt 33 Grabungswochen) verwirklicht werden. Sie fanden in den Jahren 2000 bis 2005 jeweils in den Sommermonaten mit bis zu 15 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern statt (*Abb. 2*). Als Projektleiter fungierte der Berichterstatter, die örtliche Grabungsleitung lag in den Händen von Andreas Willmy M. A. (Tübingen). Die Arbeiten wurden logistisch durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen (heute: Regierungspräsidium Tübingen, Ref. 25 Denkmalpflege), das Reutlinger Stadtmessungsamt sowie die Technischen Betriebsdienste der Stadt Reutlingen unterstützt. Darüber hinaus erfuhren wir verschiedentlich zusätzliche Unterstützung von privater Seite.

Die Grabungen am „Rappenplatz“ waren keine reinen Forschungsunternehmungen, sondern gleichzeitig Lehrgrabungen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Sie dienten also auch dazu, Studierende mit den Grundlagen der archäologischen Grabungstechnik vertraut zu machen (*Abb. 3*). Daher galt es jeweils einen Kompromiss zwischen den konkreten Forschungsinteressen und den speziellen Erfordernissen einer Lehrgrabung zu finden. Dies ist insgesamt recht gut gelungen, da jeweils ausreichend Zeit und Personal zur Einweisung der Anfänger zur Verfügung stand. Allerdings zogen sich die Arbeiten an einzelnen Grabungsschnitten über mehrere Kampagnen hin, was in mehreren Fällen eine Winterverbauung erforderlich machte.

Jahr	Grabungsdauer (ohne Vor- und Nacharbeiten)	Mitarbeiter/innen (Durchschnitt, ohne Grabungsleitung)	Grabungsschnitte (geöffnete Flächen)
2000	4. 9. – 29. 9.	11	L 1–3 (45 m <sup>2</sup> )
2001	23. 7. – 30. 8.	15	L 1–3, L 4, M 1 (75 m <sup>2</sup> )
2002	7. 8. – 20. 9.	6	L 1–3 (45 m <sup>2</sup> )
2003	28. 7. – 5. 9.	12	L 1–3, N 1 (60 m <sup>2</sup> )
2004	26. 7. – 2. 9.	9	N1 erweitert, N 2 (36 m <sup>2</sup> )
2005	18. 7. – 19. 8.	10	N 0, O 1 (40 m <sup>2</sup> )

Tab. 1: Übersicht über die Grabungen auf der Achalm 2000–2005

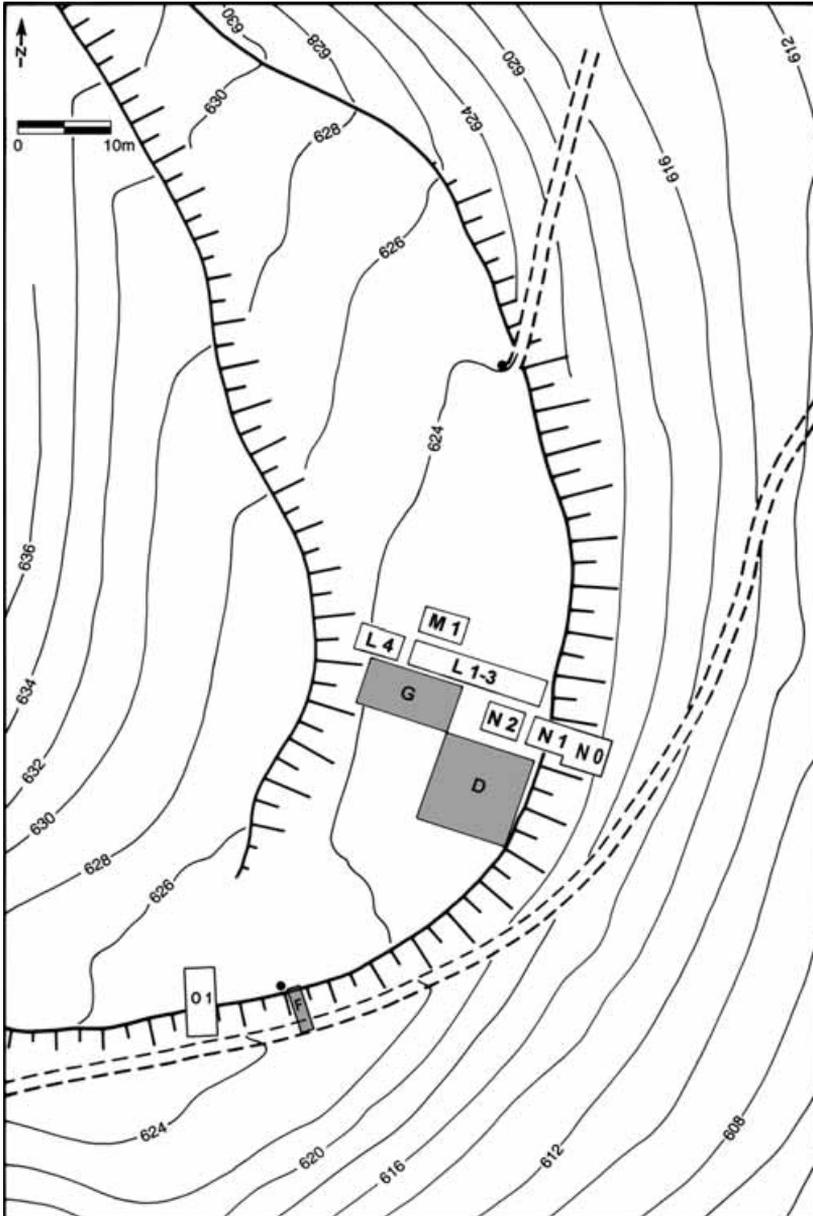


Abb. 3: Ostterasse des „Rappenplatzes“ mit Lage der Grabungsflächen: Grabungen 1970–1978 (nur Hauptflächen, grau unterlegt), Grabungen 2000–2005. Zeichnung auf der Basis der von Rieth veranlassten topographischen Aufnahme.

Die geöffnete Grabungsfläche umfasste insgesamt rund 300 m<sup>2</sup>. Die archäologischen Befunde reichten teilweise bis in eine Tiefe von etwa 3 m unter der heutigen Oberfläche. Die Grabungsarbeiten umfassten daher bis zu 15 Abträge, die – soweit möglich – entlang vorgegebener Schichtgrenzen erfolgten. Insgesamt wurden Planaufnahmen im Umfang von über 900 m<sup>2</sup> Fläche und ca. 80 Laufmetern Profil angefertigt.

Die Erdarbeiten wurden durchweg manuell durchgeführt. Nur zur Abnahme der Humusschicht sowie zur Wiederöffnung von über den Winter zwischenverfüllten Grabungsschnitten wurde teilweise ein Kleinbagger eingesetzt. Im Rahmen der neuen Grabungen haben auch begleitende Untersuchungen zum näheren und weiteren Umfeld der Fundstelle stattgefunden (Begehungen, paläomagnetische Prospektion). Außerdem wurde die Dokumentation der Altgrabungen<sup>22</sup> neu gesichtet und – soweit möglich – für eine neue Synthese verwertet.

Leider erwies sich die Einbindung der noch vorhandenen Planunterlagen in das neu angelegte Vermessungsnetz als recht schwierig. Dies hängt damit zusammen, dass die Grabungsflächen Rieths seinerzeit nicht nachvollziehbar in das amtliche Vermessungssystem eingebunden worden waren.<sup>23</sup>

Um die Plandokumentationen von alten und neuen Grabungen sicher miteinander verknüpfen zu können, haben wir deshalb neben den eigentlichen Grabungsflächen auch einige sehr kleine und flachgründige Grabungsschnitte angelegt. Mit ihrer Hilfe war eine zuverlässige, auf etwa 20 cm genaue Lokalisierung der ehemaligen Grabungsgrenzen möglich. Außerdem konnte auf diese Weise der in den alten Grabungsakten ebenfalls nicht eindeutig gekennzeichnete Bezugspunkt der damaligen Nivellements rekonstruiert werden.

### 3.1 Zu Konzeption und Ablauf der Grabungen

Die Ostterrasse des „Rappenplatzes“ stellt sich heute als eine etwa 100 m lange und bis zu 25 m breite Verebnungsfläche dar (*Abb. 4*). Sie wird bergseitig durch eine zweite, wenig höherliegende und sehr viel schmalere Terrasse begrenzt. An diese schließt sich unmittelbar der zum rund 70 m höher liegenden Gipfel führende Steinhang an. Talseitig wird die beschriebene Fläche durch eine im Gelände sehr deutlich wahrnehmbare, steile Abbruchkante begrenzt, die aus der Vogelperspektive einen leichten Bogen beschreibt. Auf dieser Ter-

---

<sup>22</sup> Die Dokumentation aus dem Nachlass Rieth, die sich momentan noch zur Aufarbeitung beim Autor im Institut für Ur- und Frühgeschichte befindet, soll nach der Inventarisierung zu Teilen bei der Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen (Grabungstagebücher, Planunterlagen) und im Reutlinger Stadtarchiv (Diapositive) verwahrt werden.

<sup>23</sup> Eine ungefähre Bestimmung der alten Schnittgrenzen war so zunächst nur deshalb möglich, da im Grabungstagebuch aus dem Jahre 1978 die Entfernung der Eckpunkte von Rieths Schnitt G zu den benachbarten Bäumen verzeichnet ist.



*Abb. 4:* Grabungssituation auf der Ostterrasse des „Rappenplatzes“ im Jahre 2001. Blick von der oberen Terrasse nach Osten auf die Hauptterrasse mit den Grabungsflächen L 4 (im Vordergrund), L 1–3 (dahinter) und M 1 (links). Im Bildhintergrund sind die Gemeinde Eningen und der Albtrauf zu erkennen.

rasse befinden sich heute in regelmäßigen Abständen drei (im hier vorgelegten Plan allerdings nicht eingezeichnete) Baumgruppen.

Diese Baumgruppen sowie die von Rieth bereits geöffneten Flächen schränkten die Möglichkeiten zur Anlage neuer Grabungsareale von vornherein stark ein. Nach Abwägung der verschiedenen Möglichkeiten entschieden wir uns dafür, die neuen Grabungsflächen im Bereich nördlich der Hauptgrabungsflächen Rieths (Schnitte D und G) anzulegen. Dort bot sich in zentraler Lage auf der Terrasse noch die Möglichkeit zu einem langen Schnitt quer zum Verlauf der Terrasse.

Den Ausgangspunkt der Grabungen bildete zunächst eine insgesamt 15 m lange und 3 m breite Ost-West gerichtete Grabungsfläche, die wir aus arbeits-technischen Gründen in drei gleich große Einzelareale unterteilten (L 1–3). In der westlichen Verlängerung dieses Hauptschnitts haben wir in einer zweiten Phase ein weiteres 5 × 3 m großes Areal angelegt. Ein parallel zu Schnitt L 3 verlaufender Schnitt (M 1) sollte die mögliche Ausdehnung der starken Befundkonzentration in L 3 nach Norden klären. Er erwies sich aber als deutlich befundärmer als der benachbarte Schnitt.

Im Verlaufe der Arbeiten zeigte sich, dass die Ostterrasse des „Rappenplatzes“ erst durch mehrfache umfangreiche künstliche Aufschüttungen in vor-

römischer Zeit ihre heutige Gestalt erhalten hatte. Außerdem wurde deutlich, dass der talseitige Terrassenrand mit einer aufgrund unserer Schichtbeobachtungen zu postulierenden künstlichen Befestigung, die das Abfließen des angeschütteten Materials verhinderte, im Schnitt L 1–3 noch nicht erfasst war. Um die genaue Lage und den Aufbau dieser Randbefestigung zu bestimmen, war es daher nötig, einen Grabungsschnitt über die heutige Terrassenkante hinaus zu legen. Wegen der dichten Vegetation verbot sich allerdings eine unmittelbare Verlängerung von Schnitt L nach Osten. Deshalb haben wir den entsprechenden 5 × 3 m großen Schnitt (N 1) um 4 m nach Süden versetzt angelegt. Die Befundlage im Schnitt selbst, speziell die Ausdehnung der darin erfassten knapp 3 Meter breiten Trockenmauer, machte später eine zusätzliche Erweiterung dieses Schnittes nach Osten und Süden notwendig (Schnitt N 0).

Schnitt N 2 als westliche Fortsetzung von N 1 diente vor allem der Überprüfung der in den Schnitten L 1 und N 1 dokumentierten eisenzeitlichen Befunde. Andererseits bot sich hier die Möglichkeit, die genaue Lage der Riethschen Hauptschnitte in unserem aktuellen Vermessungsnetz zu bestimmen. In der Südwestecke von N 2 wurde nämlich, wie aufgrund der alten Grabungsakten zu vermuten war, der Ostrand von Rieths „Schnitt I“ angeschnitten. Schnitt I stellt eine Erweiterung von Schnitt G in östlicher Richtung dar.

Unser Hauptziel, einen Profilschnitt quer durch die Siedlungsterrasse zu legen, war mit Abschluss der Arbeiten in N 0/1 erreicht. Um jedoch zusätzlich wenigstens ansatzweise beurteilen zu können, wie weit unsere Beobachtungen im Bereich des Hauptprofils auch auf andere Teile der Terrasse übertragen werden können, haben wir im Jahr 2005 rund 40 m südwestlich davon zusätzlich noch eine Kontrollgrabung durchgeführt (Schnitt O 1). Mit Hilfe dieses Schnitts war es gleichzeitig möglich, die Ergebnisse zu überprüfen, die Rieth 1973 bei der Anlage eines Schnitts durch die aktuelle Wegtrasse, die aus dem Tal zum „Rappenplatz“ hochführt, erzielt hatte.

Der Grabungsschnitt wurde so angelegt, dass er die leichte Geländerippe, die hier die Fortsetzung der Terrassenkante des Rappenplatzes bildet, senkrecht schnitt. Anders als in Schnitt N 1 bildet sich in dieser Geländekante allerdings keine im Boden verborgene Mauer ab. Vielmehr scheint diese Kante im Wesentlichen das Ergebnis von Erdbewegungen und Erosionsprozessen im Zusammenhang mit der hier verlaufenden Wegtrasse zu sein. Trotzdem lieferte auch dieser Schnitt unter einem dicken mittelalterlich-neuzeitlichen Schichtpaket aussagefähige Siedlungs- und Kulturreste der vorrömischen Zeit.

### **3.2 Zur generellen Siedlungsabfolge am „Rappenplatz“**

Die Ausgrabungen haben die Vermutung bestätigt, dass die heutige Gestalt der Ostterrasse des „Rappenplatzes“ im Wesentlichen das Ergebnis planmäßiger menschlicher Eingriffe ist. Darüber hinaus wurde deutlich, dass diese Ein-

griffe größtenteils bereits in vorrömischer Zeit stattgefunden haben. Sie hatten offenbar das Ziel, möglichst große, ebene Flächen zu schaffen, die als Baugrund für Gebäude genutzt werden konnten. Die ersten Siedler, die sich dauerhaft am „Rappenplatz“ niederließen, nutzten dabei allerdings eine bereits bestehende, natürliche Verebnungsfläche aus, die sie durch gezielte Abgrabungen und Aufschüttungen sukzessive erweiterten.

Die geologische Basis der urgeschichtlichen Siedlungsschichten am „Rappenplatz“ bildet ein heller Verwitterungslehm des anstehenden Malm  $\alpha$  mit Einschlüssen von Kalksteinen des Malm  $\beta$ . Er ruht seinerseits möglicherweise auf einer abgerutschten Scholle von gebankten Kalken des Malm  $\beta$ , die auch den Gipfel der Achalm bilden.

Auf dieser geologischen Basis liegen in der Reihenfolge ihrer Entstehungszeit flächendeckend verschiedene künstlich aufgetragene Schichten. Dabei handelt es sich einerseits um kurzfristig erfolgte künstliche Aufträge von lokal verfügbarem hellem Verwitterungslehm. Zum anderen haben sich aber auch ehemalige Bodenhorizonte konserviert, in denen Kulturreste der betreffenden Zeit erhalten geblieben sind. Diese im archäologischen Sprachgebrauch als „Kulturschichten“ bezeichneten Horizonte sind durch Eintrag von Holzkohle und organischen Resten dunkel gefärbt und somit gut von den Lehman-schüttungen zu unterscheiden.

Teilweise wurden im Rahmen der Planierungsarbeiten allerdings auch ältere Bodenbildungen und Kulturschichten umgelagert (etwa in Schnitt O). In diesen Fällen ist eine Beurteilung der Schichtabfolge deutlich erschwert. Hinweise auf Bergrutsche, wie sie an der Achalm auch in jüngster Zeit immer wieder belegt sind, wurden nicht beobachtet. Dieses Phänomen scheint im überblickbaren Zeitraum primär auf tiefere Hanglagen und hier speziell auf jene Bereiche, in denen es zum Austritt von Quellwasser kommt, beschränkt zu sein.

Unter den im Rahmen der neuen Grabungen angelegten Grabungsflächen bietet die in Schnitt L 1–3 freigelegte, bis zu 3 m mächtige Schichtabfolge die beste Möglichkeit, die Siedlungsgeschichte aus der Ostterrasse des „Rappenplatzes“ nachzuzeichnen. Die Veränderungen auf der Terrasse sind besonders im östlichen Teil des Südprofils dieses Schnitts<sup>24</sup> gut ablesbar (*Abb. 5*).

Unmittelbar auf dem hellen Verwitterungslehm, der die Grenze der nach-eiszeitlichen Bodenbildung angibt, liegt hier ein dunkles, bis zu etwa 100 cm dickes Schichtpaket, das ausschließlich Funde der späten Urnenfelderzeit enthielt (A). Dieser untersten Kulturschicht folgt eine bis zu 50 cm mächtige, nahezu fundfreie Aufschüttung aus hellem Verwitterungslehm, die mit schlierenartigen dunklen Einschlüssen durchsetzt ist (B). Darüber liegt eine weitere

<sup>24</sup> Unter „Profilen“ versteht der Archäologe die senkrechten Erdwände, die an den Rändern der Grabungsflächen beim Tiefergehen entstehen.

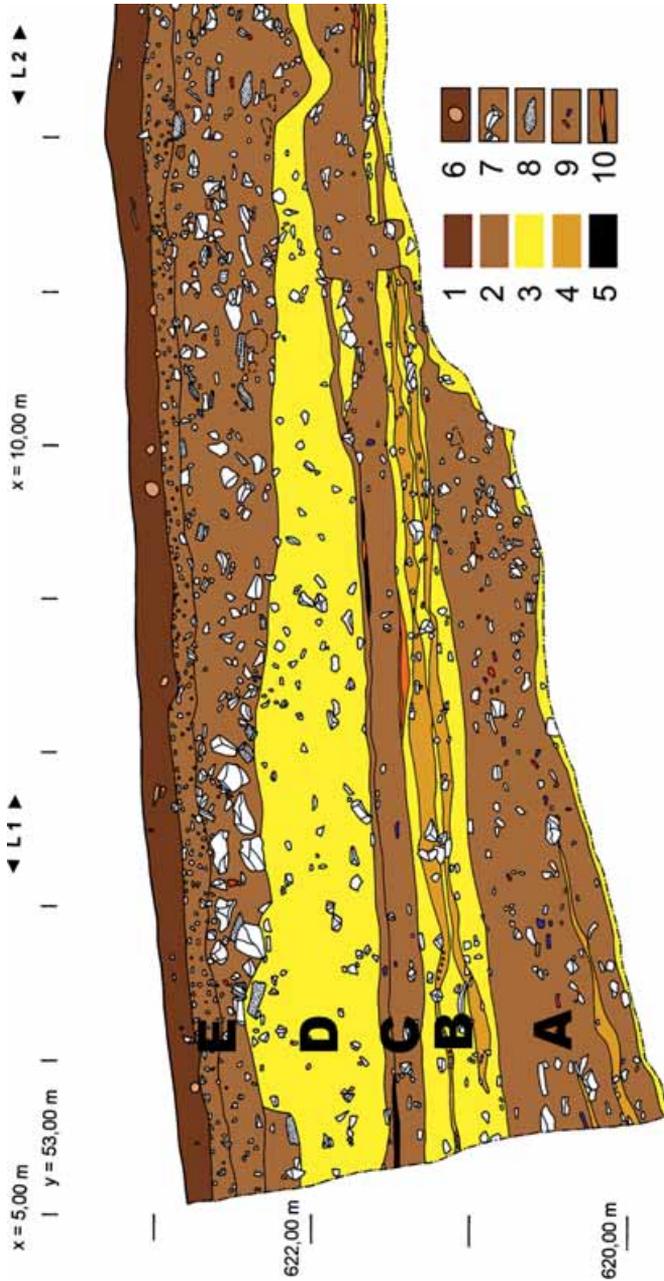


Abb. 5: Südprofil von Schnitt L 1–3 (Ausschnitt).  
 Legende: 1 Humoser, weitgehend fundfreier Oberboden; 2 Kulturschicht (humos, mit Holzkohleeinschlüssen); 3 heller Verwitterungslehm; 4 schlierartige Einschlüsse im Verwitterungslehm bzw. in der urnenfelderzeitlichen Kulturschicht; 5 Holzkohlelagen; 6 Wurzeln; 7 Kalkstein; 8 Sandstein (orange = mit Feueinwirkung); 9 Keramik (rot)/Tierknochen (blau); 10 gebrannter Lehm (in Holzkohle).

bis zu 40 cm mächtige dunkle Kulturschicht (C). Sie kann aufgrund der eingelagerten Artefakte der Späthallstattzeit (6. Jh. v. Chr.) zugewiesen werden.

Diese Kulturschicht wird nach oben hin durch eine weitere bis zu 80 cm mächtige Aufschüttung hellen Lehms versiegelt (D). Darauf folgt wiederum eine dunkle Kulturschicht, die ihrerseits übergangslos in den aufliegenden humosen Boden übergeht (E). Die Funde aus diesem Bereich des Profils sind im Wesentlichen der Frühlatènezeit (5./4. Jh.) zuzuweisen. Daneben tauchen bis in diese Tiefe vereinzelt aber auch bereits Funde aus dem Mittelalter und aus der Neuzeit auf. Allerdings waren die anzunehmenden Bodeneingriffe in der sehr dunklen Humusaufgabe nicht erkennbar. Davon abgesehen, ist die Schichtabfolge in diesem Bereich ungestört. Die noch ausstehende detaillierte Auswertung der Keramik verspricht deshalb wertvolle Erkenntnisse über die Stilentwicklung im letzten Jahrtausend v. Chr.

Aufgrund des begrenzten Umfangs der geöffneten Grabungsflächen sind wir natürlich nicht in der Lage, die Siedlung, die einst am „Rappenplatz“ stand, als Ganzes wiedererstehen zu lassen. Dennoch gewähren die im Verlauf der Grabungen gemachten Beobachtungen sowie die geborgenen Kleinfunde einen guten Einblick in das ehemalige Siedlungsgeschehen. Insbesondere legen sie nahe, dass an diesem Ort während der beiden Siedlungsphasen nicht nur sporadisch, sondern dauerhaft gesiedelt wurde. Eine frühe Siedlung bestand nach heutigem Kenntnisstand etwa vom 11. bis ins 9. Jahrhundert v. Chr., eine jüngere Siedlung vom 6. bis ins 4. Jahrhundert v. Chr.

Einige steinzeitliche Streufunde deuten darüber hinaus darauf hin, dass dieser Ort bereits in viel früherer Zeit (9. bzw. 3. Jt. v. Chr.) von Menschen aufgesucht wurde.<sup>25</sup> Konkrete Hinweise auf eine dauerhafte Siedlungstätigkeit vor dem 1. Jahrtausend v. Chr. fehlen bislang allerdings. Auch Funde der auf Höhensiedlungen in unserer Region gut vertretenen Mittelbronzezeit (Mitte 2. Jt. v. Chr.) sind am „Rappenplatz“ bisher nicht gemacht worden.

### 3.3 Die urnenfelderzeitliche Siedlung (ca. 11.–9. Jh. v. Chr.)

Im Verlaufe unserer Grabung ist deutlich geworden, dass bis zu 3 m unter den im Wesentlichen eisenzeitlichen Aufschüttungen, die dem „Rappenplatz“ seine heutige Gestalt geben, die Reste einer umfangreichen Siedlung der Urnenfelderzeit begraben liegen. Sie manifestierte sich im Bereich unseres Hauptschnitts quer durch die Siedlungsterrasse (Schnitt L 1–3) durch eine bis zu 100 cm dicke, dunkle Kulturschicht, die auf dem anstehenden Verwitterungslehm auflag (*Abb. 5*). Im unteren Abschnitt dieses Schichtpakets haben

<sup>25</sup> Unter den Funden aus den Grabungen Rieths am „Rappenplatz“ befindet sich außerdem eine isolierte römerzeitliche Scherbe. Siehe G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 96 mit Taf. 23, Fundnr. 340.

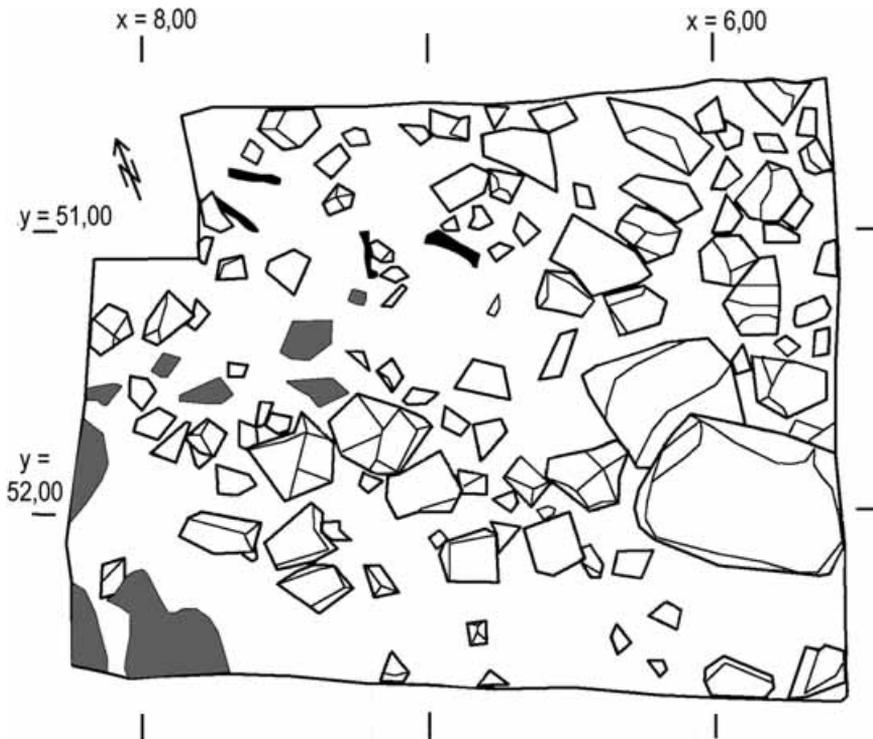


Abb. 6: Mauerversturz (?) in der oberen urnenfelderzeitlichen Kulturschicht (Schnitt L 1, Planum 10); grau: verwitterter Sandstein, schwarz: Tierknochen.

sich dabei unmittelbare Überreste lokaler Siedlungsaktivitäten dieser Periode erhalten.

Unter anderem konnte hier eine Herdstelle dokumentiert werden, die wahrscheinlich einen ehemaligen Gebäudestandort markiert. Eine dicke Lage von teilweise recht großen Kalksteintrümmern, die diesen unteren Befundhorizont nach oben abschließt, deuten wir als Rest einer verstürzten Trockenmauer (Abb. 6).<sup>26</sup> Leider ist der ergrabene Ausschnitt zu klein, um genauere Aussagen über Verlauf und Funktion des betreffenden Mauerwerks zu erlauben.

Diese Steinlage wird ihrerseits durch eine lockere, tiefdunkle Schicht überdeckt, die keine in situ-Befunde, wohl aber zahlreiche urnenfelderzeitliche Kleinfunde und Tierknochen lieferte. Sie lässt sich am ehesten als Schwemmschicht deuten, die aus Material besteht, das von den höher gelegenen Be-

<sup>26</sup> Die Kalksteinblöcke des Malm  $\beta$  hatten einer Größe bis zu  $70 \times 50 \times 30$  cm.

reichen der Terrasse kleinräumig hierher verlagert wurde. Dort ist die betreffende Kulturschicht im Profil nur noch als ein dünnes dunkles Band ausgeprägt. Die Tatsache, dass es nahe der Hangkante zu einer entsprechend großen Akkumulation von Material kam, ist ihrerseits ein Indiz dafür, dass bereits in dieser Zeit östlich des Grabungsareals eine Art von Randbefestigung existierte.

Der eben beschriebene Schichtkomplex konnte in der zu erwartenden Tiefe auch in Schnitt N 0/1 nachgewiesen werden. Er ist dort allerdings beim Bau der drei Meter breiten späthallstattzeitlichen Trockenmauer (s. u.) teilweise wieder abgetragen worden. Der massivere untere Abschnitt dieser Kulturschicht wurde bei Errichtung der Trockenmauer indes nicht gestört und ist auch noch im Bereich östlich der äußeren Mauerschale fassbar. Verschiedene Befunde zeigen an, dass wir uns auch hier noch in einem in der Urnenfelderzeit intensiv genutzten Areal befinden.

Zu den im Verlauf der Grabungen auf diesem Niveau dokumentierten Befunden gehören mehrere als tönerner Brandplatten ausgebildete Herdstellen sowie ein hangparallel verlaufendes Gräbchen von ca. 70 cm Breite und 50 cm Tiefe. Es mag als Fundamentgräbchen für eine einfache hölzerne Palisade gedient haben, die aber nicht über die gesamte Periode hinweg bestand. Dieser Befund wird nämlich von einer im Nordprofil angeschnittenen weiteren urnenfelderzeitlichen Herdstelle überlagert. Zwei weitere Herdstellen konnten östlich dieses Grabenbefundes dokumentiert werden. Dies zeigt an, dass die in der Urnenfelderzeit besiedelte, gegenüber heute 2 bis 3 m tiefer liegende Terrasse deutlich über den heutigen Terrassenrand hinausreichte. Damit erweist sich die urnenfelderzeitliche Terrasse als kaum kleiner als die eisenzeitliche.

Bei Bohrungen im Bereich von Schnitt N 0/1, die von der Basis dieser Schicht der Urnenfelderzeit ausgingen, zeigte sich zu unserer großen Überraschung, dass im Randbereich der Terrasse unter dem gerade geschilderten Schichtpaket der Urnenfelderzeit noch eine weitere 20 bis 40 cm dicke Kulturschicht lag. Diese Schicht konnte 2005 auf etwa 8 m<sup>2</sup> Fläche freigelegt und abgetragen werden (*Abb. 7*). Sie kann aufgrund der eingelagerten Funde ebenfalls in die Urnenfelderzeit datiert werden. Diese Schicht wurde allerdings noch im Verlauf der Urnenfelderzeit von einer weitgehend sterilen, stark mit Kalksteinen versetzten Lehmschicht von 60 bis 80 cm Mächtigkeit versiegelt. Diese Aufschüttung dokumentiert damit eine erste, räumlich begrenzte Terrassierungsmaßnahme.

Zusammen mit den noch nicht näher bestimmten Tierknochen machen Tonscherben von handgefertigten Gefäßen den größten Anteil am geborgenen Fundmaterial aus den urnenfelderzeitlichen Schichten des „Rappenplatzes“ aus. Die charakteristische Form der Randbildung dieser Gefäße macht eine chronologische Zuweisung in die Urnenfelderzeit möglich. Vertreten sind nach einer ersten Durchsicht des Materials die Stufen Ha A2/B1 und Ha B 2/3,

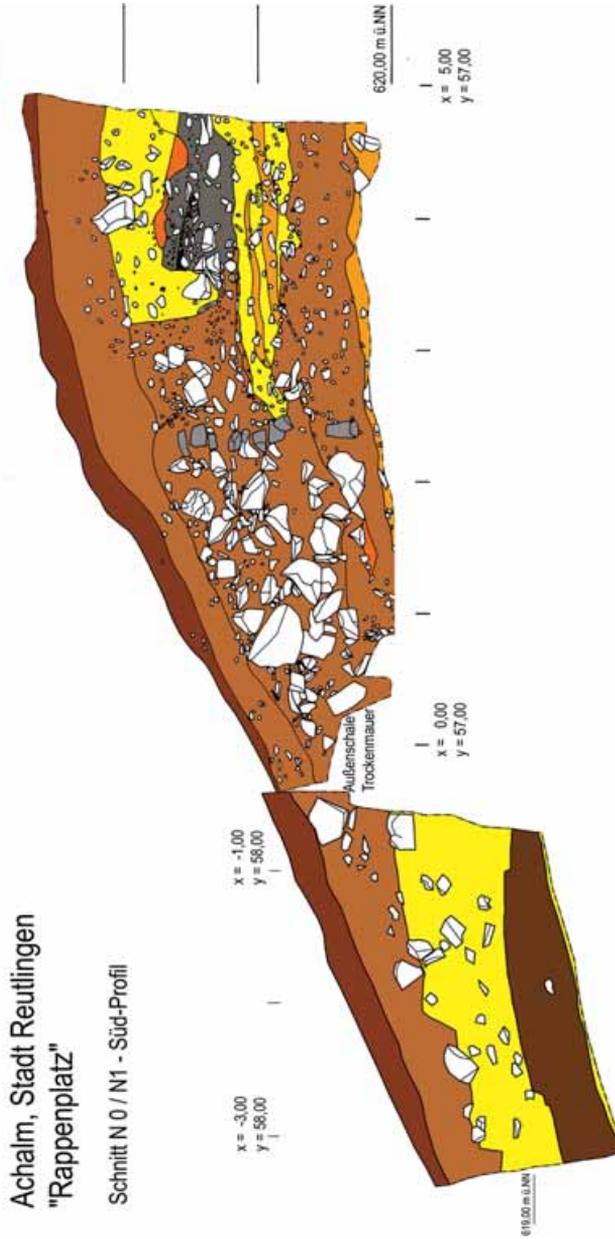


Abb. 7: Südprofil von Schnitt N 0/1: An der Basis ist der Verlauf der unteren (links) und der oberen urnenfelderzeitlichen Kulturschicht (rechts) zu erkennen. Zu den Mauerresten im Profil siehe Abb. 16.

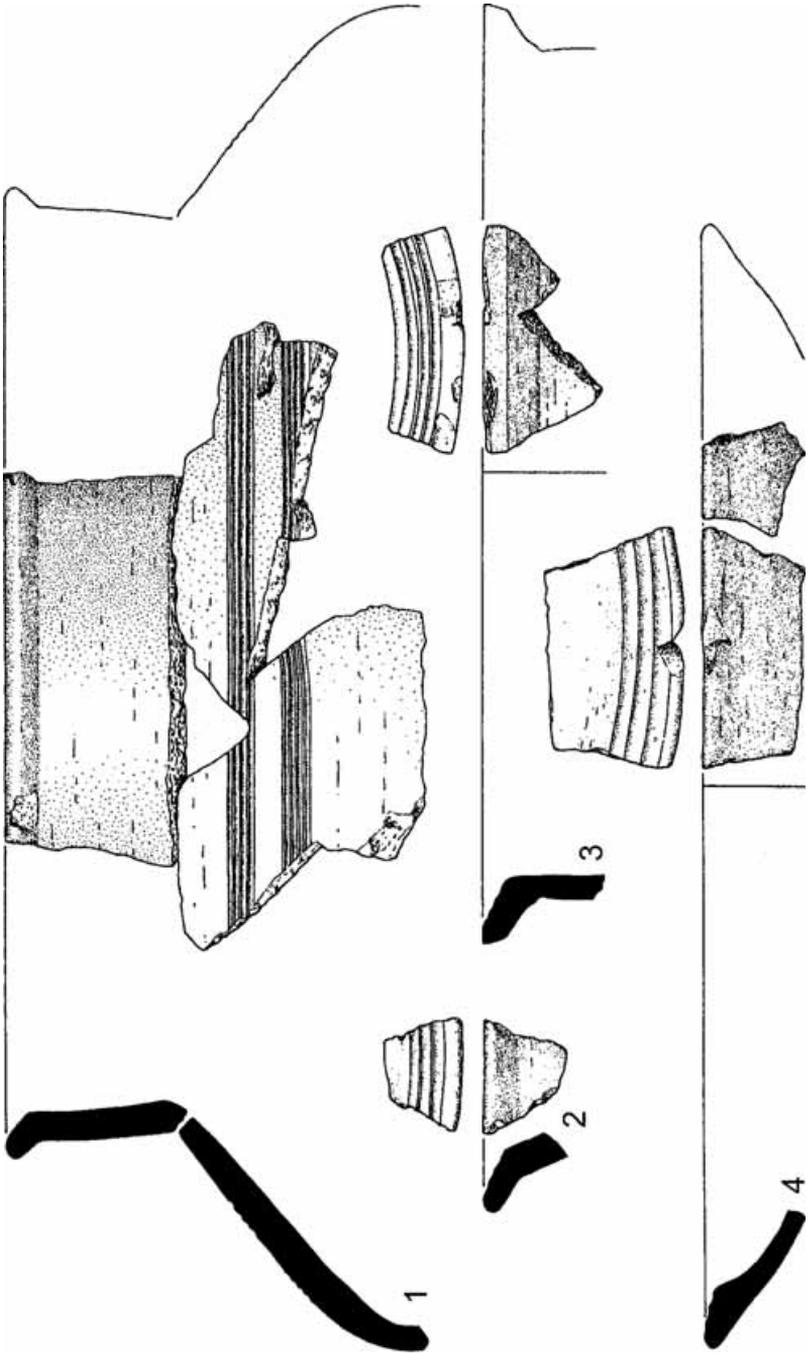


Abb. 8: Zylinderhalsgefäß und Schalen aus der oberen urnenfelderzeitlichen Schicht (M. 1:3).

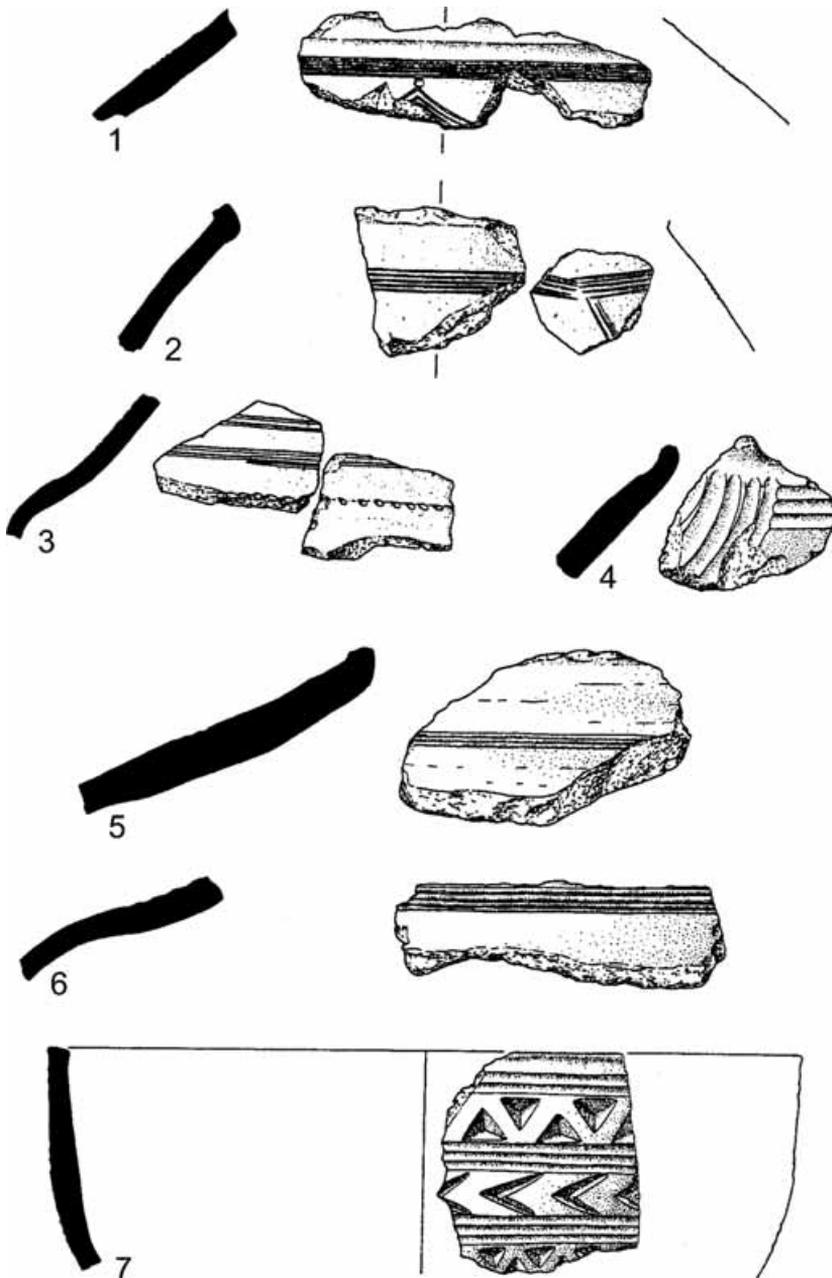


Abb. 9: Riefen- und kerbschnittverzierte Keramik aus der oberen urnenfelderzeitlichen Schicht (M. 1:3).

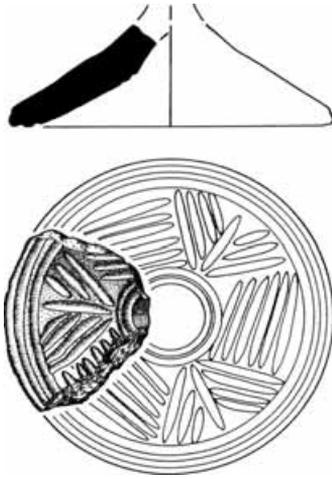


Abb. 10: Fragment eines tönernen „Stempels“ aus der oberen urnenfelderzeitlichen Schicht (M. 1:2) mit Rekonstruktionsversuch.

wobei der Schwerpunkt der Belegung jedoch im jüngeren Zeitabschnitt gelegen haben dürfte (Abb. 8).

Neben der groben Haushaltsware war in der ausgehenden Urnenfelderzeit eine sehr dünne, glattpolierte Feinkeramik im Gebrauch. Viele Gefäße dieser Warenart waren sparsam mit Riefen- und (seltener) mit Kerbschnittmustern verziert (Abb. 9). Überdies finden sich auf den Scherben dieser Gefäßgattung nicht selten Reste einer Bemalung aus roter Farbe oder metallisch glänzendem Graphit.

Unter den keramischen Funden der Urnenfelderzeit konnte auch das Fragment eines tönernen „Stempels“ identifiziert werden (Abb. 10). Solche Objekte sind auch aus anderen Siedlungen dieser Zeitstellung bekannt.<sup>27</sup> Eine überzeugende Funktionsansprache für diese Artefaktgruppe steht bislang allerdings noch aus.

Eine weitere keramische Sonderform der Urnenfelderzeit, die auch unter den „Rappenplatz“-Funden gut vertreten ist, bilden sogenannte „Feuerböcke“ (früher ihrer eigenartigen Form wegen auch „Mondidole“ genannt). Eines dieser Objekte, deren genaue Funktion ebenfalls noch unbekannt ist, konnte aus mehreren dicht zusammen aufgefundenen Fragmenten wieder zusammengesetzt werden (Abb. 11). Es stand offenbar einstmals nicht weit entfernt von einer im gleichen Bereich im Verlauf unserer Grabungen dokumentierten Herdstelle.

Unter den Metallfunden aus dem urnenfelderzeitlichen Schichtkomplex am „Rappenplatz“ ist zunächst die bronzene Klinge eines kleinen Messers zu nennen (Abb. 12, 1). Das etwa 10 cm lange, formal einfach gestaltete Objekt weist Spuren der Dangelung und Nachschärfung auf.

Daneben wurden in den urnenfelderzeitlichen Schichten mehrere Bronzenadeln, darunter zwei bronzene Rollenkopfnadeln, zwei Vasenkopfnadeln sowie eine Nadel ohne Kopf und weitere bronzene Kleinteile gefunden (Abb. 12, 2–11).

Eine im Kopf- und Halsbereich reich verzierte Vasenkopfnadel der Urnenfelderzeit wurde 2005 in Schnitt O 1 geborgen (Abb. 12, 2). Sie stammt aller-

<sup>27</sup> G. Diemer: „Tonstempel“ und „Sonnenscheiben“ der Urnenfelderkultur in Süddeutschland, in: Aus Frankens Vorzeit. Festgabe für Peter Endrich (Mainfränkische Studien, Bd. 37), Würzburg 1986, S. 37–63.

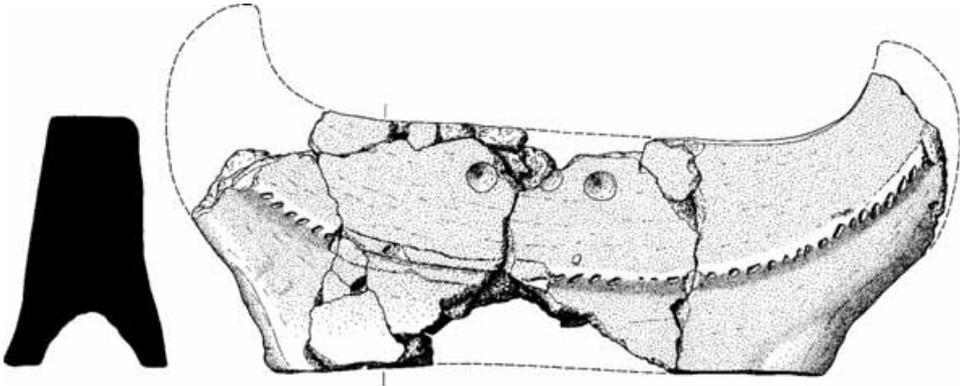


Abb. 11: Feuerbock, zusammengesetzt aus Fragmenten aus der oberen urnenfelderzeitlichen Kulturschicht (M. 1:3).

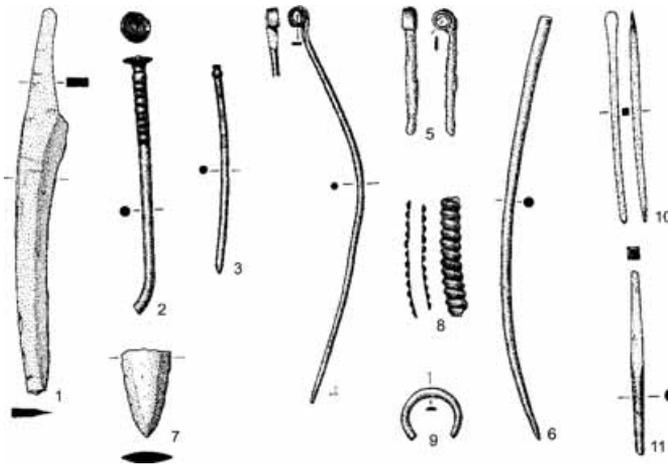


Abb. 12: Ausgewählte urnenfelderzeitliche Metallfunde der Grabungen 2000–2005 (M. 1:2).

dings nicht aus der urnenfelderzeitlichen Kulturschicht selbst, sondern dürfte im Zuge der eisenzeitlichen Umgestaltung der Rappenplatz-Terrasse umgelagert worden sein.

Die für die Schnitte L 1–3 beschriebene urnenfelderzeitliche Kulturschicht konnte aber auch an der Basis von Schnitt O 1 nachgewiesen werden, wobei die Schichtgrenzen nach Süden stark einfallen. Damit lässt sich die ehemalige Oberflächengestalt der Siedlungsterrasse heute wenigstens in ihren Grundzügen beurteilen.

### 3.4 Die Siedlung der Späthallstatt- und Frühlatènezeit

Die eben beschriebene ältere Siedlung am „Rappenplatz“ wurde, soweit sich dies aufgrund des verfügbaren Fundspektrums sagen lässt, um etwa 800 v. Chr. aufgelassen und es dauerte 200 bis 250 Jahre, bis sich wieder Menschen am „Rappenplatz“ niederließen. Im Zusammenhang damit steht eine grundlegende Umgestaltung der zu diesem Zeitpunkt noch weitgehend in ihrem ursprünglichen Zustand befindlichen Terrasse. Im Südprofil unseres Hauptschnitts L 1–3 manifestiert sich diese Umgestaltung durch eine künstlich aufgetragene dicke Schicht hellen Lehms. Erst darauf finden wir Hinweise auf intensivere Siedlungstätigkeiten. Darüber folgt eine weitere massive Lehmschicht, die eine zweite Neugestaltung der Terrasse belegt. Sie bildet die Basis für eine weitere Kulturschicht.

Die genaue Datierung der beiden Lehmaufschüttungen ist schwierig, da sich die nahezu fundleeren Schichten selbst zeitlich nicht näher fixieren lassen. Gewisse Anhaltspunkte für die Zeitstellung im Sinne eines *terminus ante quem* bieten aber die Funde aus den jeweils darüber liegenden Kulturschichten. Chronologisch aussagekräftig sind dabei insbesondere die wenigen Fibeln (*Abb. 13*).<sup>28</sup> Mehrere dieser zeittypischen Gewandschließen waren vollständig erhalten in den Boden gekommen und konnten mehr oder minder gebrauchsfähig geborgen werden.

Aus der unteren Kulturschicht stammen eine Schlangenfibel (*Abb. 13, 1*), zwei Paukenfibeln (*Abb. 13, 2–3*) sowie eine Doppelpaukenfibel (*Abb. 13, 4*). Es handelt sich allesamt um Formen, die für die späte Hallstattzeit (6./5. Jh. v. Chr.) kennzeichnend sind.<sup>29</sup>

Zwei weitere Fibeln, die dem oberen Schichtverband zugewiesen werden konnten, datieren in die anschließende Frühlatènezeit (5./4. Jh. v. Chr.). Eine zierliche Bronzedrahtfibel im Frühlatèneschema (*Abb. 13, 6*) stammt aus einer etwa 1,3 Meter großen, runden Vorratsgrube, die in älteren Kulturschichten eingetieft war. Diese Grube enthielt neben zahlreichen Scherben einfacher Gefäße auch große Mahlsteinfragmente aus Basaltlava. Deutlich größer ist eine vollständig erhaltene Fibel gleicher Grundform, die jedoch anders als die anderen Fibeln aus Eisen gefertigt wurde (*Abb. 13, 7*).

<sup>28</sup> Fibeln funktionieren nach dem Prinzip der Sicherheitsnadel und dienten in der Eisenzeit, in der in Mitteleuropa weder Knopf noch Reißverschluss bekannt waren, als üblicher Kleiderverschluss. Wichtiger als diese praktische Funktion ist für den Archäologen allerdings die Tatsache, dass die Form dieser Gewandschließen gewissen „Moden“ unterworfen war. Ihre Gestalt veränderte sich über die Jahrhunderte hinweg permanent. Aus diesem Grunde sind sie heute ein guter Indikator für das Alter der Fundschichten, in denen sie gefunden werden.

<sup>29</sup> Die Verknüpfung dieser Fibeltypen mit Kalenderjahren erfolgt über historisch oder naturwissenschaftlich genauer datierbare Fundkomplexe im gesamten mitteleuropäischen Raum. Insbesondere die Dendrochronologie (Baumringdatierung) hat in den letzten Jahrzehnten viel dazu beigetragen, dass wir nicht nur über die Abfolge der verschiedenen Objekttypen, sondern auch über ihr genaues Alter recht verlässliche Aussagen treffen können.

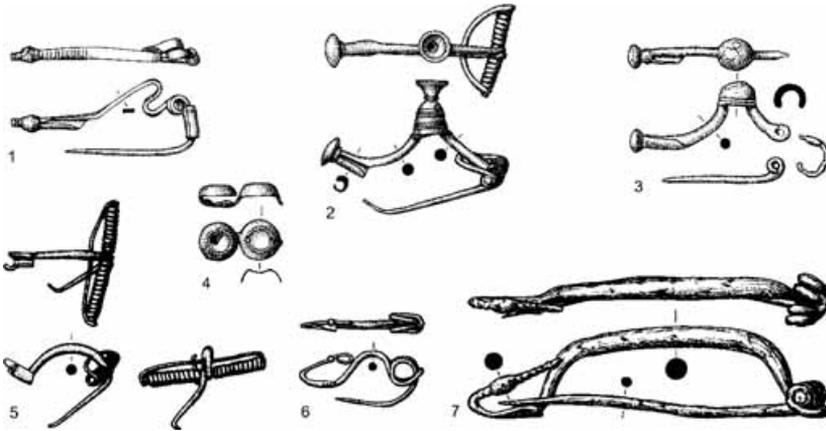


Abb. 13: Fibelfunde der Grabungen 2000–2005 (M. 1:2).

Auch die bereits 1971 gefundene, aus Bronze gegossene Masken- und Vogelkopffibula dürfte eher dem jüngeren der beiden eisenzeitlichen Schichtkomplexe zuzuordnen sein. Sie wurde in Abtrag II/1 des L 1–3 benachbarten Schnitts D gefunden.<sup>30</sup>

Die Zäsur zwischen beiden eisenzeitlichen Schichtkomplexen, die durch die massive zweite Lehmschüttung repräsentiert wird, lässt sich damit grob in die Zeit des Übergangs zwischen den Stufen Ha D und Lt A (um 450/470 v. Chr.<sup>31</sup>) datieren. Möglicherweise liegt sie aber noch etwas früher. Dafür könnte der Fundkontext einer kleinen Fußzierfibula (Abb. 13, 5) in Schnitt O 1 sprechen. Sie lag in einem Fundamentgräbchen, das unseres Erachtens eher dem jüngeren Abschnitt der eisenzeitlichen Besiedlungsperiode zuzurechnen ist.

### 3.4.1 Die Randbefestigung

Bereits die Topographie des „Rappenplatzes“ ließ die Existenz einer Randbefestigung vermuten, wird die bis zu 25 m breite Verebnungsfläche der Ostterrasse doch durch eine auffallend scharfe, bogenförmig verlaufende Kante von knapp 200 m Länge begrenzt. Endgültige Aufklärung in dieser Frage sollte ein 2003 begonnener Grabungsschnitt im Bereich der Terrassenkante (Schnitt N 0/1) bringen. Damals zeigte sich bereits in geringer Tiefe eine mas-

<sup>30</sup> G. Weihe, *Vorgeschichtliche Siedlungsspuren* (siehe Anm. 10), S. 132, Taf. 28, Fundnr. 406.

<sup>31</sup> Neuerdings wird verschiedentlich ein Beginn der Latènezeit bereits vor 500 v. Chr. diskutiert; siehe etwa Martin Trachsel: *Untersuchungen zur relativen und absoluten Chronologie der Hallstattzeit* (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, Bd. 104, 2 Teilbände), Bonn 2004.

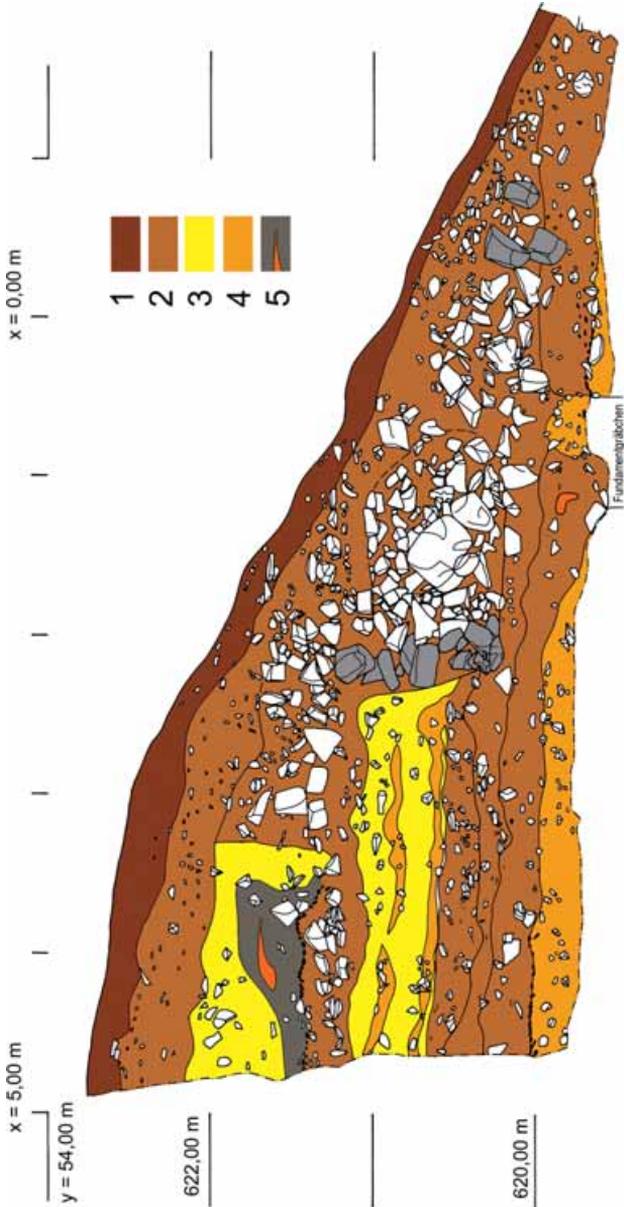


Abb. 14: Nordprofil von Schnitt N 0/1 mit Resten der späthallstattzeitlichen Trockenmauer. Legende: 1 Humoser Oberboden; 2 Kulturschicht (humos mit Holzkohleinschlüssen); 3 heller Verwitterungslehm; 4 lehmige Schicht mit Kulturresten; 5 Kulturschicht aus gebranntem Lehm mit viel Holzkohle. – Im zentralen Bereich der Steinpackung fehlte eine Humusmatrix, weshalb das Profil hier teilweise ausgebrochen ist (Strichelung). Grau hervorgehoben sind die Steine der Mauerinnen- und Maueraußenschale. – Das Profil schließt quasi unmittelbar an das in Abb. 5 vorgelegte Südprofil aus Schnitt L 1–3 an (Blick hier allerdings von Norden, deshalb spiegelverkehrt).



Abb. 15: Trockenmauer aus Weißjura-Kalksteinblöcken (Schnitt N 0/1). Senkrechtaufnahme der inneren Mauerschale. Es konnten noch drei bis vier Steinlagen dokumentiert werden. Allerdings waren etliche Steinblöcke aufgrund der Sprödigkeit des Materials bereits in situ zerbrochen.

sive Schüttung aus unregelmäßig ineinander verkeilten Kalksteinblöcken (Abb. 15). Mauerstrukturen ließen sich aber zunächst nicht erkennen.

Erst mit der weiteren Abtiefung dieses Schnittes im Jahre 2004 wurde die Basis einer etwa drei Meter breiten, zweischaligen Trockenmauer sichtbar. Von der Innenschale der aus unterschiedlich großen, frisch gebrochenen Kalksteinblöcken des lokalen Malm  $\alpha$  und  $\beta$  errichteten Mauer hatten sich noch drei bis vier Steinlagen gut erhalten (Abb. 16). Von der Außenschale der Mauer war hingegen nur noch die unterste Steinlage erhalten. Zwischen beiden Mauerschalen befand sich eine homogene Auffüllung aus teilweise sehr großen Kalksteinbrocken.

Wie sich im Profil (Abb. 14) zeigte, war die Basis der inneren Mauerschale etwa 0,4 m in die darunter liegende, urnenfelderzeitliche Kulturschicht eingetieft worden, ohne sie jedoch vollständig zu zerstören. Dies belegen mehrere urnenfelderzeitliche Herdstellen, die sich unter der Mauerbasis erhalten haben.

An die Mauer wurde wohl unmittelbar nach ihrer Errichtung bergseitig eine im Profil gut sichtbare dicke Lage weitgehend sterilen Verwitterungslehms angeschüttet. Darüber bildete sich während der Späthallstattzeit eine dünne Kulturschicht. Die Steinmauer dürfte die betreffende Lehmschüttung ursprünglich deutlich überragt haben, sie ist jedoch zweifellos recht schnell wieder verfallen. Davon zeugt ein breiter Schuttfächer aus Kalkstein-

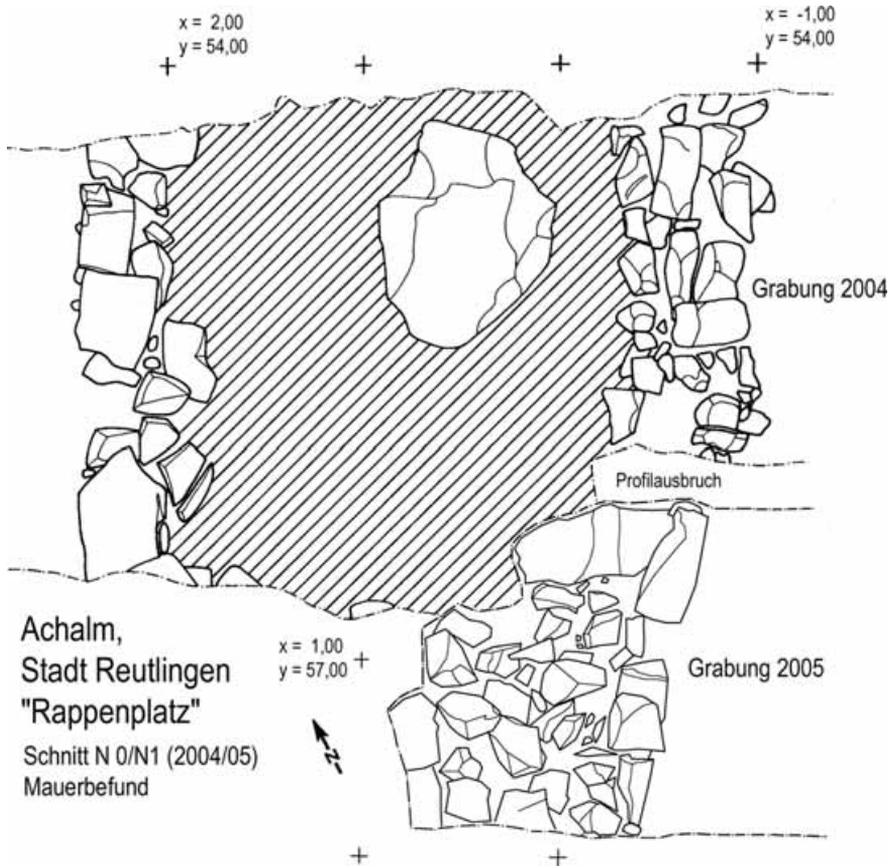


Abb. 16: Umzeichnung des Mauerbefunds im Schnitt N 0/1.

trümmern, der die erwähnte Kulturschicht nach oben hin abschließt. Darüber liegt ein dickes, hangparallel verlaufendes Paket aus gebranntem Lehm mit Holzkohleresten. Es wird hangseitig durch ein etwa 20 cm breites, mit hellem Lehm verfülltes Gräbchen begrenzt. Bei seiner Anlage wurde der darunter liegende Kalksteinschutfächer offensichtlich durchschlagen.

Wahrscheinlich stand hier einst eine Art Holzpalisade, die allerdings wieder entfernt worden sein muss, bevor man über der Brandschicht eine neue Lehm-schüttung aufplanierte. Dies würde jedenfalls die auffällige Füllung des Gräbchens mit dem gleichen hellen Verwitterungslehm wie in der darüber liegenden Schicht erklären. Auf dieser oberen Lehm-packung wiederum befindet sich eine weitere Kulturschicht, die – wie weiter oben gezeigt wurde – der Frühlatènezeit zugeschrieben werden kann.

Es ist anzunehmen, dass der Verlauf der in Schnitt N 0/1 dokumentierten Mauer im Wesentlichen der im Gelände noch heute gut sichtbaren Terrassenkante folgt (*Abb. 17*). Dies gilt insbesondere für den Bereich nördlich des Mauerschnitts, in dem sich der Terrassenrand in Form eines kleinen Walls im Gelände abzeichnet. Auch südlich dieses Schnitts lässt sich die Terrassenkante über eine lange Strecke gut verfolgen. Allerdings konnten in den Schnitten F (1973) und O 1 (2005), die beide diese Kante schneiden, keine Mauerreste nachgewiesen werden. Die markante Geländestufe in diesem Bereich dürfte vielmehr das Ergebnis von Erdbewegungen und Erosionsprozessen im Zusammenhang mit der Anlage und Nutzung des hier verlaufenden Weges sein. Dies bedeutet jedoch nicht zwangsläufig, dass die in N 0/1 nachgewiesene Mauer vor der Einmündung des Weges endete. Wahrscheinlicher ist, dass die Mauer einst weiter östlich verlief. Bei Anlage des Weges dürfte sie dann zumindest im Bereich der Wegtrasse zerstört worden sein.

Dafür, dass eine solche Mauer in diesem Bereich tatsächlich existierte, haben wir bislang allerdings nur indirekte Hinweise. Wichtiges Indiz dafür sind die massiven urgeschichtlichen Aufschüttungen, die in Schnitt O 1 dokumentiert worden sind. Sie setzen talseitig die Existenz einer solchen Mauer voraus. Es wäre wünschenswert, diese Hypothese später einmal durch weitere gezielte Prospektionen bzw. Grabungsschnitte zu überprüfen. Solche Untersuchungen hätten auch der Frage nachzugehen, wo der antike Zugang zur Achalm-Siedlung lag.

### 3.4.2 Siedlungsbefunde und Funde

Im Rückraum der in Schnitt N 0/1 nachgewiesenen mehrperiodigen Randbefestigung (in den Schnitten N 2, L 1–4, M 1) konnten im Verlaufe der Grabungen zahlreiche Befunde dokumentiert werden, die deutlich machen, dass in diesem Areal während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit intensiv gesiedelt wurde. Allein im Schnitt L 1–3 etwa konnten auf unterschiedlichen Niveaus Reste von fast 30 Herdstellen dokumentiert werden (*Abb. 19*). Es handelt sich, sofern die Erhaltungsbedingungen eine Beurteilung zulassen, um rundliche Platten aus angezeigeltm Lehm mit einem Unterbau aus regelmäßig gesetzten Bruchsteinen. Für diesen Unterbau wurde häufig nicht der lokal verfügbare Kalkstein, der unter Hitzeeinwirkung leicht zerspringt, verwendet. Vielmehr verwendete man einen plattigen, feuerfesten Braunjura-Sandstein, der erst deutlich unterhalb des „Rappenplatzes“ ansteht.

Diese Herdstellen konzentrierten sich vor allem im Westteil des Schnittes L 1–3 und weisen diesen Bereich damit als eine besondere Aktivitätszone aus. Zu dieser Aktivitätszone gehört auch ein etwa 2 × 2 m großer, unregelmäßig begrenzter Lehmestrich, der dem oberen eisenzeitlichen Schichtkomplex zuzuweisen ist. Er dürfte einen ehemaligen Hausstandort anzeigen, auch wenn

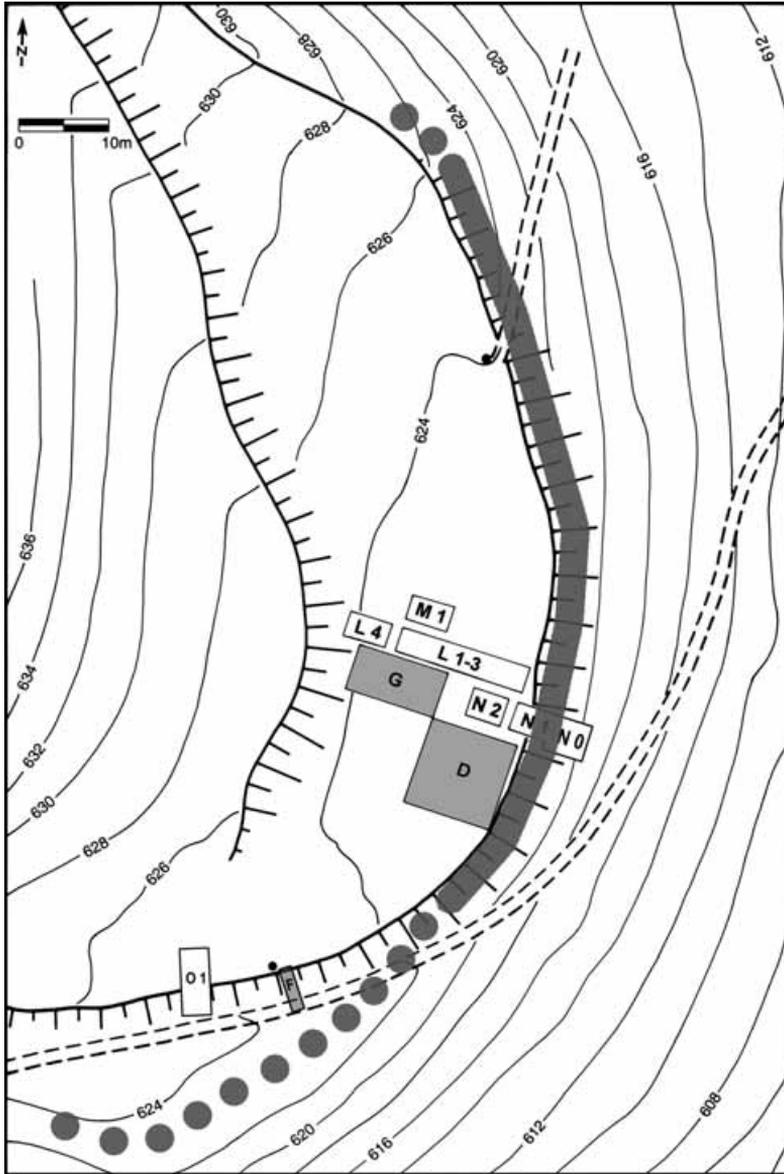


Abb. 17: Rekonstruktion des weiteren Verlaufs der jüngerhallstattzeitlichen Mauer aus Schnitt N 0/1. Durchgezogene Linie: wahrscheinlicher Mauerverlauf aufgrund von Grabungsergebnissen, Bohrungen und Topographie; gepunktet: hypothetische Fortsetzung. Zeichnung auf der Basis der von Rieth veranlassten topographischen Aufnahme.



Abb. 18: Reste eines Kuppelofens der Späthallstattzeit (Befund 160).

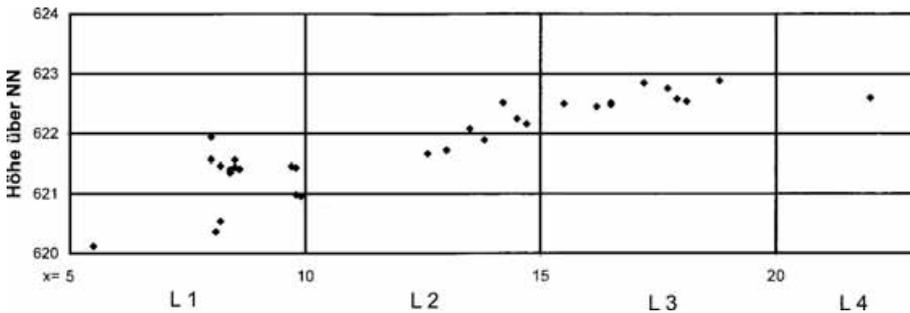


Abb. 19: Räumliche Verteilung der Herdstellen in den Grabungsflächen L 1 bis L 4.

aufgrund der begrenzten Grabungsfläche und jüngeren Störungen keine zugehörigen Pfostenlöcher nachzuweisen waren.

Neben diesen Herdstellen wurden in der unteren eisenzeitlichen Schicht (in den Schnitten L 2 und N 2) ferner zwei Befunde dokumentiert, die wir als Kuppelöfen ansprechen (Abb. 18). Ihr Unterbau, bestehend aus einer Steinsetzung, die mit einer Lehm-packung versiegelt wurde, entspricht jenem der Herdstellen. Bei den betreffenden beiden Befunden konnten darüber hinaus jedoch am Rande der Brandplatte Hinweise auf eine aufgehende Lehmwand beobachtet werden. Dabei dürfte es sich um die Reste einer ehemaligen Lehm-

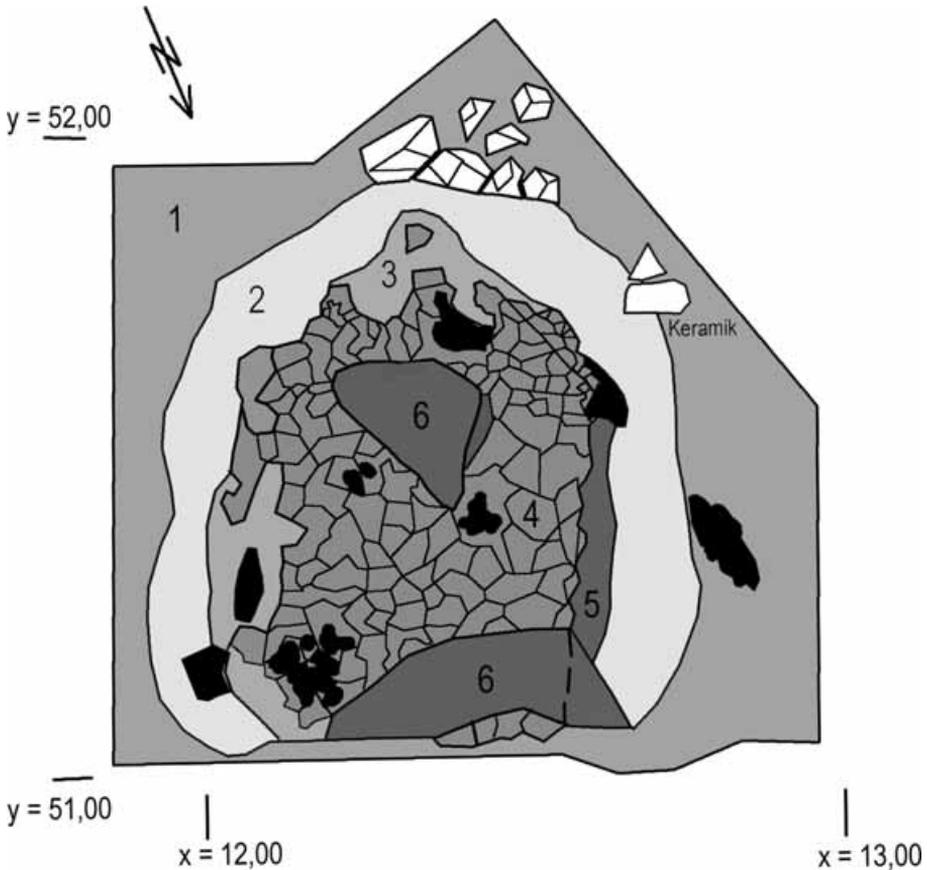


Abb. 20: Reste eines Kuppelofens der Späthallstattzeit (Befund 62).

Legende: 1 Grauer Lehm mit Holzkohleeinschlüssen: Kulturschicht der Späthallstattzeit; 2 Heller Lehm; 3 Heller Lehm, unter Hitzeeinwirkung rötlich verfärbt; 4 Verziegelter Lehm, darauf verschiedene Holzkohleflcken; 5 Reste der aufgehenden westlichen Ofenwand; 6 Gebrannte Lehmklumpen, evtl. verlagerte Reste der Ofenwand/-kuppel.

kuppel handeln (Abb. 20). Da Spuren handwerklicher Tätigkeiten aus dem engeren Bereich beider Befunde fehlen, ist zu vermuten, dass die beiden Öfen zum Backen genutzt wurden.

Die Masse des bei den aktuellen Grabungen aus dem eisenzeitlichen Schichtkomplex geborgenen Fundmaterials bilden Gefäßscherben und Tierknochen. Beide Komplexe sind noch nicht abschließend untersucht, so dass hier nur erste Hinweise gegeben werden können. Die Gefäßkeramik entspricht im Wesentlichen dem Material, das bei den Grabungen der 1970er

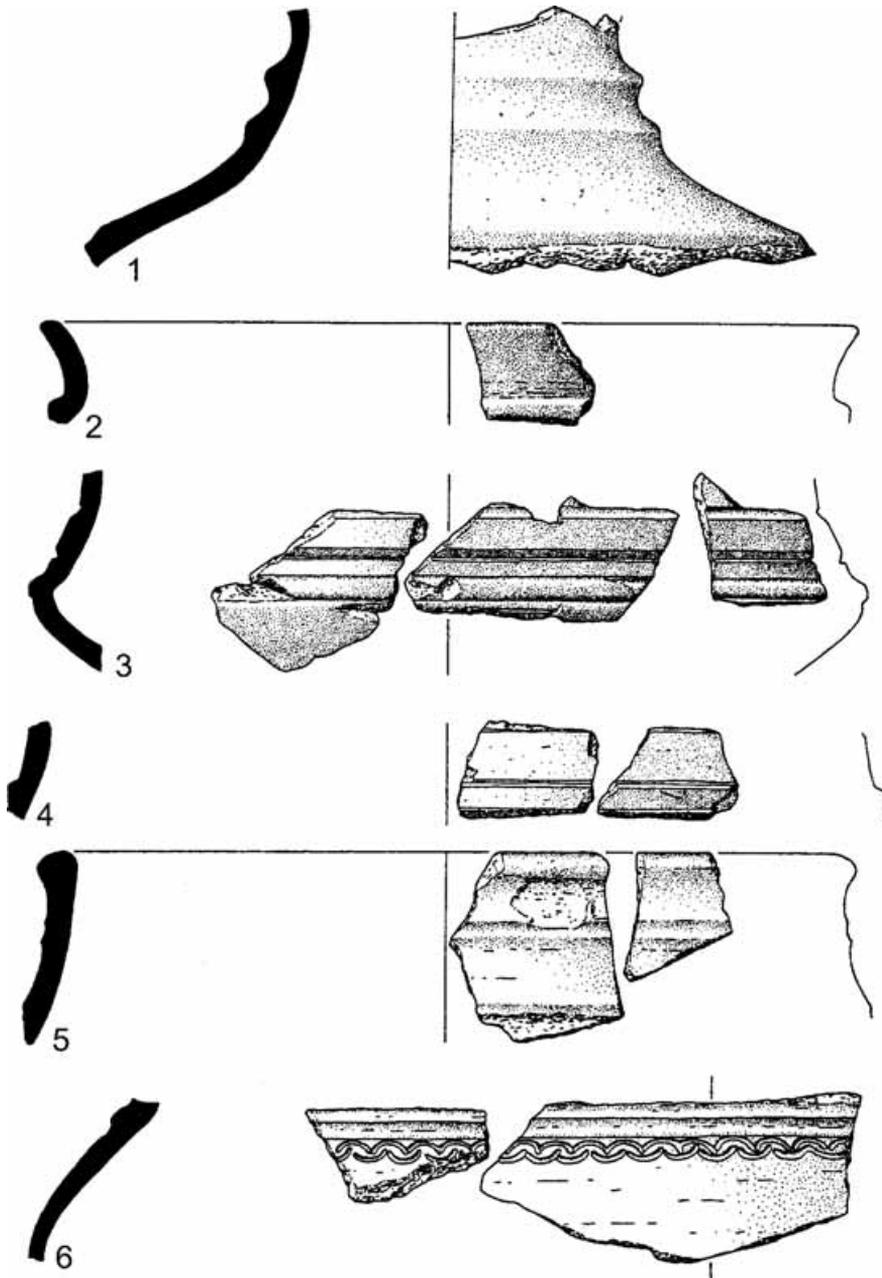


Abb. 21: Drehscheibenkeramik aus dem oberen eisenzeitlichen Schichtkomplex (M. 1:3).

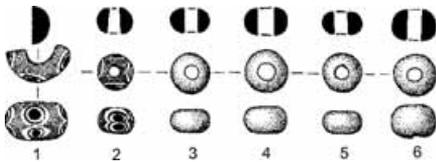
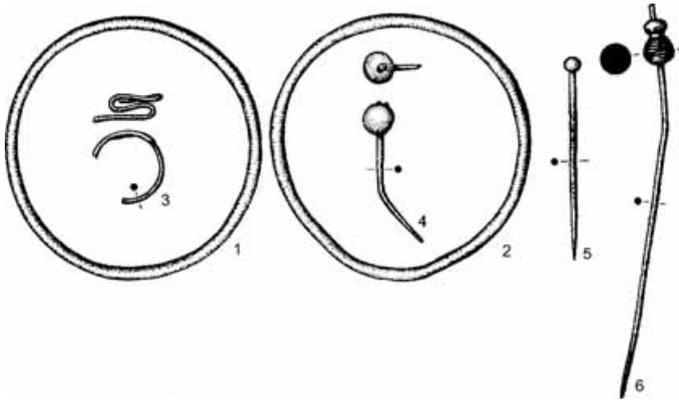


Abb. 22: Bronzeobjekte aus dem eisenzeitlichen Schichtkomplex (M. 1:2).

Abb. 23: Glasperlen aus dem eisenzeitlichen Schichtkomplex: 1, 2 Schichtaugenperlen (dunkelblau auf gelb bzw. auf hellblau), 3–6 monochrome Glasperlen (dunkelblau) (M. 1:2).

Jahre geborgen wurde. Dazu gehören insbesondere Schalen mit S-förmigem Profil, Schalen mit einziehendem Rand sowie eimerförmige Vorratsgefäße mit T-förmig ausgebildetem Rand.

Besonders hervorzuheben sind wenige auf der Drehscheibe gefertigte Gefäße, die allesamt aus dem jüngeren eisenzeitlichen Schichtpaket stammen (Abb. 21). Zu dieser Fundkategorie gehört auch der Halsbereich eines flaschenförmigen Gefäßes (Abb. 21, 1). Ein anderes auf der schnell rotierenden Drehscheibe gefertigtes Gefäß wurde sekundär mit einer Stempelverzierung versehen (Abb. 21, 6).<sup>32</sup> Zu den keramischen Funden aus den eisenzeitlichen Schichten gehören ferner einige Webgewichte sowie zahlreiche, zumeist unverzierte Spinnwirtel.

Neben Objekten aus gebranntem Ton sind am „Rappenplatz“ auch Gegenstände aus zahlreichen anderen Materialien gefunden worden. Nachgewiesen sind Eisen, Bronze, Glas, Bernstein, Koralle, Knochen, Geweih sowie verschiedene Gesteinsarten (Sandstein, Gneis, Tonschiefer, Sapropelit). Ein importierter Basaltbrocken diente einst als Getreidemühle. Geweihteile, die teil-

<sup>32</sup> Vom selben Gefäß sind bereits im Rahmen der Grabungen Rieths einige kleine Scherben gefunden worden. Siehe G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 125, Taf. 22, Fundnr. 305.

weise deutliche Schnittspuren aufweisen, belegen ferner, dass vor Ort Geweih verarbeitet wurde.<sup>33</sup>

Unter den Eisenfunden befindet sich neben zahlreichen Kleinteilen und nicht genauer ansprechbaren Objekten auch ein kleines Eisenmesser. Einziger eisenzeitlicher Waffenfund von der Achalm bleibt auch nach den neuen Grabungen eine schon 1974 gefundene 16 cm lange Eisenlanzenspitze mit kurzer Tülle.<sup>34</sup>

Unter den geborgenen Bronzefunden befinden sich, neben den bereits weiter oben vorgestellten Fibeln, unter anderem zwei unverzierte Armringe, ein einfacher Fingerring mit einer doppelten Schleife sowie eine Reihe von Nadeln. Eine davon besitzt einen Kugelkopf aus Koralle (*Abb. 22*).

Aus Glaspaste gefertigt sind zwei Schichtaugenperlen und eine Reihe monochrom blau gefärbter Glasperlen (*Abb. 23*). Weitere Perlen, die bei den neuen Grabungen geborgen wurden, sind aus Bernstein bzw. Sapropelit, einem fossilen Material, das im Gegensatz zum importierten Bernstein im schwäbischen Jura vorkommt.

### 3.4.3 Die menschlichen Skelettreste aus der Frühlatèneschicht

Eine etwas ausführlichere Behandlung verdienen die menschlichen Skelettreste, die bei den neuen Grabungen am „Rappenplatz“ gefunden wurden.<sup>35</sup> Abgesehen vom Fragment eines menschlichen Schädeldaches aus der oberen urnenfelderzeitlichen Kulturschicht, stammen alle aus Schichtzusammenhang geborgene Stücke aus der Endphase der Siedlung im 5./4. Jahrhundert v. Chr. Auffällig ist dabei, dass es sich ganz überwiegend um Schädelteile und große Extremitätenknochen handelt. Kleinere Knochen des postkranialen Skeletts sind im Fundmaterial hingegen nur in geringer Anzahl vertreten.<sup>36</sup> Von einer Ausnahme abgesehen, wurden die Knochen nicht mehr im Skelettverband angetroffen.

Besonders zahlreich waren entsprechende Funde in einer Schuttschicht oberhalb des erwähnten frühlatènezeitlichen Lehmestrichs im Westteil von Schnitt L 1–3. Dort sind im Abstand von nur wenigen Metern mehrere vollständige Schädelkalotten aufgefunden worden.

<sup>33</sup> G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 109–127, Taf. 5–23.

<sup>34</sup> Ebd., S. 134, Taf. 30, Fundnr. 436.

<sup>35</sup> Sven Fiedler: Die menschlichen Skelettreste vom „Rappenplatz“ auf der Achalm bei Reutlingen, Tübingen 2005 (ungedruckte Magisterarbeit 2005), sowie Sven Fiedler; Ulrich Veit; Joachim Wahl: Menschliche Skelettreste aus der eisenzeitlichen Höhensiedlung auf der Achalm, Stadt Reutlingen – Archäologischer Befund und anthropologische Untersuchungen. Fundberichte in Baden-Württemberg (in Vorbereitung zum Druck).

<sup>36</sup> 76,8 % des Komplexes bilden Schädelknochen. Unter den Knochen des postkranialen Skeletts überwiegen die langen Extremitätenknochen (12,7 % des Gesamtkomplexes); s. hierzu S. Fiedler, Menschliche Skelettreste (wie Anm. 35).

Eine aktuelle Analyse ergab eine Mindestanzahl von 11 Individuen unterschiedlichen Alters und Geschlechts. Darunter befinden sich zwei Kinder (2–5 bzw. 7–12 Jahre), zwei Jugendliche (13–17 Jahre) und sieben erwachsene Individuen aller Altersstufen.<sup>37</sup>

Schon Rieth hatte bei seinen Grabungen menschliche Skelettteile gefunden und diese als Hinweis auf ein gewaltsames Ende der Siedlung gedeutet. Allerdings spricht die geschilderte Zusammensetzung der Knochen, die tendenziell auch für die von Rieth geborgenen Skelettreste gilt, eindeutig gegen ein solches Szenario. Ein Kampfgeschehen am „Rappenplatz“ erklärt jedenfalls nicht die entsprechende Selektion. Außerdem würde man in diesem Falle spezifische Verletzungsspuren an den Knochen erwarten.

Wahrscheinlicher ist es, dass die Knochen erst sekundär, etwa nach einer zwischenzeitlichen Vergrabung an einem anderen Ort, an ihren Fundplatz verbracht wurden. Dafür spricht auch, dass die Knochen selbst keine Spuren von Karnivorenfraß zeigen, wie sie zu erwarten gewesen wären, wenn Leichen bzw. die noch frischen Knochen längere Zeit an der Oberfläche gelegen hätten.

Nicht auszuschließen ist, dass die aufgefundenen Skelettteile mit bestimmten, uns noch unbekanntem totenrituellen Praktiken in Zusammenhang stehen. Auch Beobachtungen an anderen archäologischen Fundplätzen aus vorrömischer Zeit in Mittel- und Westeuropa deuten auf Praktiken im Umgang mit den Toten, die uns heute merkwürdig und makaber erscheinen. Ob dabei – wie häufig unterstellt – auch Menschenopfer eine Rolle spielten, lässt sich heute allerdings nur schwer beurteilen.<sup>38</sup>

Aus dem Skelettfundkomplex fällt ein Schädel heraus, der verschiedene Verletzungen aufweist, die zum Zeitpunkt des Todes oder wenig später erfolgt sein müssen (*Abb. 24*). Er stammt von einer grazil gebauten Person, die zum Zeitpunkt ihres Todes etwa 20 bis 30 Jahre alt war. Eine Begutachtung<sup>39</sup> der Verletzungen ergab Hinweise auf Spuren stumpfer Gewalteinwirkung im Bereich des rechten Scheitelbeins. Das betreffende Individuum erhielt aber nicht nur diesen einen, mit einem stumpfen, harten Gegenstand ausgeführten Schlag auf den Kopf. Stirnbein und möglicherweise auch das Hinterhauptsbein weisen überdies typische Perforationen auf, die auf weitere Schläge mit einem spitzen, harten Gegenstand zurückzuführen sind.

Gut lässt sich ein Lochdefekt im Stirnbereich beurteilen. Hier wurde die Schädeldecke von außen nach innen von schräg rechts oben her durchstoßen.

<sup>37</sup> Mindestens drei weitere Individuen sind in den von Fiedler (ebd.) separat behandelten Knochen mit Brandspuren repräsentiert.

<sup>38</sup> Hans-Peter Kuhnen (Hrsg.): *Morituri. Menschenopfer – Totgeweihte – Strafgerichte* (Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier, Bd. 17), Trier 2000.

<sup>39</sup> Sie wurde von Joachim Wahl (Anthropologie) und Hans Günter König (Traumatologie) durchgeführt.



Abb. 24: Schädel aus Schnitt L 3 mit mehreren auffälligen Verletzungen (Erläuterungen im Text).

Der Querschnitt des Gegenstands, der das Schädeldach perforierte, dürfte raufenförmig mit Abmessungen von etwa 8 mal 5 mm gewesen sein. Weder unter den Funden des „Rappenplatzes“ noch von anderen Fundplätzen ist mir bislang ein Objekt bekannt, das ein solches Spurenbild hinterlassen könnte.<sup>40</sup>

Generell ist das Auftreten von Menschenknochen in urgeschichtlichen Siedlungen keine seltene Erscheinung. Allerdings fehlen unter den bislang bekannten Befunden<sup>41</sup> unmittelbare Parallelen zum Befund von der Achalm.

---

<sup>40</sup> Ein weiterer Lochbruch im Hinterhauptsbein des Schädels, der ungefähr in der Flucht der Stirnverletzung liegt, könnte durch die Einwirkung eines ähnlichen Objekts von innen nach außen entstanden sein. Allerdings ist die Spurenlage nicht eindeutig.

<sup>41</sup> Siegfried Kurz: Bestattungsbrauch in der westlichen Hallstattkultur (Tübinger Schriften zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie, Bd. 2), Münster 1997. – Günter Lange: Die

Außerdem muss betont werden, dass Gräber in unserem Raum auch in vorrömischer Zeit normalerweise bereits außerhalb des engeren Siedlungsraums angelegt wurden. Typisch für die Grabsitten der Hallstattzeit sind Grabhügel mit einer Zentralbestattung und einer unterschiedlichen Zahl von Nachbestattungen.<sup>42</sup> Daneben findet man zwischen den Grabhügeln mitunter auch Flachgräber.

Als Bestattungsplatz für die hallstattzeitlichen Siedler am „Rappenplatz“ bietet sich der „Scheibengipfel“, ein nach Westen weisender Sporn am Fuße des eigentlichen Bergkegels der Achalm an (*Abb. 1*). Dort ist im Gelände bis heute die Basis eines größeren, wohl eisenzeitlichen Grabhügels zu sehen. Dabei dürfte es sich um den letzten Überrest einer ehemals viel größeren Grabhügelnekropole handeln. Teile dieser Nekropole sind beim Bau des Wasserreservoirs 1963 zerstört worden. Weitere Grabhügel waren vor einigen Jahrzehnten noch gut im Gelände zu erkennen.

Die Reste eines Frauengrabes, das in der Endphase der Siedlung am „Rappenplatz“ angelegt wurde, hat man übrigens bereits 1934 im Abraum eines Braunjura-Steinbruchs am Südfuß des Rangenberg – also noch im Blickfeld der Siedler vom „Rappenplatz“ – gefunden.<sup>43</sup>

#### 4. Die urgeschichtliche Siedlung auf der Achalm im regionalen Kontext

Die obigen Ausführungen mögen genügen, um anzudeuten, was die aktuellen Ausgrabungen auf der Achalm in den vergangenen Jahren an neuen Erkenntnissen erbracht haben. Dieses Wissen ist zunächst primär von lokalgeschichtlicher Bedeutung. Es trägt darüber hinaus aber zweifellos auch zu unserem generellen Wissen über die Siedlungs- und Wirtschaftsweise in vorrömischer, speziell in frühkeltischer Zeit bei.

Wie seit langem bekannt ist, bilden Höhengründungen, teilweise mit umfangreichen künstlichen Befestigungsanlagen, ein wesentliches Element der Siedlungslandschaft der Bronze-, Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuro-

---

menschlichen Skelettreste aus dem Oppidum von Manching (Die Ausgrabungen in Manching, Bd. 7), Wiesbaden 1983.

<sup>42</sup> Hartwig Zürn: Hallstattforschungen in Nordwürttemberg (Veröffentlichungen des staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe A, Bd. 16), Stuttgart 1970. – Konrad Spindler: Der Magdalenenberg bei Villingen. Ein Fürstengrabhügel des 7. vorchristlichen Jahrhunderts (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 5), Stuttgart 1976, 2. Aufl. 1999.

<sup>43</sup> Gustav Adolf Rieth: Ein Grabfund der Früh-La-Tène-Zeit vom Rangenberg, in: RGB NF 11, 1973, S. 55–57.

pas. Die Spärlichkeit der archäologischen Quellen<sup>44</sup> – zumeist stehen nur Oberflächenfunde oder Funde aus schlecht dokumentierten Notgrabungen zur Verfügung – hat bislang allerdings ein tieferes Verständnis der Struktur dieses Siedlungssystems verhindert. Erst mit der zunehmenden Verfügbarkeit von Ergebnissen systematischer archäologischer Untersuchungen an einzelnen dieser Plätze beginnen mögliche Zusammenhänge deutlicher zu werden.

Die Grabungen auf der Achalm stehen hier in einer Reihe von Forschungsprojekten, die bereits in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts ansetzt. Damals führte Gerhard Bersu (1889–1964) auf dem „Goldberg“ im Nördlinger Ries erste systematische Ausgrabungen durch. Als Ergebnis konnte er unter anderem einen vorläufigen Gesamtplan der dortigen späthallstattzeitlichen Siedlung mit zahlreichen Gebäudegrundrissen vorlegen. Leider ist die Grabungsdokumentation im Krieg zerstört worden, so dass eine Überprüfung dieses Plans heute nicht mehr möglich ist.<sup>45</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen die bis heute andauernden archäologischen Forschungen auf der „Heuneburg“ bei Hundersingen an der oberen Donau, an deren Durchführung neben Wolfgang Kimmig (Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen) als zuständiger Denkmalpfleger auch Gustav Adolf Rieth beteiligt war. Aufgrund der dabei aufgefundenen außergewöhnlichen Architekturreste und Funde der späten Hallstattzeit, darunter die bislang einzige Lehmziegelmauer nördlich der Alpen und Fragmente attischer Keramik, erlangte dieser Fundplatz rasch überregionale Bedeutung.<sup>46</sup> Er wurde kennzeichnend für den Typus des sogenannten „Fürstensitzes“. Darunter versteht man eine befestigte Zentralsiedlung mit umwehrter „Burg“, offener Untersiedlung sowie Großgrabhügeln mit reich ausgestatteten Gräbern in der näheren Umgebung.<sup>47</sup> Im südwestdeutsch-ostfranzösisch-schweizerischen Raum kennen wir heute eine ganze Reihe von Siedlungen dieses Typs.

Daneben gibt es aber in diesem Raum auch zahlreiche „normale“ Höhensiedlungen, die in jüngerer Zeit Gegenstand von Forschungsbemühungen wa-

<sup>44</sup> Jörg Biel: Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 24), Stuttgart 1987.

<sup>45</sup> Hermann Parzinger: Der Goldberg. Die metallzeitliche Besiedlung (Römisch-Germanische Forschungen, Bd. 57), Mainz 1998.

<sup>46</sup> W. Kimmig, Heuneburg (wie Anm. 7).

<sup>47</sup> Wolfgang Kimmig: Zum Problem späthallstattzeitlicher Adelssitze, in: Karl-Heinz Otto, Joachim Herrmann (Hrsg.): Siedlung, Burg, Stadt. Studien zu ihren Anfängen (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte, Bd. 25), Berlin 1969, S. 95–113. – Franz Fischer: Stichwort „Fürstensitze“ § 2 Jüngere Hallstattzeit und Frühlatènezeit, in: Reallex. der Germ. Altertumskunde, 2. Aufl. Bd. 10, 1996, S. 220–232 (mit jüngerer Literatur).

ren. Ein weiteres groß angelegtes siedlungsarchäologisches Projekt galt beispielsweise der ur- und frühgeschichtlichen Höhensiedlung auf dem „Runden Berg“ bei Bad Urach. Hier fanden ab 1967 unter Leitung von Vladimir Milojević (Universität Heidelberg) umfangreiche Ausgrabungen statt.<sup>48</sup> Obwohl im Mittelpunkt dieses Forschungsprojekts die Siedlungsspuren aus nachrömischer Zeit (frühe Alamannen, Hochmittelalter) standen, konnte auf der kleinen Kuppe (711 m) auch eine umfangreiche Besiedlung in vorrömischer Zeit nachgewiesen werden. Zahlreiche Kleinfunde sowie Reste von Herdstellen und Gebäuden belegen eine Siedlung nicht nur in der Eisenzeit, sondern bereits in der vorangehenden Bronze- und Urnenfelderzeit.<sup>49</sup> In der Späthallstatt- und Frühlatènezeit dürfte diese Siedlung allerdings nur den Charakter eines Hofplatzes gehabt haben.

Nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt vom Runden Berg finden wir im Bereich des späteren Oppidums Heidengraben in ähnlicher Höhenlage eine weitere Siedlung gleicher Zeitstellung. Im Gegensatz zur Siedlung auf dem Runden Berg ist sie allerdings zur Albhochfläche hin völlig offen, Reste einer Befestigung sind im Gelände nicht nachzuweisen.<sup>50</sup>

Demgegenüber bot der „Lochenstein“<sup>51</sup> bei Hausen am Tann (Zollernalbkreis), ein freistehender, 962 m hoher Tafelberg über dem Eyachtal, seinen Bewohnern rundum einen hervorragenden natürlichen Schutz. Entsprechend war die 2,5 ha große Gipffläche in urgeschichtlicher Zeit mehrfach besiedelt, unter anderem in den auf der Achalm repräsentierten Zeitabschnitten. Gerhard Bersu, der hier bereits 1923 erste Sondagen durchführte, gelang es im Rahmen von räumlich begrenzten Grabungen unter anderem zwei Gebäudegrundrisse aus der Eisenzeit zu dokumentieren.

Aber die Siedlungen in vorrömischer Zeit lagen keineswegs alle auf den Höhen. Dies zeigt der unmittelbar im Neckartal gelegene Siedlungsplatz in Rotenburg-Siebenlinden, der zwischen 1987 und 1990 vom Landesdenkmalamt

<sup>48</sup> Helmut Bernhard: *Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 14)*, Stuttgart 1991.

<sup>49</sup> Jutta Stadelmann: *Funde der vorgeschichtlichen Perioden aus den Plangrabungen 1967–1974. Der Runde Berg bei Urach, Bd. IV (Heidelberger Akad. d. Wissenschaften, Schr. d. Komm. f. Alamannische Altertumskunde, Bd. 7)*, Sigmaringen 1981. – Jutta Pauli: *Die urgeschichtliche Besiedlung des Runden Bergs bei Urach (Der Runde Berg bei Urach, Bd. 10, 1 u. 2)*, Sigmaringen 1994.

<sup>50</sup> Thomas Knopf: *Der „Heidengraben“ bei Grabenstetten. Archäologische Untersuchungen zur Besiedlungsgeschichte (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, Bd. 141)*, Bonn 2006, mit Beiträgen von Ch. Bock u. A. Lehmkuhl, P. Kieselbach, M. Rösch, R. Schreg sowie M. und H.-P. Uerpmann. Ich danke den Verfassern für die Möglichkeit, das Manuskript schon vor der Drucklegung einzusehen.

<sup>51</sup> Gerhard Bersu; Peter Goessler: *Der Lochenstein bei Balingen*, in: *Fundberichte aus Schwaben NF 2, 1922–24*, S. 73–103.

Baden-Württemberg großflächig ausgegraben wurde.<sup>52</sup> In einem Areal von etwa 2 ha konnten dabei zahlreiche Vorrats-, Keller- und Pfostengruben dokumentiert werden, die zu einer offensichtlich unbefestigten Ausdehnung gehörten, die parallel zur jüngeren Siedlung auf der Achalm bestand. Nicht weit von dieser Siedlung entfernt lag ein Gräberfeld („Lindele-Ost“) mit 76 Grabhügeln und über 100 Brandgrubengräbern, das sogar über den Zeitraum der Belegung der Siedlung hinaus genutzt wurde.

Wir kennen somit heute im Bereich der Schwäbischen Alb eine Reihe von Siedlungen der Späthallstatt- und Frühlatènezeit, die trotz unterschiedlicher Erhaltungsbedingungen insgesamt doch recht ähnliche Siedlungsstrukturen aufweisen. Wo flächenhaft gegraben werden konnte, sind neben Pfosten- und Kellergruben vor allem Grubenhäuser dokumentiert worden, ausnahmsweise auch Reste von Hausböden bzw. Hausgrundrissen. Die Siedlungsfläche liegt – soweit beurteilbar – jeweils unter 3 ha. Entsprechend der unterschiedlichen Größe können wir von Hofplätzen bzw. kleineren Dörfern sprechen.

Die Ähnlichkeit der erhobenen Siedlungsbefunde kontrastiert auffällig mit der sehr unterschiedlichen topographischen Situation dieser Siedlungen. Neben mehr oder minder offenen, ungeschützten Lagen (wie in Rottenburg) finden wir Siedlungen in extremer natürlicher Schutzlage (wie auf dem Lochenstein, dem Runden Berg und auf der Achalm).

Die Siedlung auf der Achalm hebt sich allerdings durch die neu nachgewiesene künstliche Befestigung von den anderen hier genannten Siedlungen ab. Dies wirft die Frage auf, ob wir es bei der Achalm-Siedlung mit einem besonderen Siedlungstypus zu tun haben, der zwischen den „Fürstensitzen“ von der Art der Heuneburg einerseits und den einfachen unbefestigten Siedlungen andererseits steht.

Eine solche Schlussfolgerung ist verlockend, doch scheint sie bei unserem gegenwärtigen Wissensstand noch nicht hinreichend abgesichert. Aus dem Fundmaterial selbst lassen sich bislang nämlich keine ergänzenden Argumente für eine Sonderstellung dieses Platzes ableiten. Dokumentiert werden konnte zwar ein breites Spektrum handwerklicher Tätigkeiten, es fehlen aber Hinweise auf eine besondere Spezialisierung oder soziale Abgrenzung der hier lebenden Menschen. Auch der Aufwand zur Errichtung der Befestigung am Osthang der Achalm ist nicht außergewöhnlich. Er dürfte in etwa jenem Aufwand entsprechen, den wir zur Errichtung eines sogenannten „Herrenhofes“, wie wir sie heute vor allem aus großen Teilen Bayerns kennen<sup>53</sup>, annehmen müssen.

---

<sup>52</sup> Hartmann Reim: Siedlungen der Hallstattzeit in Rottenburg a. N., Kreis Tübingen, in: Fürstensitze, Höhenburgen, Talsiedlungen. Bemerkungen zum frühkeltischen Siedlungswesen in Baden-Württemberg, Stuttgart 1995, S. 38–46.

<sup>53</sup> Alfred Reichenberger: „Herrenhöfe“ der Urnenfelder- und Hallstattzeit, in: Peter Schauer (Hrsg.), Archäologische Untersuchungen zum Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit

Andererseits kann die Möglichkeit einer besonderen Funktion der Achalm-Siedlung im Siedlungssystem der mittleren Schwäbischen Alb zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch nicht ausgeschlossen werden. Wichtigstes Argument dafür ist – neben der Befestigungsmauer – die herausgehobene topographische Lage dieses Platzes.

In jedem Fall aber zeigt ein Blick auf die weiteren hier vorgestellten Siedlungsplätze, dass – ähnlich wie dies jüngst für den Breisgau beschrieben wurde<sup>54</sup> – zwischen Siedlungen in der Ebene und Höhensiedlungen nicht zwangsweise ein struktureller Unterschied bestehen muss. Kennzeichnend für die ältereisenzeitliche Siedlungsweise im Untersuchungsraum scheint vielmehr eine weitgehend segmentäre Siedlungsstruktur. Dabei hatte sich – entsprechend der lokalen Bedingungen – jeweils eine unterschiedlich große Zahl von Haushaltungen an einem bestimmten Ort niedergelassen.

Eine besondere Schutzlage war dabei ganz offensichtlich keine generelle Voraussetzung für das Überleben einer Siedlung. Die geläufige These, die die Entstehung der Höhensiedlungen vor allem auf äußere Bedrohung und ein Schutzbedürfnis in Krisenzeiten zurückführt, muss mit einem Fragezeichen versehen werden. Warum man dennoch in vielen Fällen ausgeprägte Schutzlagen aufsuchte, was ja mit gewissen ökonomischen Nachteilen (wie einer schlechten Wasserversorgung und einem weiteren Weg zu den Wirtschaftsflächen) erkauf werden musste, bleibt letztlich unklar. Möglicherweise ist bei der Wahl bestimmter Siedlungsplätze auch ein gewisses Repräsentationsbedürfnis der betreffenden Gemeinschaften in Rechnung zu stellen.

Generell dürfte aber das landwirtschaftliche Potential in der näheren Umgebung der jeweiligen Siedlungsstelle einer der Schlüsselfaktoren für die Siedlungsplatzwahl gewesen sein. Dabei spielte es offenbar keine entscheidende Rolle, dass die Albböden eine im Durchschnitt etwas geringere Bodengüte aufweisen als die Böden im Vorland. Neuere paläobotanische Untersuchungen haben gezeigt, dass das landwirtschaftliche Betriebssystem der älteren Eisenzeit auf 300 m Höhe offensichtlich ebenso gut funktionierte wie auf 700 m Höhe.<sup>55</sup>

Ob daneben auch andere Rohstoffe – wie die in diesem Zusammenhang häufig genannten Bohnerzvorkommen – Einfluss auf die Standortwahl von Siedlungen genommen haben, muss erst noch systematisch untersucht werden. Für die Siedlung auf der Achalm kann dies indes bereits ausgeschlossen werden.

---

zwischen Nordsee und Kaukasus. Ergebnisse eines Kolloquiums in Regensburg 28.–30. Oktober 1992 (Regensburger Beiträge zur Prähistorischen Archäologie, Bd. 1), Regensburg/Bonn 1994, S. 187–215.

<sup>54</sup> Jutta Klug-Treppel: Hallstattzeitliche Höhensiedlungen im Breisgau (Forsch. und Ber. zur Vor- u. Frühgesch. in Baden-Württ., Bd. 73), Stuttgart 2003.

<sup>55</sup> Siehe den Beitrag von M. Röscher in: Knopf, Der „Heidengraben“ bei Grabenstetten (wie Anm. 50).

Sicherlich spielten bei der Siedlungsplatzwahl auch verkehrstopographische Gesichtspunkte eine gewisse Rolle. So finden wir Siedlungen bevorzugt entlang der Verkehrsachsen, die die Schwäbische Alb erschlossen. Man sollte auch diesen Aspekt indes nicht überbewerten. Die beschriebenen Siedlungen dürften sich mit den wichtigsten Gütern des täglichen Lebens selbst versorgt haben. Was darüber hinaus etwa an Werkzeug und Schmuck von außen in die Siedlungen kam, kann über periodisch stattfindende regionale Märkte oder „fliegende Händler“ im Tausch gegen agrarische Produkte erworben worden sein. Insgesamt darf der Umfang des Warenverkehrs und der individuellen Mobilität in dieser Zeit nicht überschätzt werden.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen erklärt sich der beobachtbare qualitative Unterschied zwischen den Siedlungen am Albnordrand und der Heuneburg mit ihren exzeptionellen Befunden schon aus der geographischen Situation. Dabei ist nicht nur an die zweifellos wesentlich günstigere Verkehrsanbindung der Heuneburg über die Donau zu denken. Zu berücksichtigen sind vielmehr auch die durchschnittlich hochwertigeren Böden, die das Donautal im Vergleich zur Alb aufzuweisen hat. Ich bin davon überzeugt, dass die ältereisenzeitlichen Gemeinwesen in unseren Breiten ihren Wohlstand in erster Linie der Fruchtbarkeit der Böden und der Effizienz ihres landwirtschaftlichen Betriebssystems verdanken. Dieser Wohlstand schuf erst die Spielräume für die Ausdehnung des sekundären Wirtschaftssektors, also der handwerklichen Produktion.

## **5. Bilanz und Ausblick**

Die neuen Ausgrabungen haben erfreulicherweise den archäologischen Fundbestand vom „Rappenplatz“ beträchtlich bereichert und schon dadurch verschiedene Ansatzpunkte für weiterführende Forschungen geschaffen. Insbesondere aber haben sie dazu geführt, dass wir die Siedlung am „Rappenplatz“ selbst und ihre Entwicklung heute sehr viel besser beurteilen können, als dies auf der Grundlage der Grabungen Rieths möglich war. So besteht heute kein Zweifel mehr daran, dass an diesem Ort während der beiden im Fundmaterial hauptsächlich repräsentierten Perioden (11.–9. und 6.–4. Jh. v. Chr.) intensiv gesiedelt und gewirtschaftet wurde. Aufgrund der Topographie des Fundplatzes ist es wahrscheinlich, dass die zur Siedlung gehörenden Wirtschaftsflächen am ehesten nördlich und östlich des „Rappenplatzes“ lagen.

Die Funde der älteren, urnenfelderzeitlichen Siedlung liegen am „Rappenplatz“ heute in einer Tiefe bis zu drei Metern. Sie sind durch Abschwemmprozesse teilweise kleinräumig zum Rand der Terrasse hin verlagert worden, wo der entsprechende Schichtkomplex eine Mächtigkeit von bis zu einem Meter hat. Dies deutet auf die Existenz einer noch nicht näher bekannten Rand-

befestigung bereits in dieser Zeit hin. Diese älteste Siedlung scheint allerdings, wie so viele Siedlungen in dieser Zeit, bereits nach kurzer Blüte um etwa 800 v. Chr. wieder aufgegeben worden zu sein.

Eine Neubesiedlung der Terrasse lässt sich erst im Verlaufe des 6. Jahrhunderts v. Chr. fassen. Sie ist mit einer tiefgreifenden Umgestaltung dieses Platzes verbunden. Dazu gehört die Errichtung einer massiven, knapp 3 m breiten Trockensteinmauer sowie eine Terrassierung des Geländes. Im unmittelbar hinter dieser Mauer gelegenen Bereich wurden in dieser Zeit mehrere Kuppelöfen errichtet und betrieben.

Dieser ersten Umgestaltung folgt wahrscheinlich im Verlauf des 5. Jahrhunderts v. Chr. eine zweite Terrassierung. Sie dürfte mit einer Erneuerung der Randbefestigung mittels einer Holzpfeilerkonstruktion verbunden gewesen sein. Aus dieser Phase stammen wahrscheinlich auch die reichen Siedlungsreste im rückwärtigen, bergseitigen Bereich der Terrasse, wo in dieser Zeit mindestens ein Gebäude in Holz-Flechtwerk-Lehm-Bauweise gestanden haben dürfte. Die Siedlungstätigkeit endet spätestens im frühen 4. Jahrhundert v. Chr. mit der Auflösung der Siedlung.

Damit in Zusammenhang steht die „Deponierung“ einer größeren Zahl menschlicher Skelettreste im Siedlungsschutt oberhalb des erwähnten Gebäudes. Nach den Ergebnissen einer aktuellen anthropologischen Analyse handelt es sich um Reste von mindestens 11 Individuen unterschiedlichen Alters und Geschlechts.

Der „Rappenplatz“ blieb danach für mehr als 1000 Jahre unbesiedelt. Umfangreichere Kulturreste, vor allem Ziegel, aber nur wenig Keramik, finden sich erst wieder im Mittelalter bzw. in der frühen Neuzeit. Es ist allerdings bisher unklar, wie man sich diese Bebauung vorzustellen hat und wann sie genau erfolgte. Hinweise auf eine noch jüngere Besiedlung fehlen.

Die potentielle Siedlungsfläche am „Rappenplatz“ selbst war zu allen Zeiten recht begrenzt. Deshalb wird man von einer relativ kleinen Gemeinschaft von vielleicht nur einigen Dutzend Menschen ausgehen, die einst hier lebte. Dies gilt selbst dann, wenn wir in Rechnung stellen, dass der „Rappenplatz“ nur Teil einer größeren Siedlung war, die auch das ebenfalls eher kleine Gipfelplateau mit einschloss. Letzteres ist zumindest für die Eisenzeit zu vermuten. Anders machte die Errichtung einer so aufwendigen Befestigungsanlage wie der am „Rappenplatz“ nachgewiesenen keinen Sinn. Wenige Lesefunde vom Gipfelplateau sowie von den angrenzenden Steilhängen scheinen diese These zu bestätigen.

Inwiefern die Achalm insgesamt auch in anderen als den im Bereich des „Rappenplatzes“ nachgewiesenen Epochen besiedelt war, lässt sich ohne weitere systematische Grabungen, die auch das Gipfelplateau einschließen, nicht abschließend beurteilen. Hinweise auf eine mögliche spätkeltische, römische und alamannische Besiedlung geben aber zwei an der Achalm gefundene keltische Goldmünzen (sogenannte „Regenbogenschüsselchen“), vier römische

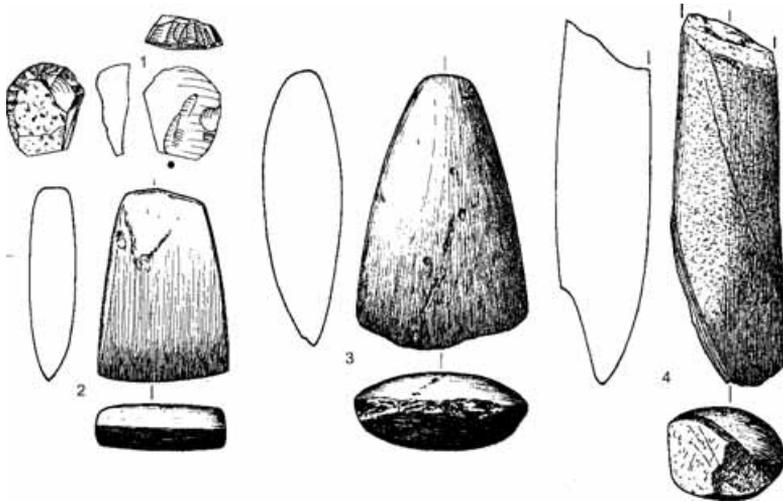


Abb. 25: Funde der steinzeitlichen Perioden vom „Rappenplatz“: 1 Kratzer, 2–4 Steinbeile (M. 1:2).

Münzen sowie das Bruchstück einer repräsentativen Gürtelschnalle aus Bronze mit stark stilisiertem Tierkopf des 5. Jahrhunderts n. Chr.<sup>56</sup>

Die Hinweise auf eine steinzeitliche „Begehung“<sup>57</sup> der Achalm sind bislang noch spärlich und beschränken sich im Wesentlichen auf einige Steinbeile bzw. Steinbeilfragmente aus dem jüngeren Abschnitt der Jungsteinzeit (Abb. 25, 2–4). Aus dem oberflächennahen Bereich von Schnitt N 0 stammt außerdem ein daumnagelgroßer Kratzer aus getempertem Feuerstein mit gut ausgeprägter Kratzerstirn (Abb. 25, 1). Die Bearbeitungsmerkmale deuten darauf hin, dass dieses Werkzeug möglicherweise bereits am Ende der Altsteinzeit, also vor rund 10 000 Jahren, entstand. Damit wäre es der älteste Fund von der Achalm.

Was immer auch künftige archäologische Forschungen an Wissen noch zutage fördern werden, so ist schon heute klar, dass die Achalm mit ihren archäologischen Fundstellen ein wichtiges frühes Kulturdenkmal der Reutlinger Region bildet. Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass dieses Denkmal heute obertägig nahezu unsichtbar ist. Diese Einsicht gilt es in Zukunft noch stärker als bisher im Bewusstsein der Reutlinger zu verankern. Erfolgreicher Denkmalschutz ist nicht allein eine juristische Frage, sondern setzt immer auch ein öffentliches Bewusstsein vom historischen Wert der zu schützenden Objekte voraus.

<sup>56</sup> G. Weihe, Vorgeschichtliche Siedlungsspuren (wie Anm. 10), S. 62 f.

<sup>57</sup> Keine Besiedlung nachweisbar, aber Anzeichen für Anwesenheit des Menschen.

In diesem Sinne wäre es wünschenswert, dass die wichtigsten Funde von der „Achalm“ mittelfristig im Rahmen einer archäologischen Dauerausstellung im Heimatmuseum präsentiert werden und nicht in einem dunklen Depot verschwinden. Darüber hinaus könnten Spaziergänger und Wanderer etwa im Rahmen eines archäologisch-historischen Wanderwegs direkt vor Ort in angemessener Form über die frühe Geschichte dieses Platzes – die Zeit der Burg eingeschlossen – informiert werden.

## Dank

Zum Schluss ist es mir eine angenehme Pflicht, den verschiedenen Institutionen, Kommunen, Vereinen und Unternehmen zu danken, die die nötigen Finanzmittel zur Durchführung der Grabungen am „Rappenplatz“ bereitgestellt haben. Zu nennen sind hier insbesondere die Eberhard-Karls-Universität Tübingen, das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen (heute: Regierungspräsidium Tübingen, Ref. 25 Denkmalpflege), die Stadt Reutlingen, die Gemeinde Eningen u. A., der Reutlinger Geschichtsverein e. V., der Eninger Heimat- und Geschichtsverein e. V., der Universitätsbund Tübingen e. V., der Tübinger Verein zur Förderung der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie e. V., die Oberschwäbischen Elektrizitätswerke sowie die Kreissparkasse Reutlingen.

Mein Dank geht aber auch an die zahlreichen privaten Sponsoren, die durch teilweise beträchtliche Geldspenden ebenfalls ganz wesentlich zum Fortgang der Forschungen auf der Achalm beitrugen. Gleiches gilt für die zahlreichen Studierenden und freiwilligen Helferinnen und Helfer, die an den Feldarbeiten mitwirkten. Namentlich genannt seien hier stellvertretend für alle A. Hornung und G. Dehlinger, die dem Projekt über Jahre hinweg die Treue hielten.

Zu ganz besonderem Dank bin ich A. Willmy M. A. verpflichtet, der nicht nur mit viel Geschick die zahlreichen technischen und logistischen Probleme löste, mit denen wir vor Ort konfrontiert waren, sondern der sich auch mit großem Einsatz um die sorgfältige Dokumentation der Befunde kümmerte und mir als kundiger Diskussionspartner für alle Probleme der Befundinterpretation zur Verfügung stand.

Zahlreiche weitere Personen gewährten praktische Unterstützung und fachlichen Rat. Ich kann hier nur einige namentlich nennen: Dr. Dorothee Ade-Rademacher, Prof. Dr. Erhard Bibus, Dr. Jörg Biel, Dr. Alfred Czarnetzki, Dr. Gerhard Dietl, Prof. Dr. Manfred K. H. Eggert, Dr. Guntram Gassmann, Sven Fiedler M.A., PD Dr. Harald Floss, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Günter Hausch, Dr. H. G. Jansen, Dr. Albrecht Kalbfell, Dr. Friedrich Klein, Dr. Thomas Knopf, Werner Krauß, Tilmann Marstaller M.A., Prof. Dr. Hartmann Reim, Prof. Dr. Barbara Scholkmann, Matthias Seitz M.A., Dr. Hans-Peter Stika, Dr. Werner Ströbele, PD Dr. Joachim Wahl, Gudrun Weihe M.A.

Ein Wort des Dankes ist nicht zuletzt auch an die ersten Ausgräber um Gustav Adolf Rieth zu richten. Sie haben nicht nur unser Interesse für diese Fundstelle zu wecken vermocht, sondern auch wichtige Vorarbeiten geleistet.<sup>58</sup> Wie Rieth, lebte er noch, die neuen Grabungen und ihre Ergebnisse kommentieren würde, wissen wir leider nicht. Aber wir können immerhin gewisse Vermutungen darüber anstellen. Wie ich bei der erneuten Lektüre seines letzten Vorberichtes feststelle, haben wir uns zumindest, was die Dauer der Kampagnen, die Mannschaftsstärke und die organisatorischen Voraussetzungen betrifft, an die Empfehlungen, die er dort an mögliche spätere Ausgräber richtete, gehalten.<sup>59</sup> Unter diesen Voraussetzungen ist es gelungen, die stratigraphischen Verhältnisse am „Rappenplatz“ zumindest in ihren Grundzügen zu klären. Rieth würde dies zweifellos anerkennen. Ganz besonders gefreut hätte ihn aber sicherlich die Entdeckung der von ihm bereits vermuteten urgeschichtlichen Befestigungsanlage. Dass diese Entdeckung erst im zehnten Grabungsjahr (2004) erfolgte, macht vielleicht am besten deutlich, welches Forschungspotential noch in diesem Fundplatz steckt.

**Abbildungsnachweise:** Abb. 1, 3, 5, 7, 14, 16, 17: Hans Joachim Frey und Ulrich Veit, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen; Abb. 2, 4, 6, 15, 18, 19: U. Veit; Abb. 8, 9–13, 21–23, 25: H. J. Frey; Abb. 20: U. Veit auf Basis der Feldaufnahme von D. Demnick; Abb. 24: H. Jensen, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen.

**Fundnachweise** (Abkürzungen: FKNr. = Fundkomplexnummer, FNr. = Fundnummer, RS = Randscherbe, WS = Wandscherbe):

*Abb. 8:* 1 WS eines Zylinderhalsgefäßes (FKNr. 354), 2 RS einer Schale mit riefenverziertem Rand, Graphitbemalung (FKNr. 318), 3 RS einer steilwandigen Schale mit ausladendem riefenverziertem Rand, Graphitbemalung (FKNr. 298), 4 RS einer flachen Schale mit riefenverziertem Rand, Graphitbemalung (FKNr. 294).

*Abb. 9:* 1 WS mit Riefenverzierung in Girlandenform, Graphitbemalung (FKNr. 354), 2 WS mit Riefenverzierung (FKNr. 318), 3 WS mit Riefen- und Einstichverzierung (FKNr. 318), 4 WS mit breiter Riefenverzierung (FKNr. 218), 5 WS mit Riefenverzierung (FKNr. 421), 6 WS mit Riefenverzierung (FKNr. 287), 7 RS einer riefen- und kerbschnittverzierten Schale (FKNr. 186).

*Abb. 10:* „Stempel“, Ton (FKNr. 439).

<sup>58</sup> Besondere Erwähnung verdient dabei der Höhenlinienplan im Maßstab 1:500, dessen Erstellung Rieth zum Abschluss seiner Arbeiten veranlasste. Siehe G. A. Rieth, Vierter Vorbericht (wie Anm. 2), S. 114.

<sup>59</sup> G. A. Rieth, Vierter Vorbericht (wie Anm. 2), S. 115. Rieth empfahl seinen Nachfolgern Kampagnen von mindestens 4 bis 5 Wochen mit 8–10 Mann, eine regen- und windsichere Unterkunftshütte und ein Grabungszelt.

*Abb. 11:* Feuerbock, Ton (FNr. 223).

*Abb. 12:* 1 Bronzemesser (FNr. 167), 2 Vasenkopfnadel mit verziertem Kopf und Hals, Bronze (FNr. 270), 3 kleine Vasenkopfnadel, Bronze (FNr. 243), 4, 5 Rollenkopfnadeln, Bronze (FNr. 178, 278), 6 Nadel ohne Kopf, Bronze (FNr. 185), 7 Klingenspitze, Bronze (FNr. 241), 8 Bronzespirale (FNr. 279), 9 Bronzeringlein (FNr. 276), 10 Bronzespattel (FNr. 300), 11 Bronzefriem (FNr. 266) (alle M. 1:2).

*Abb. 13:* 1 Schlangenfibel (FNr. 168), 2, 3 Paukenfibeln (FNr. 158, 163), 4 Doppelpaukenfibel (FNr. 110), 5 Fußzierfibel (FNr. 268), 6 Drahtfibel (FNr. 40), 7 Fibel, Eisen (FNr. 13).

*Abb. 21:* 1 Flasche (FKNr. 5), 2–5 Drehscheibenware (FKNr. 21, 176, 176, 66), 6 Stempelverziertes Gefäß (FKNr. 182, 183 und 21; ein weiteres bei den neuen Grabungen geborgenes Fragment dieses Gefäßes wurde nicht abgebildet).

*Abb. 22:* 1, 2 Bronzearmringe (FNr. 2 u. 3), 3 Fingerring (FNr. 77), 4 Bronzenadel mit Korallenkopf (FNr. 214), 5 Bronzenadel mit kleinem Kugelkopf (FNr. 227), 6 Nadel mit mehrgliedrigem Bronzekopf (FNr. 108).

*Abb. 23:* 1, 2 Schichtaugenperlen (FNr. 93, 30), monochrome Glasperlen (FNr. 1, 6, 17, 74).

*Abb. 24:* Schädel mit perimortalen Verletzungen (FNr. 63).

*Abb. 25:* 1 Feuersteinkratzer (FNr. 285), 2–4 Steinbeile (FNr. 201, 115, 80).

## Die Beziehungen zwischen der Zisterzienserabtei Königsbronn und der Reichsstadt Reutlingen im Mittelalter

Von Wolfgang Zimmermann

Manchem Reutlinger mag es verwunderlich erscheinen, dass sich in der Stadt bis heute ein Gebäudekomplex befindet, der durch seine Bezeichnung als „Königsbronner Klosterhof“ weit über das regionale Umfeld der ehemaligen Reichsstadt hinausweist. Und genauso überraschend mag es sein, dass fast 700 Jahre lang – präzise datiert zwischen 1308 und 1802/03 – vielfältige Beziehungen zwischen der kleinen Zisterzienserabtei Königsbronn und der Reichsstadt Reutlingen bestanden haben, die heute kaum mehr im Bewusstsein der Bürgerinnen und Bürger der Stadt präsent sind. Die 700. Wiederkehr des Gründungstags der Zisterzienserabtei (1303–2003) war Anlass, den Etappen dieser „ungleichen Partnerschaft“ nachzugehen<sup>1</sup> – einer Geschichte, die in ersten Jahrzehnten nach dem Ende der staufrischen Herrschaft in Südwestdeutschland ihren Anfang nimmt und die erst mit der grundlegenden Neugestaltung der politischen Ordnung im frühen 19. Jahrhundert ihr Ende findet. Mit dieser zeitlichen Umschreibung erweist sich das Thema zugleich als eine nicht unbedeutende Facette der Geschichte Reutlingens als Reichsstadt – und dies nicht nur wegen der zeitlichen Dauer, sondern mehr noch wegen der sachlichen Bezüge. Ausgangspunkt der Verbindungen zwischen Königsbronn und Reutlingen war das Heilige Römische Reich, konkreter: waren die Könige an der Schwelle vom Hoch- zum Spätmittelalter, also an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert.

Hier in unserer Region waren zu dieser Zeit die Kämpfe zwischen König Rudolf von Habsburg und Graf Eberhard I. von Württemberg und seinen Verbündeten im Gange, unter denen sich auch die Grafen von Helfenstein befanden.<sup>2</sup> Auf der einen Seite stand der Habsburger, der unter dem Anspruch

<sup>1</sup> Vorliegender Text dokumentiert, um Quellen- und Literaturangaben erweitert, den Vortrag, der aus Anlass des 700-jährigen Jubiläums der Zisterzienserabtei Königsbronn auf Einladung von Geschichtsverein und Volkshochschule am 6. Oktober 2003 in Reutlingen gehalten wurde. Für die Darstellung konnte auf die umfassenden Materialsammlungen zurückgegriffen werden, die im Rahmen der Arbeiten des Landesarchivs Baden-Württemberg für die Kreisbeschreibungen Reutlingen und Heidenheim erarbeitet worden sind.

<sup>2</sup> Einen Überblick bietet Meinrad Schaab: Art. Spätmittelalter, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, hrsg. v. M. Schaab u. H. Schwarzmaier, Bd. 1/2, Stuttgart 2000, S. 1–144, hier: S. 47–59; für den engeren Raum Sönke Lorenz: Frühe Herrschaftsentwick-

der Revindikation des Reichsgutes, also der Sicherung bzw. Wiedererlangung des Reichsbesitzes, im deutschen Südwesten zugleich den Ausbau seiner Hausmacht in Schwaben vorantrieb; auf der anderen Seite finden sich die Grafen von Württemberg, die konsequent an der räumlichen Ausdehnung und der herrschaftlichen Verdichtung ihres Territoriums arbeiteten. Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts waren die Württemberger in das Ermstal vorgedrungen: 1254 erhielt Graf Ulrich von Württemberg im Tausch gegen die Hälfte der Burg Wittlingen von Graf Heinrich von Fürstenberg die halbe Burg Urach. 1265 übernahm Württemberg gegen die Zahlung von 3100 Mark Silber die gesamte Uracher Herrschaft.

Württemberg war nun der mächtigste Territorialherr zwischen Neuffen, Achalm und Urach. Doch diese Vormachtstellung war nicht unbestritten. Im Weg stand nicht zuletzt die Stauferstadt Reutlingen. Spätestens seit der Mitte des 13. Jahrhunderts sind hier Strukturen zu erkennen, die deutlich machen, dass der von den Staufern vorangetriebene Prozess der Stadtwerdung zu einem Abschluss gekommen war: 1245 findet sich erstmals die Bürgerschaft, die „civitas“, in den Quellen genannt.<sup>3</sup>

1262 sah es zunächst danach aus, als ob Württemberg als Sieger aus der Auseinandersetzung hervorgehen würde, konnte man doch in der Spätphase der Stauferherrschaft die Achalmvogtei zusammen mit der Stadtvogtei als Pfand in seinen Besitz bekommen. Mit der Wahl von Rudolf von Habsburg zum König im Jahr 1273 änderten sich jedoch die Verhältnisse. Der König ging daran, die alten Reichsbesitzungen in sog. Reichslandvogteien zusammenzufassen. Hier in unserem Raum wurde die niederschwäbische Reichslandvogtei geschaffen, der auch die Achalmvogtei und die Reutlinger Stadtvogtei einverleibt wurden.<sup>4</sup> Die Achalm war das Zentrum dieser Landvogtei, Graf Albrecht II. von Hohenberg, ein Schwager des Königs, der erste Vogt.

1287 zog Rudolf im Zug seiner Landfriedenspolitik gegen die konkurrierenden Fürstengeschlechter in Schwaben militärisch zu Feld: Nachdem der Habsburger mehrere württembergische Burgen im Neckarraum zerstört hatte, zog er auch gegen die Verbündeten der Württemberger, nämlich die Grafen von Helfenstein. Im Raum zwischen Schwäbisch Gmünd und Giengen/Heidenheim befand sich vermutlich staufischer Besitz, der inzwischen in helfensteinische Hand gekommen war. Im September 1287 hielt sich der König in der Reichsstadt Giengen auf und belagerte erfolgreich den Herwartstein, eine Burg in helfensteinischem Besitz, die in strategisch günstiger Lage an einer en-

---

lung, in: Der Landkreis Reutlingen, hrsg. v. der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), 2 Bde., Sigmaringen 1997, Bd. 1, S. 94–111 (zitiert: KB Reutlingen).

<sup>3</sup> WUB IV, Nr. 1045; bereits 1241 ist ein Schultheiß belegt: WUB IV, Nr. 963.

<sup>4</sup> Hans-Georg Hofacker: Die schwäbischen Reichslandvogteien im späten Mittelalter (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit, Bd. 8), Stuttgart 1980.

gen Talstelle am Brenzursprung, dem Brenztopf, gelegen war.<sup>5</sup> Durch das Brenztal lief eine wichtige Handelsroute, die von Augsburg kommend über Giengen, Heidenheim und Aalen bis ins Remstal zog und dort Anschluss an die Verkehrsverbindung in das Rheinland fand.

Wenige Jahre später, 1291, verstarb aber Rudolf. Die Kurfürsten waren zunächst dagegen, mit Albrecht, dem Sohn Rudolfs, erneut einen Habsburger zum König zu wählen. Man entschied sich für Adolf von Nassau. Die von Rudolf von Habsburg mühsam geschaffenen Machtpositionen kamen schnell wieder ins Wanken. Die Besiegten von gestern waren die Sieger von heute. 1298 wurde die niederschwäbische Reichslandvogtei Graf Eberhard von Württemberg übertragen; der Herwartstein, also die kleine Herrschaft mit der wichtigen Burg oberhalb des Brenztopfs, kam wieder in die Hand der Helfensteiner. Es waren somit wieder die Machtverhältnisse entstanden, gegen die Rudolf von Habsburg ein knappes Vierteljahrhundert zuvor erfolgreich angekämpft hatte. Dies war die Ausgangsposition, als sich 1298 Albrecht, der Sohn Rudolfs, militärisch und politisch gegen Adolf von Nassau durchsetzen konnte. Adolf von Nassau fiel in der entscheidenden Schlacht bei Göllheim. Der Habsburger konnte die Opposition im Reich militärisch 1301/02 niederzwingen. Nun galt es, die gewonnene Machtposition dauerhaft zu sichern, hier um die Achalm genauso wie auf der Ostalb am Brenztopf.

Eine dauerhafte Machtposition im Bereich des Herwartsteins aufzubauen, war für den König kaum möglich; zu disparat waren die Rechte der niederschwäbischen Reichslandvogtei in diesem Raum, zu weit entfernt die Haus-



König Albrecht I. (Albertus) von Habsburg (1298–1308), Gründer des Klosters Königsbronn.

<sup>5</sup> Vgl. die Notiz in den Annalen des Klosters Neresheim zu 1287: „Hoc anno castrum Herwartstain a rege [Rudolfo] obsessum comiti de Oettingen presentatur.“ *Annales Neresheimenses*, hrsg. v. A. Giefel (Württembergische Geschichtsquellen, Bd. 2), Stuttgart 1888, S. 1–33, hier: S. 21; vgl. auch *RImp VI/1* Nr. 2120 a, 2121. – Für den Zusammenhang siehe Stephan Molitor; Wolfgang Zimmermann: *Herrschaft und Territorien*, in: *Der Landkreis Heidenheim*, hrsg. v. d. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), 2 Bde., Stuttgart 1999/2000, Bd. 1, S. 164–190 (zitiert: KB Heidenheim).

güter der Habsburger. Albrecht entschied sich deshalb für einen anderen Weg: Er gründete zu Füßen der Burg Herwartstein ein Kloster.

Auf dem Hintergrund dieser Entwicklung wird deutlich, dass die Stiftung Teil der Territorialpolitik Albrechts war, mit der der König in den Jahren um 1300 systematisch habsburgische Positionen in Schwaben ausbaute.<sup>6</sup> Sonst ließe sich die ungewöhnliche Gründung auch kaum erklären. Zum einen fällt die Errichtung eines Klosters in einer Gegend, in der die Habsburger als Stifterfamilie kaum Eigengut besaßen, aus dem Schema spätmittelalterlicher Gründungsvorgänge heraus, zum anderen war die Errichtung eines Zisterzienserklosters zu Beginn des 14. Jahrhunderts nicht mehr zeitgemäß.

Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden in Südwestdeutschland keine neuen Klöster der „alten“ Orden mehr. Mit den hochmittelalterlichen Städtegründungen war die Zeit der Bettelorden angebrochen.<sup>7</sup> In Esslingen wurden zwischen 1230 und 1282 vier Konvente begründet: der Dominikaner (1230/33), Franziskaner (1237), Karmeliter (1275) und der Augustiner-Eremiten (1282).<sup>8</sup> In Reutlingen lebten seit 1275 Barfüßermönche<sup>9</sup>, in Tübingen finden wir seit 1262 Augustiner-Eremiten und seit 1272 Franziskaner<sup>10</sup>.

Die Welle der Neugründungen von Zisterzienserklöstern war längst zum Erliegen gekommen. Die Bewegung war 1098 von Cîteaux ausgegangen, wo

<sup>6</sup> Zum Beispiel 1302 Kloster und Stadt Blaubeuren, 1303 Vogtei über die Abtei Zwiefalten; vgl. Franz Quarthal: Art. Vorderösterreich, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. I/2, hrsg. v. M. Schaab u. H. Schwarzmaier, Stuttgart 2000, S. 587–781, hier: S. 604 f. (mit ausführlicher Darstellung der einzelnen Erwerbungen); ders.: Vorderösterreich in der Geschichte Südwestdeutschlands, in: Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten, hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Stuttgart 1999, S. 14–59, hier: S. 32. – Zu Königsbronn siehe Wilfried Schöntag: Kloster Königsbronn, in: Der Besitz der südwestdeutschen Zisterzienserabteien um 1340/50 (Erläuterungen zum Historischen Atlas von Baden-Württemberg, Karte VIII/4), Stuttgart 1975, S. 7 f.

<sup>7</sup> Vgl. den Überblick mit weiterführender Literatur bei Isnard W. Frank OP: Die Bettelorden und ihre Präsenz im „Schwäbischen“, in: Württembergisches Klosterbuch, hrsg. v. W. Zimmermann u. N. Priesching, Ostfildern 2003, S. 49–64 (Karte S. 57) zu den Dominikanern siehe Thomas Berger: Die Ausbreitung der Dominikaner in den Städten des südwestdeutschen Raumes, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 17 (1998), S. 143–162.

<sup>8</sup> Vgl. Robert Uhlend: Die Esslinger Klöster im Mittelalter, in: Esslinger Studien 8 (1961), S. 7–42; Walter Bernhardt: Die Dominikaner und Franziskaner in Esslingen. Gedanken zu ihrer Niederlassung sowie zum Bau und zur Finanzierung ihrer Klöster, in: Esslinger Studien 28 (1989), S. 1–24; den Forschungsstand zusammenfassend siehe Joachim J. Halbekann: Art. „Esslingen. Dominikaner, Franziskaner, Sackbrüder, Karmeliter, Augustiner-Eremiten“, in: Württembergisches Klosterbuch (wie Anm. 7), S. 234–238.

<sup>9</sup> Vgl. KB Reutlingen (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 339; Johannes Gatz: Art. „Reutlingen, Franziskanerkloster“, in: Alemannia Franciscana Antiqua 17 (1972), S. 128–168; Daniel Gotzen: Art. „Reutlingen, Franziskaner“, in: Württembergisches Klosterbuch (wie Anm. 7), S. 395 f.

<sup>10</sup> Wilfried Setzler: Art. „Tübingen. Augustiner-Eremiten, Franziskaner“, in: Württembergisches Klosterbuch (wie Anm. 7), S. 472–474 (mit älterer Lit.).

Robert von Molesme die erste Zisterze begründet hatte. Mit Bernhard von Clairvaux, der sich 1112 diesem jungen Reformzweig des Benediktinerordens angeschlossen hatte, begann die explosionsartige Ausbreitung des Zisterzienserordens.<sup>11</sup> Die Klöster in Lützel im Oberelsass und Neuburg bei Hagenau im Unterelsass stellten die Verbindungen des Ordens zwischen seinem burgundischen Ursprungsland und dem deutschen Südwesten her. Maulbronn (1138/39)<sup>12</sup> und Herrenalb (um 1149)<sup>13</sup> wurden von Neuburg aus besiedelt. Maulbronn wiederum begründete Bronnbach im Taubergrund und Schöntal an der Jagst (1157).<sup>14</sup> Lützel hatte 1137 Mönche nach Salem an den Bodensee entsandt. Bebenhausen<sup>15</sup> erhielt 1190 seinen Gründungskonvent aus Schönau bei Heidelberg, das seinerseits von Eberbach im Rheingau begründet worden war.

Mit der Gründung von Bebenhausen war die Welle der Gründung von Zisterzen in diesem Raum ausgelaufen. 1302/03 – mehr als hundert Jahre später – errichtete der Habsburger König am Fuß des Herwartsteins im Dorf Springen ein neues Zisterzienserkloster. Die Chronologie zeigt deutlich, wie ungewöhnlich dieser Vorgang war.

Der Zeitpunkt zur Übernahme der Burg und Herrschaft am Herwartstein um 1300 war für den König günstig. Zwar hatten die Grafen von Helfenstein die Burg nach der Eroberung durch König Rudolf 1287 wieder in ihren Besitz gebracht, aus Finanznöten aber an Albrecht von Rechberg, einen Parteigänger des Königs, verpfändet. Eine militärische Rückeroberung der Anlage schied deshalb für den Habsburger aus. Lediglich die Lehnshoheit über den Herwartstein war durch das Heiratsgut seiner Gattin Elisabeth von Kärnten im

---

<sup>11</sup> Vgl. den Überblick für Südwestdeutschland bei Klaus Schreiner: Hochmittelalterliche Reformbewegungen im benediktinisch geprägten Ordenswesen des 11. und 12. Jahrhunderts, in: *Württembergisches Klosterbuch* (wie Anm. 7), S. 35–48 (Karte S. 45); Die Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland. Politik, Kultur und Liturgie im Umfeld des Klosters Maulbronn, hrsg. v. P. Rückert u. D. Planck (*Oberrheinische Studien*, Bd. 16), Stuttgart 1999.

<sup>12</sup> Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters (*Forschungen und Berichte zur Bau- und Kunstdenkmalpflege*, Bd. 7), Stuttgart 1997; Peter Rückert: Art. „Maulbronn, Zisterzienser“, in: *Württembergisches Klosterbuch* (wie Anm. 7), S. 340–343 (mit älterer Lit.).

<sup>13</sup> 850 Jahre Kloster Herrenalb, hrsg. v. P. Rückert u. H. Schwarzmaier (*Oberrheinische Studien*, Bd. 19), Stuttgart 2001; Kurt Andermann: Art. „Herrenalb, Zisterzienser“, in: *Württembergisches Klosterbuch* (wie Anm. 7), S. 273–275 (mit älterer Lit.).

<sup>14</sup> Zum Komplex der Filiationen vgl. Maria Magdalena Rückert: Zur Inkorporation südwestdeutscher Frauenklöster in den Zisterzienserorden. Untersuchungen zu Zisterzen der Maulbronner Filiation im 12. und 13. Jahrhundert, in: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige* 111 (2000), S. 381–410. Zu Schöntal vgl. dies.: Art. „Schöntal, Zisterzienser“, in: *Württembergisches Klosterbuch* (wie Anm. 7), S. 433–437 (mit älterer Lit.).

<sup>15</sup> Jürgen Sydow: Die Zisterzienserabtei Bebenhausen (*Germania Sacra NF*, Bd. 16), Berlin 1984; Wilfried Setzler: Art. „Bebenhausen, Zisterzienser“, in: *Württembergisches Klosterbuch* (wie Anm. 7), S. 184–187 (mit älterer Lit.).

Besitz des Königs.<sup>16</sup> 1302 kaufte Albrecht aus helfensteinischem Besitz für 1500 Mark Silber die Burg Herwartstein, die Vogtei über das in der Nähe gelegene kleine Augustiner-Chorherrenstift Steinheim<sup>17</sup> sowie weiteren Besitz im nördlichen Albuch, zu dem das kleine Dorf Springen, als typischer Burgweiler am Brenztopf zu Füßen der Burg Herwartstein gelegen, mit dem Patronatsrecht der örtlichen Pfarrkirche gehörte.<sup>18</sup> Ob dieser Verkauf freiwillig geschah oder ob die Grafen von Helfenstein es vorzogen, durch die Veräußerung einer erzwungenen Übergabe zuvorzukommen, mag dahingestellt bleiben.

Den gesamten Besitz übertrug Albrecht von Habsburg dem Zisterzienserkloster Salem, das durch den König mit dem Aufbau des neuen Klosters am Brenztopf beauftragt wurde. Die Gründungsurkunde ist auf den 29. April 1303 datiert – das Datum, auf das sich das 700-jährige Jubiläum des Jahres 2003 bezog.<sup>19</sup>

Durch diese Transaktionen hatte sich König Albrecht in Nordschwaben eine Machtposition gesichert, die Grafen von Helfenstein waren geschwächt. Noch Jahre später suchten sie den Verkauf rückgängig zu machen. Für das junge Kloster, das zunächst nur „Kloster in/am Herwartstein“ hieß, ergaben sich aus dem Gründungsvorgang zahlreiche Belastungen.

Das Stiftungsgut war ausgesprochen gering, zudem lag die junge Abtei in einem Raum, in dem seit dem Hochmittelalter andere Klöster ihre Grundherrschaften auf- und ausgebaut hatten: im Norden die drei Benediktinerabteien Lorch, Neresheim und Ellwangen, im Brenztal das Augustiner-Chorherrenstift Herbrechtingen und die Benediktinerabtei Anhausen.<sup>20</sup> Die

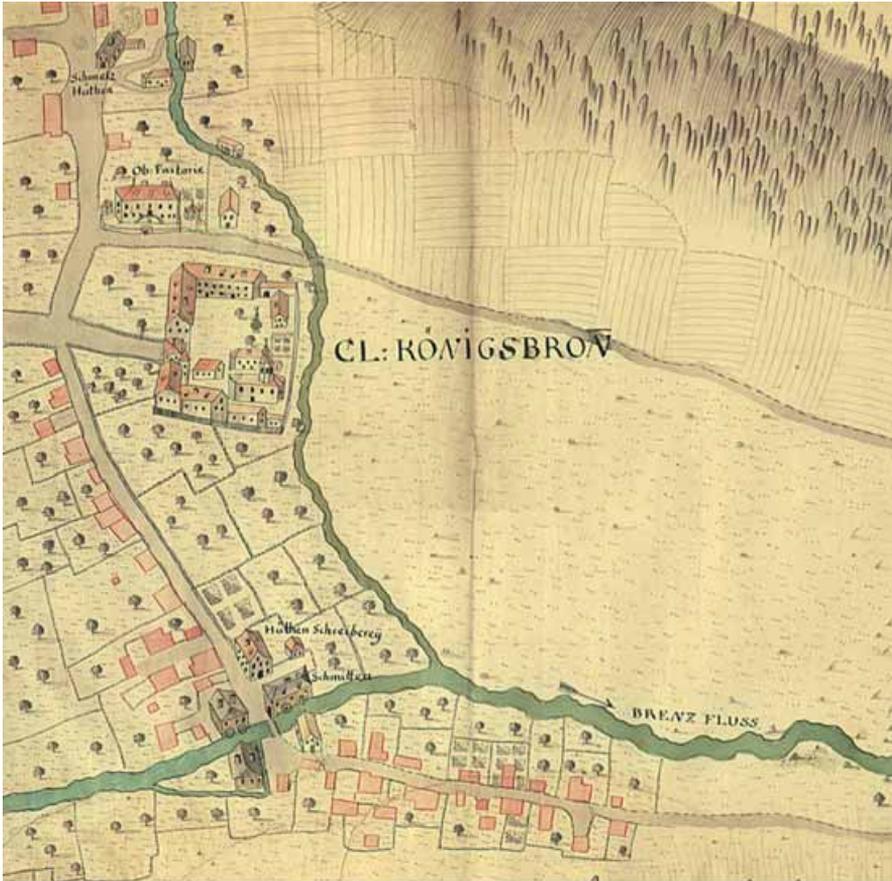
<sup>16</sup> Heinz Bühler: Zur Geschichte der Burg Herwartstein, in: Jahrbuch des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim an der Brenz 2 (1987/88), S. 74–81; KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 373 f.

<sup>17</sup> Zum Augustinerchorherrenstift in Steinheim am Albuch, um 1190 durch die Brüder Witegowo d. Ä. und Berenger von Albeck gegründet, siehe KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 568; demnächst: Wolfgang Zimmermann: Art. „Steinheim am Albuch“, in: Die Stiftskirchen in Baden-Württemberg, hrsg. v. S. Lorenz, Ostfildern 2007 (in Vorbereitung).

<sup>18</sup> „castrum predictum [...] cum omni iure [...] et specialiter cum villis subscriptis et bonis [...] videlicet villa Springen cum iure patronatus ecclesie, eidem ville annexo [...] necnon aduocaciam claustrii in Stainhain [...]“ (Edition Dambacher, wie Anm. 19, S. 117).

<sup>19</sup> Die Urkunden für die Frühgeschichte der Zisterzienserabtei Königsbronn sind ediert: Urkundenlese über schwäbische Klöster. 1. Königsbronn vom 13. und 14. Jahrhundert, bearb. v. Dambacher, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 10 (1859), S. 115–123, 251–256, 338–353. – Neuere Darstellungen zur Geschichte des Klosters fehlen, vgl. Karl Pfaff: Geschichte des Klosters Königsbronn, in: Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie 1856/II, S. 100–150 (mit edierten Urkunden im Anhang); Heinz Bühler: Geschichte der Herrschaft Heidenheim bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts, Diss. phil. masch. Tübingen 1952, bes. S. 304–307; KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 375–380 (Wolfgang Zimmermann); W. Zimmermann: Art. „Königsbronn, Zisterzienser“, in: Württembergisches Klosterbuch (wie Anm. 7), S. 309 f.

<sup>20</sup> Zum Augustinerchorherrenstift Herbrechtingen vgl. KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 299–303 (mit Besitzkarte S. 302); demnächst: Wolfgang Zimmermann: Art. „Herbrechtin-



Ortsgrundriss von Königsbronn mit dem Klosterareal, 1737/38 (Ausschnitt aus dem Seenatlas des J. A. Riediger).

Zisterzienser hatten wenig Chancen, im unmittelbaren regionalen Umfeld weitere größere Besitzkomplexe zu erwerben, man stand sofort in Konkurrenz zu den Konventen der Nachbarschaft, die auch den Großteil der Stiftungen lokaler Adelsgeschlechter an sich bringen konnten. Das Kloster am Herwartstein blieb ein Fremdkörper in der Region. Es war in seiner weiteren Entwicklung auf königliche Protektion angewiesen.

gen“, in: Die Stiftskirchen in Baden-Württemberg (wie Anm. 17). – Zur Benediktinerabtei Anhausen vgl. Heinz Bühler: Art. „Anhausen“, in: *Germania Benedictina*, Bd. 5: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg, bearb. v. Franz Quarthal, St. Ottilien 2. Aufl. 1987, S. 125–132; KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 282–290 (mit Besitzkarte, S. 283).

Die Regionen von verdichteter habsburgischer Herrschaft waren aber relativ weit entfernt; zudem war der genaue Status des Konvents unklar: War Königsbronn ein Reichskloster oder ein Hauskloster der Stifterfamilie? Die Gründungsurkunden 1302/03 sprechen ausdrücklich davon, dass Albrecht das Stiftungsgut „sua persona et non vice seu nomine regni“, somit für das Haus Habsburg und nicht für das Reich erworben habe. Es zeigt sich hier bereits eine Spannung, die die gesamte Geschichte des Klosters prägen sollte.

Ähnlich agierte der König auch im Hinblick auf die Achalm. Waren die Grafen von Helfenstein am Herwartstein die Verlierer, so waren es hier in Reutlingen an der Achalm – zumindest kurzfristig – die Württemberger. Graf Eberhard I. von Württemberg hatte 1298 erneut die niederschwäbische Landvogtei und damit auch die Achalm in seinen Besitz gebracht. Er wurde durch König Albrecht abgesetzt und durch eben den Albrecht von Rechberg abgelöst, der auch den Herwartstein als Pfand besessen und damit den Erwerb durch Habsburg erst ermöglicht hatte. In den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts arbeitete König Albrecht am schwäbischen Landfriedensbund von 1307, an einer Allianz von fünf Reichsstädten (unter ihnen Reutlingen) mit Habsburg gegen Württemberg und weitere Fürstenhäuser.<sup>21</sup> So ist es sicher kein Zufall, dass ein Jahr später der König seine Klostergründung am Brenztopf in dieses feine, ganz Schwaben umfassende Machtgewebe mit einbezog, indem er den Zisterziensern das Patronatsrecht über die Reutlinger Pfarrkirche übertrug. Mit diesem Schritt erreichte er zwei Ziele: Er verbesserte zum einen die schwierige Wirtschaftslage des jungen Klosters und zum anderen konnte er zugleich das Patronatsrecht der reichsstädtischen Pfarrei in seinem Einflussbereich halten. Die Rechte stammten aus dem Besitz der Herrschaft Achalm. Albrecht, der das Kloster Königsbronn als Hauskloster gestiftet hatte, stattete es nun mit Reichsgut aus: zwei Besitsebenen vermischten sich.

In den politischen Überlegungen von König Albrecht war die Übertragung der Reutlinger Pfarrfründe an die Zisterzienser ein kleiner, aber nicht unbedeutender Mosaikstein in einem größeren politischen Gesamtgefüge, das bereits wenige Wochen nach der Stiftung in sich zusammenbrach. Am 15. Januar 1308 war die Urkunde über die Schenkung ausgestellt worden,<sup>22</sup> bereits am 1. Mai des gleichen Jahres wurde König Albrecht durch seinen Neffen Johannes Paricida im Aargau ermordet. Am Ort der Tat gründete die Witwe Albrechts ein Franziskanerkloster, das den Namen Königsfelden erhielt. Königsbronn und Königsfelden bezogen sich in ihrer Bezeichnung auf den gleichen Habsburger Regenten. Königsfelden stieg neben Muri und Ottmarsheim zu einem der Memorialorte der Habsburger in ihrem alten Kerngebiet

<sup>21</sup> Zum Kontext vgl. KB Reutlingen (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 108 f. (S. Lorenz); Bd. 2, S. 314 f.

<sup>22</sup> HStA Stuttgart, B 201 U 312 (1308 Jan. 15, Vidimus vom 23. Jan. 1465).

an Hoch- und Oberrhein auf.<sup>23</sup> Königsbronn geriet hingegen nach dem Tod der unmittelbaren Verwandten des Stifters, seiner Gattin Elisabeth von Görz-Tirol und seines Sohnes Leopold, aus dem direkten Blickfeld der Habsburger, zumal in der Folge die Reihe der Habsburger Könige abbriss.

Die Übertragung des Patronatsrechts an der Reutlinger Pfarrkirche aber hatte Bestand. Bei der Pfarrkirche handelte es sich selbstverständlich um die Pfarrkirche der vorstädtischen Siedlung St. Peter und Paul („ecclesia parochialis S. Petri in cimiterio extra muros oppidi Rutlingen“). Sie lag „extra muros“, also außerhalb des reichsstädtischen Mauerrings, wurde oft als St. Peter in den Weiden bezeichnet und ist im Bereich des Friedhofs unter den Linden zu lokalisieren. 1275 war Reutlingen Sitz des Archidiakonatsbezirks „circa Alpes“ („auf der Alb“), der 13 Landkapitel umfasste. Der örtliche Pfarrer („plebanus“) ist erstmals 1270 genannt.<sup>24</sup> Nach dem Ausweis einer Bauinschrift war die Pfarrkirche 1246 umgebaut bzw. neu errichtet und 1248 geweiht worden.<sup>25</sup> Dieses Datum ist umso wichtiger, als es fast auf das Jahr genau zusammenfällt mit der ersten Erwähnung einer Stadtbefestigung (1247) und dem Gelübde der Bürgerschaft an die Gottesmutter, nach der Abwehr der Belagerung durch Anhänger des Gegenkönigs Heinrich Raspe eine Kirche zu Ehren der Gottesmutter in der Stadt zu errichten, die Marienkirche, die spätere reichsstädtische Hauptkirche.

Wie auch in anderen Reichsstädten – so in Ulm<sup>26</sup>, Giengen<sup>27</sup> oder Rottweil<sup>28</sup> – behielt in Reutlingen die alte Pfarrkirche der vorstädtischen Siedlung zunächst ihren kirchenrechtlichen Status, während der neue repräsentative bürgerschaftliche Kirchenbau als Stadtkirche bis ins Spätmittelalter im Rang einer Kapelle verblieb (Reutlingen: „capella Beatae Mariae Virginis“). Neben der Pfarrkirche St. Peter und Paul mit ihren Widumgütern zählte zur königlichen Stiftung der sogenannte Zehnthof, der sich im Kern des heutigen Heimatmuseums erhalten hat. Untersuchungen ergaben, dass der Bau bereits um

<sup>23</sup> Johannes Gut: Memorialorte der Habsburger im Südwesten des Alten Reiches. Politische Hintergründe und Aspekte, in: Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? (wie Anm. 6), S. 95–113, hier: S. 105 f.

<sup>24</sup> WUB VII, Nr. 2165.

<sup>25</sup> KB Reutlingen (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 337; Reutlingen. Aus der Geschichte einer Stadt, hrsg. v. Paul Schwarz u. Heinz Dieter Schmid, Reutlingen 1973, S. 76 f. (mit Abbildung und Transkription der Weiheinschrift).

<sup>26</sup> Der Stadtkreis Ulm. Amtliche Kreisbeschreibung, hrsg. v. der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Ulm 1977, S. 81 u. 685.

<sup>27</sup> KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 67: Die Übertragung der Pfarrrechte an die neu errichtete Marienkirche erfolgte vor 1335.

<sup>28</sup> Der Landkreis Rottweil, hrsg. v. der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Baden-Württemberg – Das Land in seinen Kreisen), 2 Bde., Ostfildern 2003, 2. Aufl. 2004, Bd. 2, S. 107: Hl. Kreuz seit 1314 als Pfarrkirche belegt.



Der ehemalige Pfleghof des Klosters Königsbronn in Reutlingen beherbergt seit 1939 das Heimatmuseum (Foto ca. 1950). 1537/38 hatte das Kloster das steinerne Gebäude durch einen Fachwerkanbau erweitert.

struieren, dass es sich dabei lediglich um eine Holzkirche handelte. Politisch konnte sich die Abtei zunächst noch auf die Unterstützung durch den Kaiser verlassen. Zumindest Heinrich VII., der Nachfolger Albrechts, hielt noch seine schützende Hand über die Abtei, während sein Nachfolger, Ludwig der Bayer, sich vom Kloster abwandte. In den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser- und Papsttum stellte sich das Kloster gegen Ludwig mit den Habsburgern auf die Seite des Papstes.

Umso wichtiger war deshalb das Privileg von Heinrich VII. aus dem Jahr 1311, in dem auf Bitten der Witwe Albrechts der Abtei die Schenkung des Reutlinger Patronatsrechts nochmals bestätigt wurde, nur drei Jahre nach der eigentlichen Stiftung: ein Hinweis darauf, dass sich das Kloster nach der Ermordung des Habsburger Königs seiner lukrativen Erwerbung noch nicht

1278, also vor der Übernahme des Patronatsrechts durch Königsbronn, innerhalb des Mauerrings als Zehnthof errichtet worden war.<sup>29</sup>

Es mochte im frühen 14. Jahrhundert ein eigenartiger Kontrast zwischen Reutlingen und Königsbronn geherrscht haben: Auf der einen Seite die aufstrebende reichsstädtische Bürgerschaft, die sich mit der Marienkirche einen neuen religiösen Mittelpunkt schuf, den „ersten und bedeutendsten Kirchenbau des oberen Neckarraumes“<sup>30</sup>, auf der anderen Seite die kleine Zisterzienserabtei am Brenztopf, die immer mehr um ihr Überleben fürchten musste. Während in der Reichsstadt ein prächtiges Gotteshaus entstand, im Sinn des Kirchenrechts eine unbedeutende Kapelle, ging der Bau der Klosterkirche in Königsbronn nur schleppend voran: Noch 1325 waren die Bauarbeiten an der Kirche im Gang; aus anderen Quellen können wir rekon-

<sup>29</sup> Theodor Schön: Die Klosterhöfe in der Reichsstadt Reutlingen, in: Diözesanarchiv von Schwaben 15 (1897), S. 60–63 u. 108–110; Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Mittelalter und Kirchengeschichte. Katalog zur Dauerausstellung, Reutlingen 2000, S. 10 f. (Der Königsbronner Klosterhof – zur Geschichte des Museumsgebäudes).

<sup>30</sup> KB Reutlingen (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 465–467.

sicher sein konnte.<sup>31</sup> Und umso wichtiger war deshalb auch die Intervention von Herzog Leopold von Österreich, der 1325 die Inkorporation der Pfarrpfünde in das Kloster bei Papst Johannes XXII. erbat.<sup>32</sup> Der Papst übertrug die vom Kirchenrecht vorgeschriebene Untersuchung dem Bischof von Augsburg, in dessen Diözese die Zisterzienserabtei lag.<sup>33</sup> Eine Kommission unter dem Abt von Bebenhausen und den Dekanen von Esslingen und Bempflingen nahm die finanziellen Verhältnisse auf. Die jährlichen Einkünfte der Pfarrei wurden auf höchstens 100 Mark Silber veranschlagt. Auf ihren Bericht vom 27. Januar 1326 hin vollzog der Bischof am 18. Februar die Inkorporation,<sup>34</sup> der Konstanzer Bischof als zuständiger Ortsbischof bestätigte diesen Vorgang am 11. März 1333.<sup>35</sup> Die Grafen von Württemberg, seit 1330 wieder im Besitz der Achalm, verzichteten auf ihre Vogtrechtsabgaben, nämlich auf jährlich 24 Scheffel Kernen und 24 Scheffel Roggen. Als Ablösungszahlung hatten die Mönche 400 Pfund Heller an Württemberg zu entrichten.<sup>36</sup>

Mit diesem Vorgang waren die alten Bezüge zwischen der Pfarrkirche und der Herrschaft Achalm gelöst, zugleich waren mit der Inkorporation auch wichtige Veränderungen im Verhältnis zwischen der Stadtbürgerschaft und der Pfarrei verbunden. Durch die Inkorporation<sup>37</sup> wurden die gesamten Einkünfte der Pfarrpfünde der Zisterzienserabtei Königsbronn übertragen (inkorporiert). Im Sinn des Kirchenrechts übernahm der Abt die Würde des Kirchherrn vor Ort, dessen Aufgaben er natürlich nicht selbst ausüben konnte. Die Pfarreseelsorge in Reutlingen übernahm ein Priester, der vom Kloster angestellt und besoldet wurde. Zwar schrieb das Kirchenrecht vor, dass der Priester ein angemessenes Gehalt (eine „*portio congrua*“) erhalten sollte. Doch sah die Realität oft anders aus. Es lag im Interesse des Zisterzienserkonvents, einen möglichst großen Anteil der Einkünfte aus der Pfarrpfünde für sich selbst zu sichern und nicht an den Pfarrvikar nach Reutlingen weiterreichen zu müssen. 1471 etwa bezog der Pfarrer als Einnahmen vom Kloster jährlich 100 rheinische Gulden, zudem als Naturalien vier Eimer Wein. Zu-

---

<sup>31</sup> HStA Stuttgart, H 51 U 225 (Pavia, 1311 Okt. 11).

<sup>32</sup> HStA Stuttgart, B 201 U 305 (Avignon, 1325 Juni 2).

<sup>33</sup> HStA Stuttgart, B 201 U 312 (Dillingen, 1325 Dez. 15, Vidimus vom 23. Jan. 1465). – Zum Kontext vgl. Rudolf Hohl: Die Inkorporation im Bistum Augsburg im Mittelalter, Diss. phil. masch. Freiburg i. Br. 1960; KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 196 (Karte: Inkorporationen von Pfarreien).

<sup>34</sup> HStA Stuttgart, B 201 U 306 (Reutlingen, 1326 Jan. 27), U 307 (Augsburg, 1326 Febr. 18).

<sup>35</sup> Regesta Episcoporum Constantiensium (REC) II, Nr. n136.

<sup>36</sup> HStA Stuttgart, B 201 U 308 (Schorndorf, 1345 Jan. 3).

<sup>37</sup> Zur Inkorporation: Hohl (wie Anm. 33); Hans Erich Feine: Kirchliche Rechtsgeschichte. Die katholische Kirche, Köln/Graz, 5. Aufl. 1972; Peter Landau: Art. „Inkorporation“, in: Theologische Realenzyklopädie 16, 163 ff.; für die Diözese Konstanz jetzt: Sabine Arend: Zwischen Bischof und Gemeinde. Pfarrbenefizien im Bistum Konstanz vor der Reformation (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 47), Leinfelden-Echterdingen 2003, S. 77–86.

gleich war der Abt von Königsbronn bemüht, im Gegenzug an den Einnahmen aus den Opfergeldern der Pfarrei beteiligt zu werden: 1368 musste sich Pfaff Conrad Lupfer verpflichten, jährlich 100 Pfund Heller aus seinen Einkünften an das Kloster abzuführen.

Der Pfarrer einer inkorporierten Pfarrei führte nicht den Titel eines Kirchherrn („*rector ecclesiae*“, so 1275 für Reutlingen belegt) – dieser war nach dem Kirchenrecht dem Inhaber der Pfarrpfürde vorbehalten –, vielmehr nannten sich die Geistlichen in kirchenrechtlich korrekter Form „Vikare“, entweder „*vicarius perpetuus*“ (wenn sie einen lebenslangen Vertrag hatten) oder nur „*vicarius*“ (wenn sie nur zeitlich befristet angestellt waren).

Das Verhältnis zwischen der aufstrebenden Reichsstadt und dem armen Zisterzienserkloster am Brenzursprung konnte nicht spannungslos bleiben, zu groß waren die Gegensätze zwischen den beiden Parteien. Königsbronn war darum bemüht, seinen Besitz in Reutlingen möglichst vor allen Schmälerungen zu bewahren. Königliche Privilegienbestätigungen von 1347 und 1366 sicherten aus der Sicht der Zisterzienser den Status quo in der Reichsstadt.<sup>38</sup> 1390 wurde das Netz noch enger gezogen: Der Konstanzer Bischof Burkard von Hewen bestätigte dem Kloster nicht nur die Inkorporation der Pfarrpfürde, sondern willigte zugleich ein, dass künftig dem Kloster bei der Einführung eines neuen Pfarrers keine ersten Früchte („*primi fructus*“) und keine Quartan (ein Viertel der Zehnteinkünfte) abverlangt würden.<sup>39</sup> Dies waren die sonst üblichen Abgaben an den Konstanzer Bischofsstuhl. Darüber hinaus willigte der Bischof sogar ein, dass künftig Mönche aus Königsbronn die Pfarrei betreuen durften. Die bischöfliche Entscheidung vom 21. März 1390 wurde bereits am 27. November des gleichen Jahres durch Papst Bonifaz IX. bestätigt.<sup>40</sup> Der eigentliche Inkorporationsvorgang von 1326 wurde durch diese Entscheidung noch weiter zugunsten des Klosters vorangetrieben. Die einschränkende Bestimmung des bischöflichen Privilegs, dass die Bestellung eines Zisterziensermönchs zum Pfarrer der Zustimmung des Rats bedürfe, war zwar eine kleine Einschränkung zugunsten der Reichsstadt, konnte aber die damit verbundenen Konfliktfelder nicht ausräumen.

Wie auch in anderen südwestdeutschen Reichsstädten sind in Reutlingen im 14. und 15. Jahrhundert die typischen Phänomene spätmittelalterlicher bürgerlicher Frömmigkeit zu beobachten, die sich nicht zuletzt in einer Vielzahl von Pfründstiftungen niederschlugen. Man geht davon aus, dass im 15. Jahrhundert rund elf Altarpfründen an der Pfarrkirche St. Peter und Paul existierten, in der ganzen Stadt (also mit allen Pfründen in den zahlreichen

<sup>38</sup> HStA Stuttgart, H 51 U 499 (1347 Sept. 9), B 201 U 309(a) (Prag, 1366 April 6).

<sup>39</sup> REC III, Nr. 7247 (Konstanz, 1390 März 21).

<sup>40</sup> REC III, Nr. 7288 (Rom, 1390 Nov. 27).

Kapellen) sollen es zwischen 36 und 40 gewesen sein. Die Stiftungen an der Pfarrkirche waren bei ihrer Errichtung an die Zustimmung des Königsbronner Abtes gebunden, so etwa, als der Bürger Räto Reck 1418 eine Pfründe zu Ehren der Gottesmutter, aller Jungfrauen, des hl. Johannes und weiterer Heiliger in der Reutlinger Peterskirche errichtete,<sup>41</sup> oder als 1386 Werner Gutun-sun ebenfalls an der Peterskirche eine Pfründe auf dem Altar, der zu Ehren der Gottesmutter und der Heiligen Katharina, Andreas und Martin geweiht war, gestiftet hatte.<sup>42</sup>

Doch anders als bei der Pfarrpfründe gelangten die Präsentationsrechte dieser Pfründen nicht an das Kloster Königsbronn, sondern blieben in der Hand der Stifterfamilien oder des Reutlinger Rats. Der gesamte Niederklerus der Stadt war seinerseits in einer Korporation, der sogenannten Präsenz, zusammengeschlossen, die verschiedene Einnahmen verwaltete und nach Leistung genau festgelegter Gottesdienstpflichten an die Kapläne die Benefiziaten ausbezahlte.

Die mittelalterliche Kirchenorganisation der Reichsstadt Reutlingen zerfiel damit in zwei deutlich voneinander abgrenzbare Blöcke: auf der einen Seite die Pfarrpfründe in der Hand der Königsbronner Zisterzienser, auf der anderen Seite die vielschichtige Welt der bürgerlichen Pfründ- und Kaplaneienstiftungen, die auf die spezifischen religiösen Bedürfnisse des Stadtbürgertums hin ausgelegt waren.

Die Güterverwaltung war – wie bereits erwähnt – im Zehnthof des Klosters, dem sogenannten Königsbronner Hof, zusammengefasst. Die Klosterpflege verwaltete die Einnahmen der Zisterzienserabtei in der Region. An ihrer Spitze stand ein Pfleger, zumeist ein Mönch, so etwa 1450 der Konventuale Peter.<sup>43</sup> Das älteste Königsbronner Lagerbuch von 1471 fasst erstmals die gesamten Rechte und Pflichten der Mönche in Reutlingen zusammen.<sup>44</sup> Es waren im Kern die alten Besitzungen der Pfarrpfründe, also die Widumgüter, die – in einzelne Parzellen aufgeteilt – als Leiblehen, also auf Lebenszeit, verliehen wurden. Die Zisterzienser bezogen aus rund 47 Jauchert Ackerland, 68 Mannsmahd Wiesenland sowie 31 Mannsmahd Baumgärten als Abgaben ca. 52 Pfund Heller und 5½ rheinische Goldgulden, dazu geringe Naturalabgaben (Herbsthühner, Eier, Vesen, Kernen, Haber). Die Erträge aus den Landgarbäckern, immerhin 52 Jauchert, waren, da ertragsabhängig, nicht so einfach zu schätzen. Dazu kamen noch die Einnahmen aus Anteilen am Groß- und Kleinzehnten, aus Weinzehnten sowie auch des Lämmerzehnten auf der Stadtgemarkung, aber auch auf den Wirtschaftsflächen der Filialgemeinden

---

<sup>41</sup> REC III, Nr. 8686 (Konstanz, 1418 Nov. 9).

<sup>42</sup> Regest: Reutlinger Geschichtsblätter 3 (1892), S. 95 (Theodor Schön).

<sup>43</sup> Regest: Reutlinger Geschichtsblätter 6 (1895), S. 31 (Theodor Schön).

<sup>44</sup> HStA Stuttgart, H 102/39 Bd. 1 f.

Sickenhausen und Degerschlacht. Dazu bewirtschaftete man noch drei Morgen Weinberge in Eigenregie.

Die Bewohner des Zehnthofs besaßen das reichsstädtische Bürgerrecht; der Amtmann des Klosters hatte das Recht, den Stadtbüttel anzufordern, um ausstehende Abgaben des Klosters in der Stadt einzutreiben. Zudem hatte man Teil an den üblichen Bürgerrechten an der Allmende. Man durfte Holz aus zwei Morgen Wald schlagen und im Eckerich, also der Eichel- bzw. Bucheckernmast, vier Schweine in den Wald treiben. Der Lämmerzehnt wurde durch zwei Vertreter des Rats geschätzt. Stadtschreiber und Stadtknecht hatten im Gegenzug nach getaner Arbeit das Recht auf ein gutes Mahl im Zehnthof des Klosters.

Das Kloster hatte aber natürlich nicht nur die Rechte eines Bürgers, sondern auch die Pflichten. Die Zisterzienser waren zur Abgabe einer jährlichen Steuer in Höhe von 27 Gulden auf Martini verpflichtet; zudem hatten sie zwischen Ostern und Pfingsten Karren und Knechte zu stellen, die bei der Ausbesserung der Straßen und Wege auf städtischem Territorium zu helfen hatten. Und fast schon traditionell lag natürlich die Haltung des Faselviehs, der Zuchttiere, in der Aufgabe des Klosterhofs, der lediglich die Farrenhaltung an das Spital abgegeben hatte.

Wir hatten die Geschichte von Königsbronn nach seiner Gründungsphase etwas aus dem Auge verloren. Nach der Ermordung des Stifters im Jahr 1308 war die Klostergründung gefährdet, ständig den Zugriffen der Grafen von Helfenstein ausgesetzt. Eine gewisse Konsolidierung setzte erst unter Kaiser Karl IV. ein, der in der Klostertradition als der „zweite“ Gründer von Königsbronn bezeichnet wurde. Durch die Schenkung des Patronatsrechts über die Pfarrkirche in der Reichsstadt Pfullendorf 1347 trug er zur wirtschaftlichen Konsolidierung des Konvents bei. Neben Reutlingen besaßen die Zisterzienser nun in einer zweiten Stadt den Kirchensatz aus Reichsbesitz. Zudem übertrug der Kaiser dem Kloster das Recht, Bodenschätze abzubauen – ein Privileg, das sich auf die reichen (Bohn-)Erzvorkommen der Ostalb bezog. Mit den bereits erwähnten Privilegienbestätigungen über die Königsbronner Rechte in Reutlingen sicherte der König auch die Stellung des Klosters in der Reichsstadt.

Die politisch-herrschaftliche Entwicklung des Klosters wurde im 14. und 15. Jahrhundert durch den Kampf um die Klostersvogtei geprägt. Nach ihren ursprünglichen Idealen unterwarfen sich Zisterzienserklöster keiner weltlichen Vogtei, sondern stimmten lediglich einem Schutz- und Schirmverhältnis, einer „tuitio“ zu. Diesen Schutz und Schirm hatte sich bei der Gründung König Albrecht selbst vorbehalten. Nach seinem Tod stellte sich aber die schon einmal gestellte Grundsatzfrage: Handelte es sich bei Königsbronn nun um ein österreichisches Hauskloster oder um eine Reichsabtei? Die Verhältnisse verkomplizierten sich noch weiter, als Kaiser Karl IV. 1353 die Vogtei

Die Abb. steht in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung



*Links:* Wappenscheibe des Königsbronner Abtes Melchior Ruff (1513– 1539). Das Wappen zeigt im ersten Feld den österreichischen Bindenschild, im zweiten den sog. Zisterzienserbalken (rot-weiß geschacht), im dritten eine Mitra als Hinweis auf die Verleihung der Pontifikalien und im vierten Feld das persönliche Wappen Ruffs.  
*Rechts:* Abtskopf mit Mitra in der 1538 errichteten Hauskapelle des Königsbronner Klosterhofs in Reutlingen – auch hier ein Hinweis auf die päpstliche Privilegierung des Abtes Melchior Ruff.

(„vogtey“) an die Grafen von Helfenstein um 500 Mark Silber verpfändete.<sup>45</sup> Die Helfensteiner schienen nach einem halben Jahrhundert ihr altes Ziel, nämlich die Rückeroberung der Herrschaft über den Herwartstein und das junge Kloster erreicht zu haben. Doch bereits 1361 musste der Kaiser auf Drängen des Klosters diesen Schritt widerrufen. Der Kampf um die herrschaftliche Verfügungsgewalt über das Kloster wurde immer unübersichtlicher. 1379 erinnerte sich das Haus Österreich wieder seiner Gründung, als Erzherzog Leopold das Kloster in den habsburgischen Schutz nahm (Bestätigungen 1384, 1386). 1408 wurde das Kloster auf eigene Bitten durch König Ruprecht von der Pfalz als Reichskloster anerkannt. 1422 erscheint das Kloster auch in der Reichssteuerliste.

Die Auseinandersetzungen um die rechtliche Stellung des Zisterzienserklosters fanden einen gewissen Abschluss, als Abt Hildebrand (1434–1462)

<sup>45</sup> Ausführlich: KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 376–378.

unter dem Zwang finanzieller Not 1448 die Ansprüche der Grafen von Helfenstein anerkannte. Königsbronn wurde – wie auch die Konvente der Augustiner in Herbrechtingen und der Benediktiner in Anhausen – der Herrschaft Heidenheim unterworfen. Der Klosterschirm wechselte künftig mit dieser Herrschaft den Besitzer, kam also ebenfalls 1448 an Württemberg. Zugleich wurde das Kloster auch in die politischen Auseinandersetzungen seiner neuen Herren hineingezogen. So wurde die Klosteranlage 1449 im Städtekrieg durch die feindlichen Truppen unter der Führung von Ulm niedergebrannt.

In seinen inneren wie auch in seinen äußeren Verhältnissen hatte das Kloster seinen Tiefpunkt erreicht. Der Konvent zählte 1423 lediglich 16 Mönche, sonst galt die Zahl 30 als unteres Minimum. Die Akten des Generalkapitels der Zisterzienser berichten über Disziplinprobleme im Kloster. 1442 wurden benachbarte Zisterzen aufgefordert, das monastische Leben im Konvent wieder zu beleben. 1465 hatte Salem eine Abtswahl zu annullieren. Wirtschaftlich war der Konvent auch in äußerster Notlage: Durch den Bevölkerungsrückgang des Spätmittelalters, gemeinhin mit der großen Pestwelle von 1348 in Verbindung gebracht, waren weite Teile des nördlichen Albuchs, dem Zentrum der Königsbronner Grundherrschaft, entvölkert worden. Das Lagerbuch von 1471 spricht von ödem Wirtschaftsland und verlassenen Hofstätten. Das Gebiet um Steinheim und Königsbronn wurde lediglich noch als Weideland genutzt. Bereits 1383 war die Klosteranlage als „destructum et desolatum“ bezeichnet worden.

Der Konvent stand vor dem Ruin, ging aber nicht zugrunde. Denn wie in vielen anderen spätmittelalterlichen Klöstern fand sich auch mit Melchior Ruff in Königsbronn ein tatkräftiger Abt, der mit Nachdruck und wirtschaftlichem Geschick eine Reform des maroden Konvents einleitete.<sup>46</sup> Durch eine intensivierte Nutzung der öden Wirtschaftsflächen auf dem Albuch erreichte der Abt eine Steigerung der grundherrlichen Einnahmen. Wir hören von der Neuanlage von Höfen und Weilern und von der Umwandlung von Weideland in Ackerland. Doch Ruff vertraute nicht allein den agrarischen Einkünften. Er baute auch ein florierendes Gewerbe im Brenztal auf. Im Rückgriff auf kaiserliche Privilegien von 1361 und 1366 ließ der Abt am Brenztopf (1529) und im nahen Itzelberg Eisenschmieden errichten. Zudem entstand ein Hochofen mit einer Schmelzhütte. In Königsbronn nahm – wie bereits schon zuvor in Heidenheim – die Eisenverarbeitung ihren Anfang, die bis heute im Brenztal Bestand hat. Bereits in den 1530er Jahren betrug die jährlichen Erlöse rund 400 Gulden.<sup>47</sup> Das Kloster befand sich auf einem guten Weg der Konsolidie-

<sup>46</sup> Vgl. die Würdigung der Leistungen von Abt Melchior Ruff im Lagerbuch des Klosters Königsbronn. HStA Stuttgart, H 102/39, Bd. 2, Bl. 449 ff.

<sup>47</sup> Einen Überblick bietet Manfred Thier: *Geschichte der Schwäbischen Hüttenwerke*. Ein Beitrag zur württembergischen Wirtschaftsgeschichte 1365–1802, Aalen 1965; siehe auch KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 1, S. 231–233, Bd. 2, S. 371 u. 381 f.

1513 wurde Melchior Ruff durch Papst Leo X. in den Rang eines infulierten Prälaten erhoben, wodurch dem Abt das Recht verliehen wurde, die Mitra (Inful), Zeichen der bischöflichen Würde, zu tragen. Am Vorabend der Reformation befand sich die Zisterzienserabtei Königsbronn nicht in der Krise, sondern erstmals seit langer Zeit wieder auf dem Weg der Reform und der Stabilisierung.

Die spätmittelalterlichen, somit vorreformatorischen Konfliktlinien zwischen Reichsstadt und Zisterzienserabtei waren 1513/14 wieder aufgebrochen, als die Stadt sich wegen der nachlässigen Amtsführung von Pfarrer Peter Schenk beim Königsbronner Abt Melchior beklagte und mit dem Einzug der Einkünfte des Klosters im Bereich von Reutlingen drohte. Die alten Mechanismen der Konfliktregulierung wurden eingeleitet. Der Abt beharrte auf einem Verfahren vor dem Gericht des Konstanzer Bischofs, die Stadt ihrerseits ging daran, durch die Stiftung einer städtischen Prädikatur eine Pfründe in ihrem eigenen Verfügungsbereich zu schaffen, die im November 1521 unter Zustimmung des Konstanzer Bischofs mit Matthäus Alber besetzt wurde. Die Pfarrstelle wurde im Einvernehmen zwischen Abt und Rat mit dem Reutlinger Bürger Caspar Wölflin besetzt.<sup>48</sup>

Die schrittweise Einführung der Reformation in Reutlingen engte die Handlungsmöglichkeiten der Abtei Königsbronn immer stärker ein. Altgläubige Positionen waren in der Stadt kaum noch zu halten, zu schwach war die eigene Stellung trotz der Unterstützung durch das österreichische Regiment im nahen Württemberg. Die Abstimmung über die Annahme der Reformation 1530 war ein deutliches Zeichen für die weitere Entwicklung. Die Verhandlungen über den Verkauf der Königsbronner Besitzungen an den reichsstädtischen Rat waren fast die logische Konsequenz. 1533 erzielten die beiden Parteien eine Einigung: Am 17. September gingen sämtliche Rechte im Bereich der Reichsstadt für 18 514 Gulden an das Reutlinger Spital über.<sup>49</sup> Der hohe Kaufpreis war jedoch nur eine kalkulatorische Größe. Nach Abzug der Verbindlichkeiten (u. a. der Pfarrbesoldung) erhielten die Zisterzienser lediglich den doch eher bescheidenen Betrag von 2300 Gulden ausbezahlt. Die komplizierten Abrechnungsmodalitäten zogen sich noch bis 1558 hin; dann war der Vorgang abgeschlossen. Aus der Sicht der (zu diesem Zeitpunkt noch altgläubigen) Abtei Königsbronn diente der Verkauf der eigenen finanziellen Konsolidierung. Die Beziehungen zwischen Reutlingen und Königsbronn lösten

---

<sup>48</sup> Zur Reformationsgeschichte von Reutlingen siehe Martin Brecht: Reutlingen und die Reformation in Deutschland, in: *Blätter für württembergische Kirchengeschichte* 80/81 (1980/81), S. 2–23; Heinrich Betz: Die Reformation in Reutlingen, in: *Reutlingen. Aus der Geschichte einer Stadt* (wie Anm. 25), S. 85–112; Hans-Christoph Rublack: Art. „Alber, Matthäus“, in: *Theologische Realenzyklopädie* 2 (1978), S. 170–177; zusammenfassend: *KB Reutlingen* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 341 f.

<sup>49</sup> HStA Stuttgart, A 495 U 148 f. (1533 Sept. 20); Schön (wie Anm. 29), S. 62.

sich, sogar die Urkunden über die Reutlinger Pfarrkirche waren durch die Zisterzienser an die Reichsstadt zu übergeben.<sup>50</sup>

Letzte Bindungen aber blieben. In einer Klausel hatte sich die Reichsstadt verpflichtet, jährlich den Zisterziensermönchen zehn Fuder Rot- und Weißwein als Kompensation für die Rechte am Weinzehnten zukommen zu lassen. Das Kloster im Brenztal sicherte sich mit dieser Bestimmung die Versorgung mit Wein, bezog der Konvent seine sonstigen grundherrlichen Einkünfte doch aus Regionen, in denen kein Weinbau betrieben wurde.<sup>51</sup>

Der Königsbronner Klosterhof blieb ebenfalls im Besitz der Mönche. Zusammen mit den anderen Klosterhöfen bildete er zunächst eine altgläubige Insel in der reformierten Reichsstadt. 1538 ließ Abt Melchior nach Ausweis der Bauinschrift das Hauptgebäude neu errichten und unterstrich damit das Bestreben der Abtei, ihren Verwaltungssitz in der Reichsstadt auch längerfristig zu halten. Bereits wenige Jahre später geriet auch die Zisterzienserabtei in den Sog der Reformation. Nach dem Rückerwerb der Herrschaft Heidenheim durch Herzog Ulrich von Württemberg 1536 erhöhte sich der Druck auf die Mönche, die jedoch 1539 nach dem Tod von Melchior Ruff mit Prior Ambrosius Boxler einen Gegner der Reformation zum neuen Abt wählten.<sup>52</sup> Königsbronn erschien 1551 auf dem Reichstag in Augsburg und dokumentierte – auf mittelalterliche Rechte zurückgreifend – seinen Anspruch, unter dem unmittelbaren Schutz des Reiches zu stehen. Herzog Christoph zeigte sich aber zu keinen Kompromissen bereit: 1552 ließ er Abt Ambrosius absetzen und nach Maulbronn verbringen, nach einem Fluchtversuch wurde der renitente Mönch auf der Feste Hohenurach inhaftiert, bis er 1557 auf seine Würde als Abt von Königsbronn verzichtete. Die Hoffnung der Zisterzienser vom Brenztopf auf die österreichische Unterstützung erwies sich letztlich als illusionär. 1563 verzichtete Kaiser Ferdinand I. gegenüber Württemberg auf alle Ansprüche an den Königsbronner Besitzungen, nachdem der Herzog im Gegenzug seine Rechte an dem Maulbronner Priorat Pairis im Elsass an Österreich abgetreten hatte. Der Vertrag wurde 1588 ratifiziert.<sup>53</sup>

Seit spätestens 1552 saßen württembergische Klosterpfleger auf dem Königsbronner Klosterhof in Reutlingen, die die verbliebenen Einkünfte der

<sup>50</sup> Im 19. Jahrhundert wurden die wichtigsten Stücke durch das Königreich Württemberg übernommen. Die Urkunden werden heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand B 201 (= Reichsstadt Reutlingen) verwahrt.

<sup>51</sup> Ähnlich verhielt sich auch die Benediktinerabtei Anhausen im Brenztal, die im Neckartal (u. a. Esslingen, Cannstatt, Wangen) grundherrliche Rechte besaß, die den Mönchen die Versorgung mit Wein sicherten; vgl. Karte des Grundbesitzes in KB Heidenheim (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 283.

<sup>52</sup> Konrad Rothenhäusler: Die Abteien und Stifte des Herzogthums Württemberg im Zeitalter der Reformation, Stuttgart 1886, S. 98–106; H. Pfaff (wie Anm. 19), S. 119–125.

<sup>53</sup> HStA Stuttgart, A 495 U 30 (1559 Nov. 28), U 31 (1588 Mai 19).

ehemaligen Abtei verwalteten:<sup>54</sup> die Zehnten von Degerschlacht und Sickenhausen, den alten Reutlinger Filialgemeinden, und einige grundherrliche Einkünfte u. a. aus einem Gut in Kusterdingen. Auch wurden Einnahmen anderer Klöster (z. B. der Dominikanerinnen aus Offenhausen), die durch Württemberg säkularisiert worden waren, durch den Verwalter der Reutlinger Klosterpflege eingezogen. Die konfessionellen Differenzen waren verschwunden, der Einfluss auf die reichsstädtische Kirche beseitigt. Herrschaftlich blieb aber der Klosterhof weiterhin ein Fremdkörper in der Reichsstadt. Die Mediatisierung der Reichsstadt 1802/03 schuf einen neuen politischen Ordnungsrahmen. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation fanden auch die Beziehungen zwischen der ehemaligen Zisterzienserabtei Königsbronn und der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen ihr Ende. Der alte zisterziensische, seit 1552 herzoglich-württembergische Königsbronner Klosterhof wurde 1810/11 für mehr als sechs Jahrzehnte zum Sitz des neu eingerichteten königlich-württembergischen Oberamts. Nur noch Fragmente – wie etwa die Bauinschrift von 1538 – erinnern bis heute an die rund 250 Jahre währende Präsenz der Zisterziensermönche in der Reichsstadt. Die alte Peterskirche war bereits 1538 abgebrochen worden. Selbst am Brenztopf, am Ort der ehemaligen Abtei, finden sich nur noch einige spätmittelalterliche Mauerreste und einzelne Wirtschaftsgebäude, die an das einstige Kloster erinnern. 1552 war die bescheidene Anlage im Fürstenkrieg gründlich zerstört worden. Mit dem Verlust der Gebäude ging auch das Interesse an der Geschichte des Konvents verloren. Königsbronn gehört zu den Klöstern Südwestdeutschlands, die noch auf eine eingehendere Erforschung warten. Die 700-Jahr-Feier der kleinen Zisterzienserabtei mag ein Anstoß sein, sich wieder intensiver mit ihrer Geschichte zu beschäftigen.

---

<sup>54</sup> Schön (wie Anm. 29), S. 109; HStA Stuttgart, A 495 Bü 83 f.



## Die Kartause Güterstein und Reutlingen Eine Episode aus der Reformationszeit

Von Roland Deigendesch

Christoph Friedrich Gayler berichtet in den 1840 erschienenen „Historischen Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt“ von einer bemerkenswerten Episode der Frühgeschichte der Reformation in Reutlingen. Die im Original im Bestand B 201 (Reichsstadt Reutlingen) des Hauptstaatsarchivs Stuttgart überlieferte Quelle unterrichtet uns darüber, dass von der nahegelegenen Kartause Güterstein bei Urach zwei Mönche entwichen waren, die der Lehre Luthers anhingen. Wenigstens einer davon hatte sich nach Reutlingen geflüchtet.<sup>1</sup> Platziert im Kapitel „Was der Geruch der hiesigen Reformation bei der Regentschaft Württembergs gewirkt“, ist die Stelle der Forschung keineswegs verborgen geblieben.<sup>2</sup> Im Folgenden geht es nun um den Versuch, die Geschichte in einen Kontext zu stellen, der über die inneren Reutlinger Vorgänge jener Zeit hinausgeht. Dabei soll ein Blick auf die Stellung des Kartäuserordens in Literatur und Publizistik geworfen und schließlich die Entwicklung von Württembergs einzigem Kartäuserkloster in jenen Jahren genauer betrachtet werden.

---

<sup>1</sup> Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt izeit Königlich Württembergische Kreisstadt Reutlingen, vom Ursprung bis zu Ende der Reformation 1577 (...), Reutlingen 1840, S. 245. Zuvor schon ausführlich wiedergegeben bei Carl Christian Gratianus: Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen (...), Bd. 2, Tübingen 1831, S. 183–187. Die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrte Vorlage (HStAS, B 201 U 176, vgl. *Abb. 1*) trägt den wohl zeitgenössischen Rückvermerk: „Prior zum Güterstein avocation eines Evangelisch gewordenen Conventualen, worauf die Antwort merkwürdig ist.“ Für vielerlei Hilfestellung danke ich Herrn Roland Brühl, Stadtarchiv Reutlingen.

<sup>2</sup> Konrad Rothenhäusler: Die Abteien und Stifte des Herzogthums Württemberg im Zeitalter der Reformation, Stuttgart 1886, S. 233–234; Theodor Schön: Die Kartause Güterstein, in: Freiburger Diözesanarchiv 26 (1898), S. 181–182; Julius Rauscher: Württembergische Reformationsgeschichte (Württembergische Kirchengeschichte, Bd. 3), Stuttgart 1934, S. 58; schließlich Martin Brecht: Reutlingen und die Reformation in Deutschland, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 80/81 (1980/81), S. 7–8. Sogar in der neueren Kartäuserforschung fand die Episode Erwähnung, vgl. Gerald Chaix: Temps de crise et de rupture dans les chartreuses allemands du XVI<sup>ième</sup> siècle, in: Analecta Cartusiana 6 (1994), S. 78; Roland Deigendesch: Die Kartause Güterstein. Geschichte, geistiges Leben und personales Umfeld (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 39), Leinfelden 2001, S. 94–95.

Doch zunächst zur Quelle selbst. Der Gütersteiner Prior Benedikt Eichel<sup>3</sup>, der schon im Vorjahr mit der Stadt zu tun hatte,<sup>4</sup> wandte sich in einem Schreiben vom 18. Dezember (Freitag nach Lucia) 1523 an Bürgermeister Jakob Becht mit der Bitte, eines der beiden während seiner Abwesenheit entwichenen und in Reutlingen „bei dem Prediger“, also wohl bei Matthäus Alber untergekommenen „irrige(n) schefflein“ notfalls zwangsweise wieder in das Kloster zu überstellen. Der Gütersteiner Prior Benedikt mochte sich zu diesem Zeitpunkt durchaus Hoffnungen gemacht haben, dass der reichsstädtische Rat auf das Ansinnen eingehen werde. Zwar war in Reutlingen mit Alber bereits im November 1521 ein Prädikant an die Marienkirche berufen worden, der den Ideen Luthers folgte und unter dem Reutlingen zu einem Leuchtturm reformatorischer Bewegung in Süddeutschland wurde.<sup>5</sup> Die Besetzung der Stadt durch Herzog Ulrich von Württemberg im Jahr 1519 war indes Anlass für den Einmarsch von Truppen des Schwäbischen Bundes in Württemberg und damit die Voraussetzung dafür, dass im Südwesten unter der Führung Habsburgs die reformatorische Bewegung mit aller Härte unterdrückt wurde.<sup>6</sup> Auch Reutlingen bekam das zu spüren. Wiederholt wurden Verfahren gegen Alber eingeleitet und im Herbst 1524 begann sogar ein wirtschaftliches Embargo Württembergs gegen die Stadt.<sup>7</sup> Vielleicht darf man auch das Eintreten Benedikts im Januar 1524 für ein Rechtsgeschäft zugunsten eines der

<sup>3</sup> Prior in Güterstein 1521–1524, wo er auch starb. Zuvor bereits Vorsteher der Ordenshäuser in Würzburg, Astheim und Buxheim, außerdem 1519–1523 Visitator der Ordensprovinz Alemannia Inferior. Zur Person vgl. Friedrich Stöhlker: Die Kartause Buxheim 1401–1803, Teil 2, Buxheim 1974, S. 160 u. 190; Teil 4, S. 773; R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 284–285.

<sup>4</sup> Prior Benedikt schrieb an den Rat der Stadt, dass der „Schaffner“ der Kartause Güterstein „wegen Kaspar Wölfflin“ dem Rat antworten solle, da er selbst abwesend sein werde, StadtA Reutlingen, A 1 Nr. 6078/2.

<sup>5</sup> Heinrich Betz: Reutlingen. Kirche und Schule, in: Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Sigmaringen 1997, Bd. 2, S. 341–344. Zur Reformation in Reutlingen vgl. im Übrigen M. Brecht, Reutlingen (wie Anm. 2), sowie M. Brecht, Hermann Ehmer: Südwestdeutsche Reformationsgeschichte. Zur Einführung der Reformation im Herzogtum Württemberg 1534, Stuttgart 1984, S. 64–66.

<sup>6</sup> Hermann Ehmer: Antaustriaca semper catholica? Die Reformation und Vorderösterreich, in: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.): Vorderösterreich. Nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten, Stuttgart 1999, S. 218–223; Werner Deetjen: „Ihr habt tapfere Hirten und Bischöfe genug“. Zeugen und Zeugnis der Reformation in der Grafschaft Hohenberg (1521/22–1550/1600), Rottenburg 2005, zugleich: Der Sülchgau 35 (1991). Neben diesen Arbeiten zu Vorderösterreich vgl. für Urach Karl Bauer: Die Stellung Württembergs in der Geschichte der Reformation, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 38 (1934), S. 11, sowie Eberhard Fritz: Reformation als Prozess. Verlauf und Fortgang der Reformation im Amt Urach und den angrenzenden Herrschaften unter besonderer Berücksichtigung der Schwäbischen Alb, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 92 (1992), S. 34–58.

<sup>7</sup> H. Betz (wie Anm. 5), S. 342.

beiden Reutlinger Terziarinnenkonvente – der Schwestern von der Rast-sammlung – als Intervention für den alten Glauben in der Stadt bewerten.<sup>8</sup>

Leider ist es nicht gelungen, den entflohenen Mönch zu identifizieren, und auch die Akten des kartäusischen Generalkapitels, die durchaus Verfügungen über einzelne Mönche enthalten, geben keine weiterführenden Informationen. Dies ist deshalb so bedauerlich, da sich der vormalige Mönch aus Güterstein durch seine dem Schreiben eigenhändig beigesezten „Kommentare“ als theologisch beschlagen und rhetorisch versiert erweist.<sup>9</sup> Die mit „Uslegung dises brieffs“ überschriebenen Zusätze werden dem Schreiben des Gütersteiner Priors im Folgenden gegenübergestellt.<sup>10</sup>

Schreiben Benedikts / Kommentar (eingerückt)

Grußformel „Gnad unnsers Herrn mit christlicher lieb die nymands schädlich, sonder fürderlich allen zu dem gute sy und blib allweg mit üch.“

„Gnad users Hern, der ich mit meim convent und orden gar nicht acht, die mit bussen (?) und vertroesten uns und ander lyt uff unsere werck, die gott wede gehayssen noch potten hat. Christliche lieb etc., der mir lere siend, davon alle menschen schedlich und ergerlich zu boesen, wucher, die[b]stal und raub.“

„Es hat sich begeben in kurtz verschyner zit mins abwesens, dz ich gott und üch, mein günstig[en] Herrn, clag, das ir zwei us meinem convent, ir seligkait und gelupte, dz sy gott und carthuser orden gethon, vergessen, von irem orden abgetrett[en] und der irrischen luterischen faction anhengig worden.“

zu „dz ich ... clag“: „und doch vor selbs geprediget und gelert hab: im [1]522. iar uff festum circumcisionis und palmtag“.

zu „seligkait“: „le[e]r werck gugel und kutten“.

zu „gott“: „Ja nu ler gott!“.

zu „orden“: „von der ketzersche[n] sect“.

zu „irrischen lutherischen faction“: „Das probier uss der geschriffit,

<sup>8</sup> Bruder Jorg, Konverse zu Christgarten, verkauft mit Zustimmung seines und des Priors von Güterstein, Visitators der Provinz Alemannia Inferior, Zinsen und Gülten, welche von dem verstorbenen Jörg Kaiser erbweise an Christgarten gelangt waren, an die Schwestern von der Rastsammlung zu Reutlingen, StadtA Reutlingen, U 190. Vgl. dazu den Eintrag in den Akten des Generalkapitels des Ordens im selben Jahr, wonach der Reutlinger Bürger Georg Keyser Christgarten im Ries 1000 Gulden zukommen ließ: „Et Georgius Keyser, ciuis Ruthlingensis, qui legauit domui Orti Christi mille florenos et habet in Prouincia Alamanie Inferioris vnam missam de Beata Maria a singulis sacerdotibus celebrandam.“, siehe The Chartae of the Carthusian General Chapter. MS. Paris Bibliothèque Nationale Latin 10 889, Bd. 3 (1523–1525), hrsg. von John Clark (Analecta Cartusiana, Bd. 100.22), Salzburg 1995, S. 35.

<sup>9</sup> Für einen gelehrten Hintergrund spricht auch die Verwendung einer humanistischen Kursive. Zur Universitätsbildung der Gütersteiner Konventualen vgl. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 125–126.

<sup>10</sup> Der Text folgt dem in Stuttgart verwahrten Original (wie Anm. 1).



wan Lutthers ler ist Christi ler und Luthers ler anhengiger sind Christi iunger.“

„So aber ich als ain unwirdiger hirtt uber mir bevolhen gesetzt, zimpt geburt von gots und meins ord[ens] wegen, die irrige schefflen zu suchen und wider in iren stal zu bringen, wie endwischent nach vernunft ermessen mög[en] zu thun pflichtig und schuldig.“

zu „hirtt“: „Ain uffplasner vatter“.

zu „die irrige“: „die rechten Christen“.

zu „stal“: „ins raubhuss und mordergrub“.

zu „vernunft“: „aber nit nach dem Evangelium.“

„Die wyl ich aber durch gewiß gehapt kuntschafft erfaren, das sich ainer us meine[n] abtrinnigen by üch zu Ritlingen by uwrem Prediger enthellt, ist mein undertenig bitt, umb gotts willen mit gedachtem prediger zuverschaff[en], mir mein irrig schefflen wider behendig[en] zu lassen und durch sein wird, als der hailige schrifft erfarnen, das irrig schaf uff den rechten weg wysen von seiner irrsal und luterischen faction fieren und zu dem rechten weg der ewig[en] warhait, da von er gewichen durch sein unverstandt, wieder bring.“

zu „abtrinnigen“: „Ja von üwer abgot!“

zu „gotts willen“: „zorn und rach“.

zu „behendigen“: „das nit Christen werden“.

zu „wird“ (Würde): „der kaine hat, sonder dem wirdigen abgöttischen vatter kartus ler zu statt.“

zu „die hailige schrifft erfarnen“: „Er thut glich als ob im er[n]st sy wie der hychler art ist.“

zu „rechten weg“: „carthiesser sect“.

zu „lutherischen“: „von christilicher ler“.

zu „warhait“: „zu vatter aller lugina“.

zu „unverstandt“: „erfarung der geschriff“.

[...]

„Damitt gott bevolhen mit begerung günstiger schrifftlicher antwurt.“

„Naturlich recht lert guts thon, das nit wider gott ist. Du aber begerst, das wider din soelickait und des nesten ist, kan man dier nit vortfaren, als mir och kaines schatzes (?) von dier begerend.“

Schlussformel: „Benedict, Prior zum Guetterstain Carthuser ordens, uwer wyshait williger Capplan“.

„Maledictus prior und vatter zu hoeren, groben, blinden und staxin (?)<sup>11</sup>, vom kopff der zitlichen gitter, die sy von armen witt[w]en und waysen zu ynen risend, Capellanus der briederschen gaysber[t], vatter, pfarrer und stinckender bock genampt, von capella, das ist von der gays.“

<sup>11</sup> Lesung nicht ganz klar; „stax(in)“ vermutlich von „Stacks“ mit alter Nebenbedeutung „dummer Mensch“ bzw. „Stax“ im Sinne von „unbeholfener, dummer Mensch“. Vgl. Jakob

Abgesehen von der wohl unvermeidlichen Polemik am Schluss kann man die Vorwürfe des ‚Insiders‘ an sein Ordenshaus mit fehlendem Vertrauen auf die Gnade Gottes, statt dessen auf Menschenwerk, das „Gott weder geheißt noch geboten“ hat, sowie mit Habgier und Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit zusammenfassen. Es ist angesichts der Quellenlage kaum möglich, den Realitätsgehalt unmittelbar zu überprüfen, was ja interessant wäre, wird doch Bezug auf Predigten Benedikts in Güterstein genommen. Welche Antwort bzw. ob überhaupt eine Antwort an die Kartause ausging, ist nicht bekannt. Ein Schreiben König Ferdinands vom 15. Januar 1524 an den Rat der Stadt, das ausführlich über reformatorische Vorgänge in Reutlingen Klage führt, erwähnt die Angelegenheit nicht.<sup>12</sup>

Bevor nun die innere Entwicklung der Kartause bei Urach in frühreformatorischer Zeit näher untersucht wird, soll ein Blick auf die Rolle der Kartäuser im Gefüge des kirchlichen Lebens der Zeit geworfen werden. Bekanntlich galten die Kartäuser im späten Mittelalter als vorbildlichster Orden der Christenheit, als „ordo non lapsus“, der durch dauerhafte und strenge Regeltreue nie einer Reform bedurfte. Obschon diese Ansicht in der Zwischenzeit eine Akzentuierung erfahren hat, indem etwa das Instrument der Visitation als beständige Reform innerhalb des Ordens erkannt wurde,<sup>13</sup> sieht auch die neuere Kirchengeschichte den Kartäuserorden nach wie vor als „Leitorden“ der spätmittelalterlichen Reformbewegung schlechthin, so jedenfalls der frühere Münsteraner Kirchenhistoriker Arnold Angenendt.<sup>14</sup>

Gerade solche Instanzen haben wohl schon immer gereizt, genauer hinzuschauen, und was mochte es Schöneres gegeben haben, als ausgerechnet einen der ‚vorbildlichen‘ Mönche beim Übertreten der Regel ertappt zu haben. So muss man wohl eine der Fazetien genannten witzigen Kurzerzählungen des Tübinger Professors Heinrich Bebel verstehen, die eben Güterstein zum Schauplatz eines veritablen Besäufnisses hat. Ein Landpfarrer wollte genau dies einem Priester zu St. Amandus in Urach beichten, kommt bei dem aber schlecht an, so dass am Ende der peinliche Vorfall allgemein bekannt wird.<sup>15</sup> Neben dem hier sichtbar werdenden laxen Kartäuser ist auch der welt-

---

Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 14, Sp. 414 u. 1214, benutzt in der Online-Ausgabe unter der URL: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>.

<sup>12</sup> HStAS, B 201 Bü 6.

<sup>13</sup> Heinrich Rüthing: Die Kartäuser und die spätmittelalterliche Ordensreform, in: Kaspar Elm (Hrsg.): Reformbemühungen und Observanzbestrebungen im spätmittelalterlichen Ordenswesen (Berliner Historische Studien, Bd. 14), Berlin 1989, S. 35–58.

<sup>14</sup> Arnold Angenendt: Geschichte der Religiosität im Mittelalter, Darmstadt 1997, S. 75.

<sup>15</sup> „Incipit sacerdos confiteri, quomodo priori nocte ad vomitum usque ebrius fuisset apud Carthusianos Boni Lapidis“, Heinrich Bebel: Facetien, hrsg. von Georg Bebermayer, Leipzig 1931, ND Hildesheim 1967, Liber 2, Nr. 101 [De quodam ebrio], S. 81; vgl. die deutsche Übertragung von Manfred Fuhrmann: Heinrich Bebel, Facetien. Drei Bücher (Bibliotheca Suevica, Bd. 13), Eggingen 2005, S. 161.

abgewandte, von Heimsuchungen bedrängte Mönch ein Bild, in dem wiederum Güterstein eine Rolle spielt. Froben Christoph von Zimmern (1519–1566) notiert in der berühmten, 1566 beendeten Chronik seines Hauses zum Jahr 1508 folgende Episode: Ein Kaplan an der Zimmern'schen Residenz Messkirch namens Johannes Molitor gilt als gleichermaßen gelehrt und – dementsprechend? – hoffärtig. Von einem anderen Kleriker darauf angesprochen, nahm er sich dies so zu Herzen, dass er seine einträgliche Pfründe aufgab und sich zu den Kartäusern in Güterstein zurückzog. Dort blieb er bis ans Ende seines Lebens, „vom bösen gaist vil angefochten“ und: „Der allmechtig waist die ursach, warumb es beschehen, oder was er damit über in verhenghen hat wellen.“<sup>16</sup>

Gerade die Weltabgewandtheit der Kartäuser findet sich des Öfteren in der Literatur der Zeit. Erasmus von Rotterdam etwa inszeniert auf überaus witzige Weise das Zusammentreffen extrem unterschiedlicher Lebensentwürfe als Gespräch zwischen Soldat und Kartäusermönch.<sup>17</sup> Und daraus allerdings geht der Mönch als klarer Gewinner hervor, denn er, der scheinbar auf alles

<sup>16</sup> Die Chronik der Grafen von Zimmern. Handschriften 580 und 581 der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, hrsg. von Hansmartin Decker-Hauff unter Mitarbeit von Rudolf Seigel, Bd. 2, Darmstadt 1967, S. 45–46. Man könnte diese Geschichte als Parallele zum Lebensabend Ritter Rudolfs von Ehingen (gest. 1467) lesen, der sich ebenfalls in spontanem Entschluss in die Kartause zurückgezogen hatte; vgl. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2) S. 399–400. Doch während hier die ‚Verachtung der Welt‘ in einen vorbildlichen Lebenswandel im Schatten Gütersteins mündet, gewährt die Zimmern'sche Chronik dem Geistlichen eben kein ‚Happy end‘. Einen Mönch namens Johannes Molitor aus Messkirch gab es übrigens tatsächlich – das Jahrtagsbuch des Klosters notiert 1511 den Tod von „dominus johannes meskilch monachus professus huius domus“, vgl. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 300. Derselbe schrieb eine Reihe von Traktaten und Erbauungsschriften, darunter ein Werk über das Leben und die Ehre der Kleriker („Tractatus de vita et honestate clericorum“), heute Bayerische Staatsbibliothek München, CLM 28 396. Genau diese Handschrift lässt indes zweifeln, ob es sich um die Person der Chronik handelt, denn der Gütersteiner Mönch soll nach der Münchner Handschrift über 40 Jahre im Orden gelebt haben, vgl. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 301. Interessanterweise lebte zuvor schon in Güterstein ein „Johannes Prediger von Messkirch“, der 1489 verstarb. Auf ihn könnte die Geschichte ebenfalls zutreffen, denn er war frühestens 1484, nach der Resignation seiner Pfründe am Altar des hl. Georg in Messkirch, in die Kartause eingetreten, vgl. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 302–303. Zum Verständnis der Chronik der Hinweis von Gerhard Wolf, wonach dieselbe mit ihren vielen eingestreuten Geschichten nicht als Geschichtsbuch zu lesen, sondern als Mischung unterhaltender narrativer Kapitel und der Geschichte von Herrschaft und Haus zu betrachten ist. Vgl. Gerhard Wolf: Alhie muß ich ain gueten schwank einmischen. Zur Funktion kleinerer Erzählungen in der Zimmerischen Chronik, in: Klaus Grubmüller u. a. (Hrsg.): Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987 (Schriften der Universität-Gesamthochschule Paderborn, Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft, Bd. 10), Paderborn 1988, S. 173.

<sup>17</sup> Erasmus von Rotterdam: Militis et Carthusiani, in: Colloquia familiaria. Vertraute Gespräche (Ausgewählte Schriften, Bd. 6, hrsg. von Werner Welzig), Darmstadt 1967, S. 182–197.

verzichtete, steht am Ende als in sich ruhend und mit Gott und sich selbst im Einklang lebend einem von Syphilis gezeichneten und gänzlich abgebrannten Landsknecht gegenüber, der zu Hause Frau und Kind in ihrer Not allein gelassen hat. Es ist gut möglich, dass diesem Vorbild die von einem Heinrich Sumnerhart verfasste Schrift „Ain hüpsche frag von ainem iüngling an ainen alten Cartheuser, wie die Epistel ad Titum 1 zu versteen sey (...)“ verpflichtet ist. Die Schrift stellt eine Kritik am zeitgenössischen Klerus dar, wobei es hier der alte Kartäuser ist, der dem jungen Gesprächspartner die Anforderungen an einen Kleriker und die Glaubensgrundlagen des Christenmenschen benennt. Der Titelholzschnitt (*Abb. 2*) zeigt dabei ein interessantes Motiv medialer Vermittlung: Im Vordergrund unterhält sich ein Kartäusermönch mit dem in abgerissener Kleidung daherkommenden Jüngling, der, offenbar schon lange in der Wildnis umherirrend, den Einsiedler grüßt. Der Kartäuser führt – Zeichen seines Alters – einen Stock bei sich und hält eine Gebetskette, die als Signum des Ordens gelten kann, wurde doch das Rosenkranzgebet von einem Kartäuser eingeführt. Im Hintergrund erkennt man einen Landsknecht (!), der die Unterhaltung niederschreibt – aus der dann wiederum das kleine Heft entsteht.<sup>18</sup> Hier jedoch handelt es nicht um einen Dialog, sondern um eine einseitige Unterweisung. Dem Kartäuser kommt unbestritten die Rolle des Lehrers und unbestechlichen Mahners zu, der durchaus im Stande ist, auf Missstände aufmerksam zu machen.

Erasmus übte ebenfalls Kritik an religiösen Verhaltensformen der Zeit, die auch in der Reformation eine Rolle spielte. Am Rande erscheinen auch hier die Kartäuser, denen er großen Respekt zollte: In seiner Schrift „De praeparatione ad mortem“ (1533/34) rät er dem Kranken, lieber danach zu streben, dass die gesamte Kirche um sein Glied besorgt sei als unter dem Eindruck des nahen Todes sich noch schnell einem Kloster, sei es eines der Franziskaner oder der Kartäuser, anzuvertrauen.<sup>19</sup> Der Herausgeber der Briefe des Erasmus vermutet weiter, dass sich hinter einem anonymen Briefpartner, an den sich Erasmus in einem Schreiben im Oktober 1527 von Basel aus wendet, ein Kartäuser verbarg. In dessen Zweifel, sein Kloster zu verlassen, rät er ihm auszuharren, wenn auch aus Gründen, die nicht unbedingt den Wesenskern kartäusischer

<sup>18</sup> Universitätsbibliothek Tübingen, Ge 671.4°. Bibliographischer Nachweis bei: Georg Wolfgang Panzer: *Annalen der ältern deutschen Litteratur*, Bd. 2, Nürnberg 1805, S. 320, Nr. 2487. Zur Schrift vgl. Helga Hammerstein: *Heinrich Sumnerhart, Ain hüpsche Frag (A polite inquiry)*, Dublin 1980.

<sup>19</sup> „Religiose faciunt, qui urgente mortis vicinia, mittunt ad monasterium Cartusianorum aut Franciscanorum, ut orent pro laborante; sed efficacius solatium est, si cogitet aegrotus universam ecclesiam esse pro suo membro sollicitam.“ *Opera omnia Desiderii Erasmi Roterdami*, Bd. 5.1, hrsg. von Arie van Heck, Amsterdam-Oxford 1977, S. 368. Übersetzung: Wenn sie den Tod vor Augen haben, werden sie fromm und schicken nach einem Kartäuser- oder Franziskanerkloster, dass die für sie beten. Besser wär es jedoch für das Seelenheil, wenn der Kranke schaut, dass die ganze Kirche um sein Glied besorgt sei.

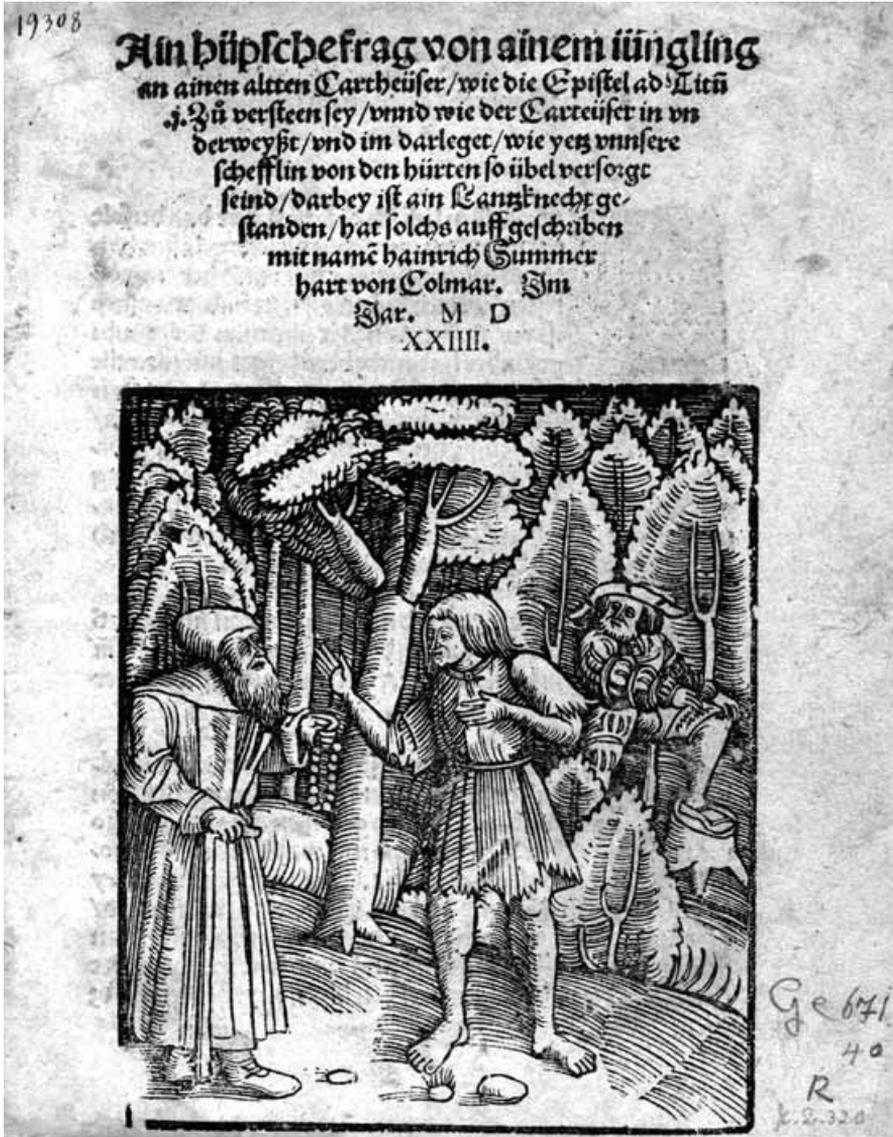


Abb. 2: Kartäuser, Jüngling und Landsknecht. Titelholzschnitt der Postinkunabel „Ain hüpsche frag von ainem iüngling an ainem alten Cartheuser, wie die Epistel ad Titum 1 zu versteen sey (...)\", 1524.

Spiritualität und Lebensweise treffen: „So viele Jahre hast Du in jener Gemeinschaft gelebt, schon neigt sich Deine Lebensspanne dem Abend zu. [...] Du bist [dort] wie im reinsten Himmel (coelo saluberrimo), viel Befriedigung verschafft Dir das Gespräch mit Gelehrten, auch mangelt es Dir nicht an einer Menge guter Bücher.“<sup>20</sup>

Im Umkehrschluss kann man damit wohl mit Recht unterstellen, dass der Kern kartäusischer Lebensweise, meditatives Gebet, Leben in der Einsamkeit (im „eremus“) und strenges Fasten, nicht eben als zeitgemäß empfunden wurde. Diese Kritik und – damit wären wir wieder bei dem Gütersteiner Flüchtling und seinen Vorwürfen – die Polemik gegen die Vorstellung, dass durch Stiftungen erkaufte Gebete und Messen der Mönche zu Sündenvergebung und Erlösung führten, waren offenbar so verbreitet, dass der Orden selbst um eine Entgegnung besorgt war. In seiner Apologie des Kartäuserordens schreibt der französische Kartäuser Petrus Sutor – übrigens in einem fiktiven Dialog zwischen ihm selbst und einem Kritiker („oblocutor“) – über das Wesen und den Nutzen des Ordens Brunos von Köln.<sup>21</sup> Unter Berufung auf das biblische Vorbild Johannes des Täufers verteidigt Sutor den eremitisch-kontemplativen Lebensentwurf, da die Christenheit eben solcher vorbildlich lebender Menschen bedürfe.<sup>22</sup> Die Mönchszellen, so ein häufig bemühtes Bild, seien ein Abbild der Arche Noah<sup>23</sup> und darüber hinaus schafften die Kartäuser auch ganz konkret gesellschaftlichen Nutzen: „Recht wenig nützen Worte ohne Taten, viel aber vermögen Taten ohne Worte“, womit Sutor auf die Leistung der Kartäuser durch ihre Schreibearbeit anspielt und den Ball zurückgibt: „Die Predigt mit Worten nützt, wie uns die verkommenen Sitten der Menschen heute zeigen, ganz offenbar recht wenig.“<sup>24</sup>

Zeigt schon die publizistische Auseinandersetzung der Zeit, wie umstritten die lange unverrückbar geglaubten Grundfesten des Ordenslebens geworden waren, stellt sich nun die Frage, was wir über den inneren Zustand der Kartause Güterstein in der Frühzeit der Reformation wissen. Die Ordenshäuser in Deutschland waren ganz erheblich von der Reformation im Reich erschüttert. Zur Lage in Deutschland liegen die Akten des jährlich in der Grande Chartreuse tagenden Generalkapitels vor, in denen seit den frühen 1520er Jahren regelmäßig Verfügungen zu Mönchen getroffen werden, die der „lutherischen Häresie“ anhängen. 1523 wird so ein Fall im schweizerischen Ittingen bekannt, in dem der Kartäuser Valentin mit Kerker bedroht wird, „wenn er

<sup>20</sup> *Opus epistolarum Erasmi Roterdami*, hrsg. von Percy S. Allen, Bd. 7, Oxonii 1928, Nr. 1887, S. 200.

<sup>21</sup> *De vita cartusiana libri duo*, Erstaussage Paris 1522; benutzt wurde der in Köln 1609 erschienene Druck.

<sup>22</sup> *Ebd.*, Liber primus, S. 81.

<sup>23</sup> *Ebd.*, Liber primus, S. 389–390.

<sup>24</sup> „Verbalis praedicatio parum hoc tempore prosit, satis ostenderit corrupti mores hominum“, *ebd.*, Liber primus, S. 415.

nicht mit Wort und Tat der lutherischen Sekte abschwöre“.<sup>25</sup> 1524 wurde eine allgemeine Verfügung für die Provinzen Theuthonia, Alemannia Superior, Alemannia Inferior, Rheni und Saxonia, also für alle ober- und niederdeutschen Häuser erlassen, die unter dem Eindruck fortschreitender Reformation stand.<sup>26</sup> Hier wird in deutlichen Worten der Abfall in vielen Ordenshäusern angesprochen, die „durch eine Reihe von wahrheitsgetreuen Berichten [...] und offenbare Tatsachen“ bekannt wurden. Die „von der verdammten lutherischen Lehre“ Verwirrten „oder durch eigene Begierde“ Verführten verstießen „wie die Hunde, die zu ihrem Erbrochenen zurückkehren“ aufs Schwerste gegen die göttliche Güte. Es wurde deshalb den Prioren aufgegeben, mit aller Strenge und notfalls mit Hilfe des weltlichen Armes entwichene Mönche wieder zurückzuführen und sie bis zu einem Beschluss des Generalkapitels zu inkarcerieren. Daneben scheint in der Praxis auch die Versetzung von Ordensleuten ein beliebtes Mittel gewesen zu sein, um gegen lutherisches Gedankengut vorzugehen. Friedrich Stöhlker hat in einer Reihe von Studien eindrücklich gezeigt, wie stark der Rückgang der Konvente in den deutschen Kartausen war.<sup>27</sup> Demnach besaß etwa die bedeutende Kartause Buxheim in den 1530er Jahren kaum mehr Religiöse in ihren Mauern – bis 1535, durch die württembergischen Klosteraufhebungen bedingt, der Gütersteiner Konvent die Reihen wieder auffüllte.

Die Kartause Güterstein bestand damals beinahe 100 Jahre. Das Kloster bei Urach war 1439 von den Grafen Ludwig I. und Ulrich V. von Württemberg an Stelle eines Priorats des Benediktinerklosters Güterstein gegründet worden. Bedeutung hatte es vor allem in der Zeit der Landesteilung (1441–1482) erlangt. Es war nicht nur Grablege des Uracher Zweiges des Hauses Württemberg, sondern spielte eine Schlüsselrolle in den kirchlichen Reformbemühungen der württembergischen Landesherrn im 15. Jahrhundert. Als Marienwallfahrtsort und als Stätte einer reichen, auch volkssprachlichen Buchproduktion hatte Güterstein außerdem seinen Platz in der regionalen Sakrallandschaft des späten Mittelalters. In den kritischen Jahren 1520 bis 1535, dem Jahr der Aufhebung des Klosters, standen dem Haus zwei Prioren vor, die als Visitatoren der Ordensprovinz Niederalemannien eine Schlüsselrolle im Kampf um den Erhalt der alten Ordnung innehatten. Dies gilt einmal für Benedikt Eichel, der als erfahrener Prior zuvor in Würzburg, Astheim und Buxheim gewesen war. Er war so angesehen, dass er auch unter die Diffinitoren des Generalkapitels

<sup>25</sup> The Chartae (wie Anm. 8), S. 17.

<sup>26</sup> Ebd., S. 53–54.

<sup>27</sup> F. Stöhlker, Buxheim (wie Anm. 3); derselbe: Visitationsdokumente aus der oberdeutschen Provinz des Kartäuserordens, in: James Hogg (Hrsg.): Die Kartäuser in Österreich (Analecta Cartusiana 83), Bd. 2, Salzburg 1981, S. 73–84; derselbe: Die Bedeutung der Reichskartause Buxheim für den Kartäuserorden in Deutschland, Österreich und der Schweiz im Zeitalter der Gegenreformation, in: James Hogg (Hrsg.): Die Kartäuser und die Reformation (Analecta Cartusiana, Bd. 108.1), Salzburg 1983, S. 25–65.

berufen wurde, jenem Gremium, das die Verfügungen des Ordens formulierte, die sich in jenen Jahren wesentlich mit der Reformation in Deutschland auseinandersetzten. Benedikts Nachfolger war – nach dem nur kurz amtierenden Balthasar Faber – Thilmann Mosenus aus Westerburg.<sup>28</sup> Dieser war bereits 1511–1519 Vorsteher Gütersteins gewesen, doch endete dies mit einem Paukenschlag, auf den Friedrich Stöhlker durch die Edition einer Visitationsurkunde von 1519 – die nicht umsonst mit dem Rückvermerk „charta acerbissima“ versehen ist – aufmerksam gemacht hat.<sup>29</sup> Diese ausgesprochen selten überlieferte Quelle ist für uns auch deshalb von Interesse, weil der entwichene Gütersteiner Mönch ja durchaus bereits zu dieser Zeit in diesem Haus gewesen sein dürfte. Einer der Visitatoren war überdies der spätere Gütersteiner Prior Benedikt, der damals noch dem Würzburger Ordenshaus vorstand.

Güterstein besaß 1519 einen Konvent mit 16 Mönchen und 5 Laienbrüdern. Außerdem lebten dort drei Novizen und eine Reihe von Knechten. Bei einer Kapazität von 20 Mönchszellen war das Haus also keineswegs schlecht bestückt. Und der Prior, Thilmann Mosenus, galt als gelehrter Theologe, ein „vir litteraturae cummulatae“. Vielfach fanden solche Leute in den Kartausen eine Heimstatt, auch der Brief des Erasmus hat dies ja anklingen lassen. Der Grund seiner Ablösung scheint übermäßige Strenge und Jähzorn gewesen zu sein, wird er doch in einem Zustand „ire et furie deplorate“, von beklagenswertem Zorn und Wut, angetroffen – ein Makel, der anscheinend bereits bei früheren Visitationen kritisiert worden war. Eine Reihe der ihm Anvertrauten wagte nicht einmal mehr notwendige und berechnete Anliegen vorzubringen, aus Furcht vor seinen Wutausbrüchen. Die Konsequenz war diesmal die Ablösung Thilmanns und die Entsendung in ein anderes Ordenshaus. Mit Blick auf den Konvent sehen die Visitatoren in erster Linie unzureichenden Gehorsam als Wurzel allen Übels, das sich hier und da als fast pathologische Auffälligkeit zeigt – werden einige doch mit Besessenen verglichen, wie sie in den Evangelien erscheinen.<sup>30</sup>

Mit dem Nachfolger scheint keine Ruhe eingekehrt zu sein, denn der gelegentlich der Visitation eingesetzte Felix Bierer<sup>31</sup> wurde bereits 1521 durch Benedikt Eichel abgelöst. Eine rechte Vorstellung von der Unruhe im Haus erhält man jedoch erst, wenn man auch die früheren Jahre in den Blick nimmt,

<sup>28</sup> Zu diesem vgl. Dom Léon de LeVasseur (Hrsg.): *Ephemerides Ordinis Cartusiani*, Bd. 2, Montreuil 1890, S. 329–331; R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 282–283; F. Stöhlker, Buxheim (wie Anm. 3) Teil 1, S. 118–120, Teil 2, S. 192–193.

<sup>29</sup> F. Stöhlker, Bedeutung der Reichskartause Buxheim (wie Anm. 27), S. 45–50. Das Original: Archiv des Benediktinerklosters Ottobeuren, Bestand Buxheim, Urkunde 207. Zum Folgenden s. a. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 86–88.

<sup>30</sup> „Quidam denique ex ipsis similes se fecerunt qui Marci 5 et Mathei 8 scribitur possessus a legione, ex eo quod multorum exercebant per linguas suas officia demoniorum“, F. Stöhlker, Bedeutung der Reichskartause Buxheim (wie Anm. 26), S. 47–48.

<sup>31</sup> Zu diesem vgl. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 283–284.

die ebenfalls auffallend häufige Wechsel der Prioren sahen. Die Schwierigkeiten im Konvent scheinen wesentlich durch Probleme an der Spitze der Kartause begünstigt worden zu sein. Diese Probleme klingen immer wieder in Verfügungen des Generalkapitels an, so wird 1502 der Gütersteiner Mönch Jodocus Herold aufgefordert, falsche Anschuldigungen gegen den Prior der Kartause Eppenberg in Hessen zu unterlassen, im Jahr darauf wird die Einhaltung der Form der statutengemäßen konventualen Spaziergänge ange-mahnt.<sup>32</sup> 1504 rügte das Generalkapitel, dass man – wohl aus finanziellen Gründen – in anderen Ordenshäusern lebende sogenannte „Hospites“-Mönche nicht mehr in Güterstein aufnehmen wollte.<sup>33</sup> Am Bedenklichsten aber scheint die harsche Kritik, die 1507 fällig war: Nicht nur die strenge Befolgung der Ordensstatuten wurde angemahnt, es klang auch an, dass sich der Landesherr, Herzog Ulrich von Württemberg, über nicht näher bezeichnete Vorgänge im Kloster empört hatte. Der Visitor wurde mit dem Auftrag nach Güterstein geschickt, die Schuldigen streng zu bestrafen und wenn nötig aus dem Haus zu entfernen. „In capite et in membris“, so das Diffinitorenkollegium abschließend, sei das Haus zu reformieren.<sup>34</sup> Im Jahr darauf wechselte das Priorat zu Jakob Sauler, einem schwäbischen Kartäuser, der wie viele Gü-

<sup>32</sup> The Chartae of the Carthusian General Chapter 1475–1503 (Ms. Grande Chartreuse 1 Cart. 14), hrsg. von John Clark (Analecta Cartusiana, Bd. 100.31), Salzburg 1999, S. 99 u. 103.

<sup>33</sup> „Et de hoc quod Prior et conuentus petunt, quod eorum professi alibi hospitantes ad dictam domum non reuertantur, tanquam rationi et charitati contrari[u]m improbamus, quia iustum est quod quelibet domus suos pauperes et debiles recipiat.“ The Chartae of the Carthusian General Chapter. Ms. Parkminster B 62 (1504–1513), hrsg. von John Clark (Analecta Cartusiana, Bd. 100.21.1), Salzburg 1992, S. 22. Übersetzung: Und dasjenige, was Prior und Konvent begehren, dass nämlich ihre Professmönche, welche anderswo hospitieren, zum genannten Ordenshaus nicht zurückkehren sollen, rügen wir als Vernunft und Liebe gleichermaßen entgegengesetzt. Denn es ist nur gerecht, dass jedwedes Haus seine Armen und Kranken aufnimmt.

<sup>34</sup> „Priori domus Boni Lapidis non fit misericordia. Et volumus ut Statuta et cartas Capituli Generalis ac Visitorum seruet et seruari faciat, et excedentes iuxta qualitatem delicti mox puniat. Et quia intelleximus principem terre ac domus fundatorem propter inordinationes quorundam conuentualium scandalizatum, eapropter committimus Visitori principali, vt in descensu a Capitulo culpabiles puniat, inhabilitet, et si videbitur ex domo emittat. Ab officialibus compotum recipiat, et in capite ac in membris domum ipsam reformet, cum plena auctoritate Capituli Generalis.“ The Chartae (wie Anm. 32), S. 100. Übersetzung: Dem Prior des Hauses Güterstein wird das Erbarmen nicht gewährt [= ordensinterne Wendung dafür, dass der Prior im Amt bleibt. R.D.]. Und wir wollen, dass er die Ordensstatuten ebenso wie die Beschlüsse des Generalkapitels und der Visitatoren beachte und ihnen auch Achtung verschaffe; außerdem, dass er diejenigen, die dagegen verstoßen, nach Art des Vergehens sogleich bestrafe. Und nachdem wir erfahren haben, dass der Landesherr und Begründer des Hauses wegen Ungehorsamkeiten gewisser Konventualer empört ist, befehlen wir dem Hauptvisitor, dass er auf dem Weg vom Generalkapitel die Schuldigen bestrafe, sie einsperre und wenn nötig aus dem Haus entferne. Von den Amtleuten soll er sich Rechnung legen lassen, ja das Haus an Haupt und Gliedern mit der ganzen Autorität des Generalkapitels erneuern.



### Herzog Ulrich von Württemberg, der Verbannte.

Dieser Thon brachte den Schwabischen Adel auf gegen Herzog Ulrich, die Einahme der freien Stadt Reutlingen deren Bürger seinen Bogel erschlugen, reizten den Schwabischen Städtebund. Mit Vorentscheid zog dieser unter Anführung Freudenbergs, Eichtingens, der Dauten, ihm entgegen. Seine Schwärmer, die er im Felde hatte, verließen ihn, der Rest seiner Anhänger wurde geschlagen. Seine Wargen fielen an Herzog Ulrich, wurde ihnen. In der Grotte auf Güterstein ließte er ein, nen Aufbruchort zu finden. Er bliesse an ein Weib, von allen was ihn dem Felde, die auf, sein holdes liebes Weib, verlassen. Kann er nicht in der Feind, ab er ihm immer jenseit. Jedes einen Schwanken lassen wir nicht in unsern Mäntel! Hirsch bewirft mit dem Jähren. Du wirst Pfaff, ein Kloster ist ein zweites Heim, ich will aber ein zweites Jerusalem daraus machen! Stehe er ihm ja, in ritt in das Dickicht des Waldes.

Abb. 3: „Herzog Ulrich der Verbannte“ bei der vergeblichen Herbergssuche vor Güterstein. Lithographie um 1900, erschienen im Verlag von Johannes Hohloch, Reutlingen.

tersteiner Mönche aus Buxheim kam. Zu seinen großen Verdiensten zählt die Herausgabe und Kommentierung der Ordensstatuten; seine Handschrift liegt heute in der spanischen Kartause Aula Dei.<sup>35</sup> Prior bis 1511, verstarb Sauler wenige Jahre darauf, am 27. März 1514, in Buxheim. Sauler scheint auch an seinen vorherigen Wirkungsstätten – neben Güterstein, Buxheim und Ittingen – kein rechtes Glück gehabt zu haben, ist doch bei seiner Ablösung 1511 in den Generalkapitelsakten lediglich von einem Rektor die Rede. Damit aber wurde üblicherweise ein nicht vollgültig amtierender Vorstand bezeichnet, so dass es Sauler womöglich gar nicht zur Anerkennung seiner Position an der Spitze

<sup>35</sup> James Hogg: Dom Jacobus Sauler, in: derselbe (Hrsg.): Kartäuserliturgie und Kartäuserschrifttum (Analecta Cartusiana, Bd. 116.2), Salzburg 1988, S. 119–120. Zu Sauler s. a. Th. Schön, Güterstein (wie Anm. 2), S. 180–181; F. Stöhlker, Buxheim (wie Anm. 3), Teil 4, S. 732–733; R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 281–282.

des Hauses brachte. Sein Nachfolger nun wurde der aus Eppenberg herbeigerufene Thilmann Mosenus, der dann mit acht Jahren ein vergleichsweise langes Priorat haben sollte. In der Buxheimer Chronik des Basilius Hueber<sup>36</sup> wird Mosenus als Fels in der Brandung geschildert, der Güterstein wie Buxheim in Zeiten „tumulantibus jam rusticis ac Principibus ad Lutheri haeresim deficientibus“ vorstand, in Zeiten also der Bauernaufstände und des Abfalls der Fürsten zur lutherischen „Häresie“. Während des Bauernkrieges haben die Kartäuser Güter hinter die Mauern Reutlingens in Sicherheit gebracht,<sup>37</sup> unbeschadet der vorausgegangenen Auseinandersetzung wegen des entflohenen Mönches. Nach allem, was wir den Quellen entnehmen können, war die Kartause indes nicht direkt von gewaltsamen Aktionen der Bauern, weder im Bauernkrieg noch im vorausgegangenen Aufstand des „Armen Konrad“, betroffen. Der Gütersteiner Laienbruder (Donat) Johannes Pfefferlin aus Würtlingen berichtete später, es habe „kein Überfall“ gegeben.<sup>38</sup>

Zwischen Armen Konrad (1514) und Bauernkrieg (1525) liegt mit der Vertreibung des württembergischen Landesherrn durch den Schwäbischen Bund 1519 ein bedeutender Einschnitt in den Außenbeziehungen des Hauses. Hier gilt es, eine immer wieder in Wort und Bild wiedergegebene Überlieferung – Gustav Schwab spricht von „einer ziemlich sichern Tradition“ – zu erwähnen. Demnach wurde der fliehende Landesherr vor den Klostermauern abgewiesen und drohte bei der Gelegenheit den Mönchen an: „Dies Kloster ist ein zweites Rom, ich aber will ein zweites Jerusalem daraus machen!“ – ein Vorgriff also auf die künftige Auflösung und Zerstörung.<sup>39</sup> Bereits Ludwig Fried-

<sup>36</sup> Abschriftlich in LeVasseur (wie Anm. 28).

<sup>37</sup> StadtA Reutlingen, A 1 Nr. 6078/1. Prior Baltasar übersendet dem Reutlinger Bürgermeister Decker ein Beglaubigungsschreiben (31. Mai 1525) für einen Boten, der einen während des Krieges von einem Kartäuserbruder zu Ehningen („Endingen“) nach Reutlingen geflüchteten und dem Käser zur Aufbewahrung gegebenen Trog wieder abholen soll.

<sup>38</sup> Archiv des Benediktinerklosters Ottobeuren, Bestand Buxheim, Akten Nr. 63. Vgl. R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 91.

<sup>39</sup> Die Geschichte findet sich fast durchgehend in der wissenschaftlichen und populären Literatur des 19. Jahrhunderts, u. a. bei David Cleß: Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Württemberg, Teil 2.2, Tübingen 1808, S. 100–101; Gustav Schwab: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, Stuttgart 1823, ND Tübingen 1960, S. 93; Beschreibung des Oberamts Urach, bearb. von Memminger, Stuttgart 1831, S. 145; C. Gratianus (wie Anm. 1), S. 226; Max Eifert, Karl Klüpfel: Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen, Tübingen 1849, S. 127–128; Othmar Schönhuth: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs und der Preußisch-Hohenzollern'schen Landestheile (Wanderungen durch die Hallen der Vorzeit von Schwaben und Franken, Bd. 2), Stuttgart 1861, S. 421–422. In Gedichtform: Die Karthause Güterstein, in: Bertha Hummel: Gedichte aus meiner Heimat, Urach 1904, S. 10–13. Ich verdanke die Kenntnis des Gedichts dem freundlichen Hinweis von Helmut Ilg, Pfullingen. Es wurde vielleicht auch durch Bildquellen wie die in Reutlingen bei Johannes Hohloch erschienene populäre Bilderserie „Herzog Ulrich von Württemberg während der Verbannung“ angeregt, hier Blatt 2: „Herzog Ulrich von Württemberg, der Verbannte“, vgl. *Abb. 3*.

rich Heyd jedoch zeigte sich in seiner bis heute grundlegenden Arbeit zu Herzog Ulrich wesentlich skeptischer.<sup>40</sup> Zieht man die Chroniken und die Liedüberlieferung des 16. Jahrhunderts zur Prüfung heran, zeigt sich auch schnell warum: Nirgendwo wird die Episode der vergeblichen Obdachsuche Ulrichs erwähnt.<sup>41</sup> Und auch die von Heyd geleistete genaue Nachzeichnung des Fluchtwegs Ulrichs gibt keinen Hinweis her. Hingegen findet sich vielfach die Nachricht über das fürstliche Lager des Herzogs in Güterstein bei der Belagerung des Hohenurach im Zuge der Rückerorberung des Landes im Mai 1534.<sup>42</sup> In zeitlicher Nachbarschaft dazu ist die Bitte Gütersteins um fürstlichen Schutz überliefert, die vielleicht einigen Chronisten Grundlage war für die Schilderung einer panischen Reaktion des Gütersteiner Konvents bis hin zur Flucht des Priors.<sup>43</sup> Am 19. Mai 1534 schreiben Prior und Konvent an den Herzog, dass sie „zu underthenigem erbeiten unnd gefallen Herzog Ulrichen mit einem trunckh sampt ettlichen früchten habern begrüßen und empfahen wöllen, aber füer halber daß underwegen blieben“. Wenn der Herzog Wagen sende, wollten die Kartäuser ihm einen mit Wein und einen mit Hafer schicken. Außerdem bitten sie „mundi parte“ um ein Mandat des Herzogs „daß an ihrem Gottshaus ufgeschlagen würde, damit wann so reißende rotten hin und wider wanderten sie nicht als die verlassen waisen antrefen“. <sup>44</sup> Eine solche Bitte läßt sich wohl ohne weiteres angesichts der unsicheren, von militärischen Aktionen geprägten Situation erklären, die Annahme einer besonderen Sorge vor möglichen Reaktionen des Herzogs kann man nicht herauslesen.

Der älteste schriftliche Hinweis auf die Überlieferung der Gütersteinsage findet sich in der 1754 entstandenen „Beschreibung der Stadt Urach“ von

<sup>40</sup> Ludwig Friedrich Heyd: Ulrich, Herzog zu Württemberg, Bd. 2, Tübingen 1841, S. 173.

<sup>41</sup> Vgl. etwa Reimchronik über Herzog Ulrich von Württemberg und seine nächsten Nachfolger, hrsg. von Eduard von Seckendorff (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 74), Stuttgart 1863; Wilhelm Zimmermann: Die Geschichte Württembergs nach seinen Sagen und Thaten, 2 Bde., Stuttgart 1836; Karl Steiff, Gebhard Mehring: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, Stuttgart 1912. Auch in der Literatur zu den geschichtlichen Grundlagen von Wilhelm Hauffs Roman „Lichtenstein“ – der die Episode nicht nennt – finden sich keine Hinweise, vgl. Max Schuster: Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, Bd. 1), Stuttgart 1904.

<sup>42</sup> HStAS, J 1 Bd. 21 a (Georg Gadner: Histori wie und wann [...] Wirtenberg zu einem Hertzogtum erhöhet worden, 1598), fol. 26<sup>v</sup>. Derselbe Wortlaut in Württ. Landesbibliothek (WLB) Stuttgart, Cod. hist. 2° 16, fol. 31. Chronikalische Nachrichten über den Aufenthalt bei Güterstein außerdem bei Rochus von Liliencron: Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Bd. 3, Leipzig 1867, S. 73; Steiff-Mehring (wie Anm. 41), Nr. 66, S. 307 sowie Reimchronik über Herzog Ulrich von Württemberg [= WLB Stuttgart, Cod. hist. 4° 83] (wie Anm. 41), S. 140.

<sup>43</sup> C. Gratianus (wie Anm. 1), S. 226.

<sup>44</sup> HStAS, J 1 Bd. 8 (Johann Jakob und Oswald Gabelkover: Beschreibung der württembergischen Klöster und Stifte, 1. Hälfte 17. Jh.), fol. 363. Im Wortlaut liegt das Stück auch in WLB Stuttgart, Cod. hist. 2° 192, fol. 46<sup>v</sup> vor; s. a. Th. Schön, Güterstein (wie Anm. 2), S. 189.

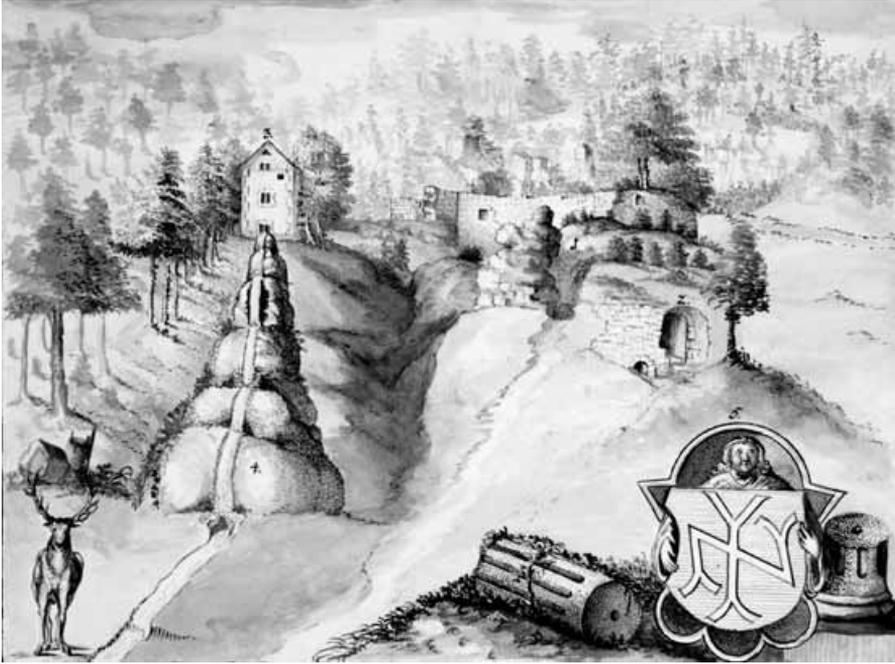


Abb. 4: Die Kartause Güterstein. Zeichnung der Klostersruinen und des 1715 errichteten Wasserhebewerks von Carl Ernst Gottfried Kuhn, 1776.

Johann Wilhelm Kolb.<sup>45</sup> Dieser zeitliche Abstand zu den Ereignissen und gleichzeitig das in dieser Zeit erwachende Interesse an der „vaterländischen Geschichte“ – Jahre später, 1776, entstand auch die bekannte Zeichnung des Uracher Lehrers Carl Ernst Gottfried Kuhn der Ruinen Gütersteins (Abb. 4)<sup>46</sup> – lassen eher die Vermutung zu, dass die Erzählung schlicht dem Zweck diene, das gänzliche Verschwinden des Klosters im Nachhinein zu erklären, vielleicht für die Dynastie auch ein Stück weit zu legitimieren. Insofern kann die Geschichte als Parallele zu der von Klaus Graf näher beleuchteten Sage um den „Ulrichstein“ bei Hardt dienen: „Man wünschte sich Schauplätze zu den denkwürdigen Ereignissen und verband die historischen Kennt-

<sup>45</sup> HStAS, J 1 Bd. 130, fol. 159<sup>r</sup>: „Was die Ursach dieses Verfahrens Herzog Ulrichs mit dem Closter gewesen ist, ist mir nicht bekannt; es ist zwar eine alte Tradition, es seye Herzog Ulrich während seines Exilii einzmals incognito vor das Closter gekommen und habe eine Ritterzöhrung begehrt, die ihme aber versagt worden, worauf er gleichbalden bei sich beschlossen, wann er wieder in sein Land und zur Regierung komme, dieses Closter zu zerstören, welches er nachgehends auch gethan; was hieran wahr seyn möge, lasse dahingestellt seyn.“

<sup>46</sup> WLB Stuttgart, Graphische Sammlung.

nisse über Ulrich mit gängigen Sagenmotiven“.<sup>47</sup> Ein eigentlich historischer Kern jedenfalls scheint gänzlich zu fehlen.

Der nach Reutlingen entflohenen Mönch, die zeitgenössische Bewertung des Ordens Brunos von Köln, schließlich der Blick auf historische und sagenhafte Entwicklung Gütersteins vor und während der Reformation – all dies zusammen genommen zeigt uns ein Ordenshaus in einer tiefen, von inneren Problemen und äußeren Konflikten geprägten Krise. Doch kann keine Rede davon sein, dass sich die Kartäuser innerlich zermürbt mehr oder minder widerstandslos vertreiben ließen,<sup>48</sup> das Gegenteil war der Fall. Gerade die beiden Prioren Benedikt und Thilmann standen als Visitatoren mitten in der Auseinandersetzung der gesamten Ordensprovinz im Zeichen von Bauernkrieg und Reformation. Weiter diente Güterstein vor und auch nach der Auflösung als Personalreservoir für andere Kartäuser, was selbstverständlich nicht darüber hinwegtäuscht, dass der nach Reutlingen entflohenen Mönch keineswegs ein Einzelfall war. Kein Geringerer als der Prokurator des Hauses, Johannes Frey, brachte es sogar zum ersten protestantischen Pfarrer Metzings,<sup>49</sup> und Petrus Rotacker, der Vikar des Hauses, wurde 1534 – offenbar wegen Affinität zum Luthertum – nach Freiburg versetzt.<sup>50</sup>

Reutlingen, dessen Reformation nach der Rückkehr Herzog Ulrichs weiter gefestigt war, erscheint nur noch einmal in den Quellen des Klosters. Am Martinstag 1534 erklären die Pfleger des reichsstädtischen Spitals, Hans Fuchs und Hans Reiser, dass der Pleban Hans Butzer zu Trochtelfingen die Kartause Güterstein testamentarisch mit einem Gulden jährlichen Zins aus 20 Gulden Hauptgut bedacht hatte, diese aber die Summe den armen Leuten im Spital zu Reutlingen überlassen habe.<sup>51</sup> So gesehen nach alledem doch ein versöhnlicher Schluss.

<sup>47</sup> K. Graf: Sagenkritische Gedanken zu Erzählungen aus dem Kirchheimer Raum, in: Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim 22 (1998), S. 157–164, hier: S. 159. Weitere Ulrichsagen ebd., S. 164, Anm. 83.

<sup>48</sup> E. Fritz, Reformation als Prozess (wie Anm. 6), S. 43.

<sup>49</sup> R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 289 u. 291–292. Vgl. auch den historischen Roman von Hilde Knaab: Der Mönch vom Güterstein. Erzählung aus der Reformationszeit, Reutlingen 1948, dessen Protagonist kein anderer als dieser Johannes Frey ist.

<sup>50</sup> „Et domnus Petrus Vicarius dicte domus vadat hospitatum ad domum Friburgi prout petit ad Ordinis voluntatem, ibique in omnibus religiose conuersari studeat.“ Übersetzung: Und Petrus, Vikar des genannten Hauses, gehe wie er es verlangt [und] auf Geheiß des Ordens als Gast (Hospes) in das Freiburger Haus, und dort möge er danach streben, in allem sich einem frommen Leben zuzuwenden. The Chartae of the Carthusian General Chapter. MS. Paris Bibliothèque Nationale Latin 10 890, Bd. 3 (1533–1535), hrsg. von John Clark (Analecta Cartusiana, Bd. 100.23), Salzburg 1997, S. 52; s. auch R. Deigendesch, Güterstein (wie Anm. 2), S. 305–306.

<sup>51</sup> HStAS, A 486 U 134.

## Reutlingen in Reiseberichten<sup>1</sup>

Von Werner Ströbele

Goethe, dessen Reisebeschreibungen für viele Vorbildcharakter hatten, war nie in Reutlingen, obwohl ihn sein Weg öfters knapp an Reutlingen vorbeiführte, als er auf der Schweizerstraße über Tübingen in die Schweiz reiste. In Tübingen verweilte der Dichterst. Zwar fühlte er sich im gastlichen Haus seines Verlegers Cotta wohl, aber er ließ sich nicht zu einer ausführlichen Schilderung der Stadt bewegen. Tübingen galt ihm, wie die meisten schwäbischen Städte, über die er sich äußerte, als wenig vorteilhaft. „Die Stadt selbst ist abscheulich“, schrieb er einmal beiläufig; und selbst die hinreißende Fernsicht auf die Schwäbische Alb stimmte ihn düster oder zumindest nachdenklich – der Jura-Berggrücken erinnerte ihn an Sargdeckel.<sup>2</sup>

Hätte ihm, dem ehemaligen Reichsstädter aus Frankfurt, Reutlingen besser gefallen? Wir wissen es nicht. Goethe ging an Reutlingen vorbei. Wahrscheinlich nur deshalb, weil die damalige Hauptverkehrsader im Land – eben jene Schweizerstraße – von Stuttgart über Waldenbuch, Tübingen, Balingen etc. nach Schaffhausen und in die Schweiz verlief. Reutlingen war damals schon von den wichtigsten Verkehrswegen abgeschnitten. Die nächste wichtige Straße führte von Stuttgart über Plochingen, Göppingen und Ulm ins Bayerische. Keine der Postlinien, die seit dem 18. Jahrhundert allenthalben verkehrten, gelangte in die Achalm-Stadt. Dennoch wurde Reutlingen besucht und aufgesucht – man konnte mit dem Pferd reiten oder mit einer Kutsche fahren, seit dem 19. Jahrhundert gab es dann auch die Ordinari-Post. Und man konnte zu Fuß gehen, wie es wohl die meisten, die unterwegs waren, taten: die Handwerker, die Händler und Hausierer, die „fahrenden Leut“. So kamen viele in die Stadt an der Echaz: Kaiser und Könige reisten nach Reutlingen, Gelehrte und Studenten, Bürger und Handwerker. Sie alle besuchten die Reichsstadt: Sie waren unterwegs auf Wanderungen, Bäder- und Entdeckungsreisen.

Einige dieser Reisenden haben sich Notizen gemacht, haben Reiseberichte geschrieben, Briefe verfasst und über ihre Erlebnisse berichtet. Insbesondere aus dem 18. und 19. Jahrhundert finden sich zahlreiche Schilderungen von Personen, die der Weg aus verschiedensten Gründen nach Reutlingen führte.

<sup>1</sup> Vortrag bei der Schiedwecken-Veranstaltung des Reutlinger Geschichtsvereins am 10. 3. 2004.

<sup>2</sup> Brief an Christiane Vulpius vom 11. 9. 1797, in: Johann Wolfgang von Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, Zürich und Stuttgart 1948 ff., Bd. 19, S. 307.

Darüber hinaus erschienen im 19. Jahrhundert erste Reisebeschreibungen sowie Reise- und Wanderführer. Was interessierte die Reisenden? Wie sahen sie die Stadt an der Echaz? Was hielten sie fest? Reutlingen war ihnen eine Reise wert – manchmal war die Stadt unter der Achalm lediglich eine Station auf der Durchreise, Ziel einer Stippvisite. Von den Erfahrungen vieler Reisender mit dem Reiseziel Reutlingen soll hier berichtet werden.

Es ist nicht überraschend, dass die ersten Zeugnisse und Berichte von Herrschenden und von Adligen stammen. Kaiser und Könige, Bischöfe und sogar ein Papst reisten nach Reutlingen. Zunächst finden wir die Achalm als Ziel der Reisenden. Bei den Achalmgrafen waren noble Gäste einquartiert. Schließlich gehörten die Grafen von Achalm zu den führenden Geschlechtern des alten Reiches, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Papst Leo IX. war um das Jahr 1050 herum Gast von Adelheid, die mit Rudolf von Achalm verheiratet war, der den – von Egino begonnenen – Bau der Burg Achalm vollendete. Der Papst weilte wohl auf der Achalm, als er auf dem Weg nach Augsburg durch die Gegend kam, um sich mit Erzbischof Hunfried, dem Bruder von Adelheid, zu versöhnen.<sup>3</sup> Adelheids Vetter war Kaiser Heinrich III., und ein weiterer Bruder war der Kanzler des Reiches.<sup>4</sup> Einige Jahrzehnte später beherbergte Graf Liutold von Achalm Bischof Adalbero von Würzburg auf seiner Burg.<sup>5</sup> Der Bischof flüchtete 1077 und 1086 vor Kaiser Heinrich IV. Es war die Zeit des Investiturstreits – 1077 trat bekanntlich Heinrich IV. seinen Gang nach Canossa an.

Nachdem Reutlingen die Stadtrechte erhalten hatte, finden wir weitere gekrönte Häupter in der Stadt: König Albrecht I. im Juli 1302, Ludwig der Bayer am 11. Juni 1336 und nochmals vom 1. bis zum 8. Februar 1338, Karl IV. vom 8. bis zum 22. September 1360, König Ruprecht am 5. und 6. April 1408, König Sigmund am 28. Januar 1431.<sup>6</sup> Kaiser Friedrich III. war im Jahr 1485 in Reutlingen.<sup>7</sup> Friedrich III. brauchte Hilfe, das hieß damals: Er brauchte vor allem Geld. Wien hatte sich an die Ungarn ergeben. Der Kaiser flüchtete 1485 über Tyrol nach Schwaben und machte die Runde in den Städten. Die Städte waren ihm gegenüber misstrauisch wegen der Verquickung der Haus- und Reichsangelegenheiten – und weil er sich gern freihalten und beschenken ließ. Von Rottweil her wollte er auch Reutlingen aufsuchen. Die Reutlinger schickten ihm den alten Bürgermeister Wilhelm Walcker und Ludwig Wölflin nach

<sup>3</sup> Stefan Schipperges: Der Bempflinger Vertrag von 1089/90, Esslingen 1990, S. 85.

<sup>4</sup> Hans-Martin Maurer: Die Achalm und der mittelalterliche Burgenbau, in: Reutlingen – Aus der Geschichte einer Stadt, hrsg. von Paul Schwarz und Heinz Dieter Schmid, Reutlingen 1973, S. 43–84, hier: S. 44.

<sup>5</sup> S. Schipperges (wie Anm. 3), S. 78.

<sup>6</sup> Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Reutlingen 1893, S. 76, 80, 83 f.

<sup>7</sup> Ch. F. Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen Freien Reichsstadt igt Königlich Württembergische Kreisstadt Reutlingen, Bd. 1, Reutlingen 1840, S. 122 f. Nach Gayler war Friedrich III. am 8. Oktober in Reutlingen.

Hechingen entgegen. Allem Anschein nach sollten sie den Kaiser von der Reise nach Reutlingen abhalten. Es wird berichtet, die Reutlinger hätten sich entschuldigen wollen mit der Begründung, dass sie weder mit einer gemäßen Wohnung noch Küche versehen seien und seine Majestät nicht gebühlich bewirten könnten. Friedrich III. habe sich aber nicht abhalten lassen. Am Sonntag, dem 8. Oktober 1485, abends acht Uhr, fuhr er in einer Karosse ein. Den Einzug muss man sich als längere Karawane vorstellen: Er hatte, so heißt es in der Quelle, ungefähr 400 Pferde bei sich. Als er nach Reutlingen einritt, so wird berichtet, liefen die Pferde bis an den Bauch im Kot. Der Kaiser hätte aber nicht die Laune verloren und zu seinen Begleitern gesagt: „Sind das nicht fromme und getreue Leute, sie wollten nit, daß uns Uebels widerführe, denn sie besorgten, wir würden in den Gassen versinken.“

Wie so ein hoheitlicher Besuch normalerweise ablief, wenn er gewünscht war, das lässt sich anlässlich eines Besuchs von Kaiser Maximilian I. im Jahr 1498 nachvollziehen.<sup>8</sup> Maximilian war einer der großen Wohltäter der Stadt. Hauptreisezweck war der Reichstag in Freiburg; auf dem Weg dorthin kam er über Ulm und Urach auch nach Reutlingen. Im Tross des Kaisers kamen wichtige Leute mit: Kurfürst Friedrich von Sachsen, Herzog Hans von Sachsen und sein Bruder Herzog Albrecht von Sachsen, ihr Vetter, der Bischof von Augsburg, der Bischof von Brixen, der Herzog von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Regenten von Württemberg sowie etliche andere Fürsten und Botschafter. Das Gefolge war 500 Pferde stark.

Bürgermeister Jakob Becht aus einer der damals angesehensten Familien sollte Ihrer Majestät eine Meile oder zwei entgegengehen und ihn empfangen, ihn willkommen heißen und bitten, den Weg gen Reutlingen zu nehmen, „dieselb arm Stadt und ihre Einwohner gnädiglich besichtigen und heimsuchen“. Weil es regnete, empfing man den Gast am unteren Tor – das wäre heute in der unteren Wilhelmstraße. So zog Maximilian ein und logierte – nach Schilderung des Chronisten Fizion – im Pfarrhaus. Am folgenden Tag, Sonntag nach Himmelfahrt (27. Mai), wurde ihm gehuldigt. Nach der Messe in der Kirche leisteten der Rat und die Gemeinde dem Kaiser den Schwur auf dem Markt, dafür wurde ihm und den Fürsten vor dem Rathaus eigens ein Stand gebaut. Nach der Huldigung erfolgte die Verehrung des Gastgeschenks („eine kleine Verehrung . . . nach unserm armen Vermögen“): ein silberner Becher mit 1100 Gulden in Gold, 100 Fische, 60 Säcke Haber, 9 Eimer Wein und 2 gemästete Ochsen.

Der Kaiser weilte drei Tage in Reutlingen. Es gab auch Wichtiges zu tun: Er übertrug unter anderem dem 11-jährigen Ulrich die Regierung über das Herzogtum Württemberg – jenem Ulrich, der 21 Jahre später diese Stadt, in der er offenbar zum Regenten ernannt wurde, überfiel. Außer der Ehre hatte Reut-

---

<sup>8</sup> Ebd., S. 135.

lingen bei dem Besuch des Kaiser noch etwas anderes auf dem Herzen: die Übernahme der Pfandschaft Achalm. Und diese erhielt Reutlingen wenig später tatsächlich, so dass es im Grunde erst von da an freie Reichsstadt war. Württemberg gab damals das Schultheißenamt, den Zoll, das Umgeld, den Frevel und etliche Mühlen an Maximilian zurück, welcher sie wiederum am 24. Juli 1500 an Reutlingen verpfändete. Die Geschenke und die Verehrungen hatten sich also letztlich gelohnt. Kaiser Maximilian war noch weitere drei Male in Reutlingen: in den Jahren 1499, 1504 und 1511. Er war es auch, der auf die Entfernung des Sturmbocks aus der Marienkirche gedrängt haben soll.

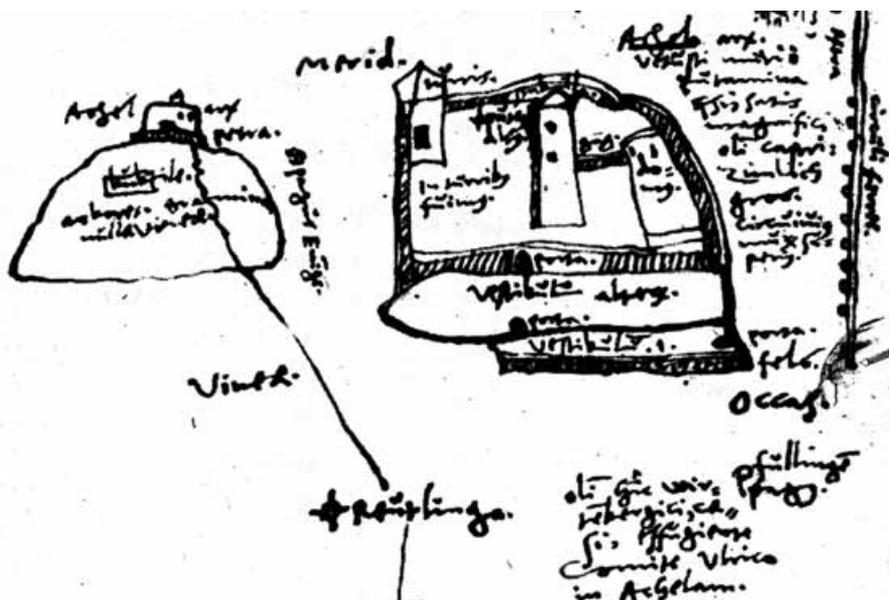
Kommen wir zu einem anderen Besucher, einem der letzten, der die noch intakte Burg Achalm besuchte. Um das Jahr 1466 herum reiste Werner Freiherr von Zimmern nach Reutlingen.<sup>9</sup> Graf Eberhard von Württemberg hat 1466 bis 1471 die Achalm an den Freiherrn von Zimmern verpfändet.<sup>10</sup> Deshalb reiste dieser nach Reutlingen und hat „sampt seim gemahel“ auf der Achalm „etliche jar haus gehalten“. Was er davon berichtet, klingt nicht sehr erfreulich. Es ist allerdings auch nicht erstaunlich, dass eben nicht das Alltägliche, sondern gerade das Besondere – in diesem Fall ein folgenschweres Unwetter – der Grund war, weshalb der Aufenthalt überhaupt schriftlich festgehalten wurde. Der Graf von Zimmern notierte: „Auf ain zeit, als er auf Achaln gewesen, hat der donner in bemelt schloß geschlagen, insonderhait in das frawenzimber oder gemach, darin der jung herr Johans Wörnher, sein sone, der dozimal fünfjährig und diser zeit auf aim disch gesessen gewesen; denselbigen hat das wetter under den tisch geschlagen. Als nu der dunst etwas vergangen, hat man das kindt pluotendt und übel zerfallen under dem tisch gefunden.“ Danach, heißt es in der Chronik weiter, ist die Achalm damals „ganz bawfällig“ gewesen. Der Freiherr reiste bald wieder ab, übernahm die Vogtei Bregenz und gab die Achalm auf.

Martin Crusius, der Tübinger Gelehrte, besuchte gute hundert Jahre später die Achalm, genau im Jahr 1587. Und er berichtete darüber 1596 in seiner Schwäbischen Chronik<sup>11</sup>: „Den 9. Jul. [1587] spazierten wir nach Reutlingen, ich und mein Gevatter M. Eusebius Stetter, und ein junger Edelmann, Eberhard von Gemmingen, mit seinem Lehrmeister M. Andreas Baier, um das Schloß Achalm zu sehen, welches ein alter Gräflicher Sitz war [...]. Daher stiegen wir aus der Stadt Reutlingen auf den sehr hohen und anmuthigen Berg, bey drey Viertel Stunde.“ Oben angekommen gingen sie durch „zwey Thüren

<sup>9</sup> Zimmerische Chronik, urkundlich berichtet von Graf Froben Christof von Zimmern und seinem Schreiber Johannes Müller, nach der von Karl Barack besorgten zweiten Ausgabe neu herausgeben von Paul Herrmann, 1. Band, Leipzig 1932, S. 341–343.

<sup>10</sup> Theodor Schön: Geschichte der Ämter in der Reichsstadt Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter (RGB) 5. Jg. (1895), S. 38.

<sup>11</sup> Martin Crusius: Schwäbische Chronik, übersetzt von J. J. Moser, 2. Band, Frankfurt 1733, S. 365.



Martin Crusius fertigte von seiner Wanderung von Tübingen über Reutlingen zur Achalm 1587 in seinem Tagebuch eine Skizze an. In der linken Zeichnung ist der Weg von Reutlingen auf die Achalm („Achel“) beschrieben, der durch „vineae“ (Weinberge) führt; am Abhang des Gipfels befinden sich „arbores, gramina, nullae vineae“ (Bäume, Grasland, keine Weinberge). In der rechten Zeichnung ist die Burg mit Bergfried, Wohngebäude, Mauern und Toren festgehalten, wobei Crusius der Hinweis wichtig ist, dass er mit seinen Begleitern die Türme bestiegen hat („in turribus fuimus“).

in zwei Vorhöfe“, dann durch die dritte Tür in den „grossen und fürnehmsten Theil des Schlosses“. In der Mitten fanden sie den hohen Turm, den Bergfried, der nur über einen hohen Gang zu erreichen war. „Denn unten auf der Erde“, schrieb Crusius, „hat der Thurm keine Thür“ – anders als heute. Innerhalb des Turms fand Crusius im zweiten Stock ein Loch, durch das – wie der Gelehrte meinte – „vor Zeiten die Gefangenen in ein sehr tieffes Gefängniß hinunter gelassen wurden“. Crusius resümierte: „Gewiß, dieses war vor Zeiten ein herrliches Schloß. Heut zu Tage bewohnt es ein Württembergischer Forst-Knecht.“

An Reutlingen selbst interessierte Crusius ein spezielles Detail in der Stadt: das sogenannte Götzenbild am Spitalhof. Er schrieb: „In der Reichs-Stadt Reutlingen steht ein scheußliches Götzenbild an dem Spital, welches wie der Mars gestaltet, und vor diesem von den Inwohnern, als sie noch Heyden gewesen, verehrt worden. Darunter stehen folgende Worte: Da man zahlt 1111. Jahr/War diese Figur gemacht fürwahr/M.G.M.C.XI./Vor zeiten war

diß ein Abgott:/Jetzt ists bey den Christen Spott.“<sup>12</sup> Das Steinbild gibt es ja noch; die Inschrift jedoch – außer dem Wort „Marcus“ – nicht oder nicht mehr. Diese Figurengruppe und die Inschrift mit ihren Rätseln war auch für einige spätere Autoren eine der wichtigsten und interessantesten Sehenswürdigkeiten Reutlingen – manche schrieben einfach von Crusius ab.<sup>13</sup>

Weitere Berichte über Reutlingen finden wir erst wieder im ausgehenden 18. Jahrhundert. Die Reiseliteratur erlebte damals eine Blüte. Für Goethe war Reisen persönliches Interesse: Weiterbildung des ganzen Menschen. Auch der Berliner Schriftsteller und Aufklärer Friedrich Nicolai war viel unterwegs. Es war die Zeit der Aufklärung, der Aneignung fremder Ferne und fremder Nahwelt. Letztlich steht für dieses lernende Reisen das Goethesche Modell der bürgerlichen „Lehr- und Wanderjahre“ Pate. Die Erfahrung der Weite und Vielfalt von Natur und Gesellschaft als Schule der Selbstfindung des eigenen Ichs und der Charakterbildung. Damit beginnt auch die Zeit der Reiseliteratur. Aus dem Reisen als Quelle der Erfahrung wird allgemeine, öffentliche Erfahrung.

Insbesondere aus dem 18. und 19. Jahrhundert finden sich in Briefen, Tagebüchern und Reiseberichten zahlreiche Schilderungen von Personen, die der Weg aus verschiedensten Gründen nach Reutlingen führte. Das waren vor allem Gelehrte und angehende Gelehrte, Studenten, die – anders als zum Beispiel Handwerker, Händler, Hausierer oder fahrende Leute, die ebenfalls unterwegs waren – Aufzeichnungen, Briefe und Reiseberichte hinterlassen haben.

Einer dieser Gelehrten war David Christoph Seybold (1717–1804), bis 1789 Gymnasialprofessor in Buchweiler, später Professor der klassischen Literatur in Tübingen. Friedrich List heiratete 1818 seine Tochter Karoline. Seybolds Bericht erschien 1784 im „Magazin für Frauenzimmer“.<sup>14</sup> Der Autor beginnt seine Schilderung über Reutlingen damit, dass er auf etwas Besonderes eingeht, nämlich auf die „alte Verfassung“ der Reichsstadt, die offenbar damals doch auffallend und interessant gewesen zu sein scheint. Er sagt, dass die Stadt ihre Reichsfreiheit behauptet habe, und fügt hinzu: „Die Sache hat ihre schlimme, aber freilich auch ihre gute Seite, worüber Sie itzt aber keinen Kommentar verlangen werden.“ Im Zeitalter des Absolutismus enthält er sich der weiteren Ausführungen über die demokratischen Verhältnisse in Reutlingen. Seybold berichtet statt dessen aus der Geschichte der Stadt: vom Versuch Herzog Ulrichs, Reutlingen einzunehmen, und von der anschließenden Ver-

<sup>12</sup> Ebd., 1. Band, S. 522.

<sup>13</sup> Siehe hierzu Hans Ulrich Knapp: Das Steinbild an der Spitalkirche, in: RGB NF 33 (1994), S. 89–108.

<sup>14</sup> Magazin für Frauenzimmer, Kehl 1784, 3. Band, „Fortsetzung der Reise ins Wirtembergische“, 4. Brief von David Christoph Seybold. Von Ludwig Finckh in den Reutlinger Geschichtsblättern Jg. 24/25 (1913/14), S. 68, unter dem Titel „Reutlingen um 1784“ veröffentlicht.

treibung. Dies ist ihm Anlass, auf eine Besonderheit des Redens über Reutlingen einzugehen. Er schreibt: „Sollten Sie einmal selbst durchs Württembergische reisen, so werden Sie sehr viele lächerliche Geschichtchen von den Reutlingern erzählen hören [. . .].“ Seybold hat dafür eine Erklärung parat: Er glaubt, dass „dieser Haß und ihre Verachtung noch von jenen alten Zeiten herührt“, als die Württemberger vergeblich versuchten, Reutlingen einzunehmen. Er versucht dann, Reutlingen in Schutz zu nehmen mit der Bemerkung: „Allein erstlich hat fast jeder Bezirk oder jedes Land einen solchen Ort, von dem es hundert närrische Auftritte erzählt. So muß das Städtchen Schilda in Kursachsen von sich erzählen lassen, was man in Thüringen von Wasungen erzählt – daher der Name der Schildbürger – und dann ist Reutlingen selbst wirklich nicht so verächtlich, als der Württemberger es macht.“ Immerhin der Versuch einer Ehrenrettung. Der Vergleich mit Schilda ist natürlich für Reutlingen schon bitter.

Seybold schildert im Weiteren, dass Reutlingen „über 1000 Bürger habe, die sich recht gut nähren, besonders, nebst dem Ackerbau, von der Verfertigung grober Spizen, die bis über den Rhein herüber, ins Elsaß, gebracht werden, und starken Absatz finden.“ Der Gelehrte berichtet zudem, man sehe hier, „wie im Sächsischen Erzgebürge, Leute vor den Häusern sitzen, die mit Spitzenklöppeln sich beschäftigen“. Er meint: „Ein solcher Anblick wird jeden freuen, der alles liebt, was Industrie verrät.“ Dann kommt er noch auf einen beklagenswerten Zustand zu sprechen: „Aber daß die Dachrinnen zu Reutlingen bis Mitten in die Straßen gehen, durch die noch dazu ein Bach fließt, der durch Schrittsteine unterbrochen wird, konnte mir umso weniger angenehm sein weil ich ritt und es gerade regnete. Um des Regens willen, der anhaltend zu sein schien, schickte ich mein Pferd zurück und fuhr weiter nach Urach.“

Seybold war mit dem Pferd unterwegs – erst ab Reutlingen fuhr er mit der Kutsche weiter. In jener Zeit, ausgangs des 18. Jahrhunderts, wurde es aber auch modern, zu Fuß zu reisen. Das Wandern als langsame, den Raum körperlich abtastende Bewegung durch Landschaft und Gesellschaft. Mode war es, nach Italien oder in die Schweiz zu reisen. Es gab auch andere, die eine Annäherung an das eigene Land, das eigene Volk suchten. Botanische und geologische Phänomene wurden beobachtet, Spuren der regionalen Geschichte gesucht und landeskundliche Forschungen betrieben.<sup>15</sup> Uns interessieren in diesem Zusammenhang zwei Studenten, die auch im Sinne der Erkundung der unmittelbaren Umgebung, der Heimat, unterwegs waren – und dabei auch Reutlingen aufsuchten.

---

<sup>15</sup> Zum Beispiel Friedrich August Weckherlin: Achalm und Mezingen unter Urach. Ein Beytrag zur Topographie und Statistik von Württemberg, Tübingen 1790, oder Jeremias Höslin: Beschreibung der württembergischen Alp, mit landwirtschaftlichen Bemerkungen, Tübingen 1798.

1790 wanderte der Tübinger Student Friedrich August Köhler von Tübingen über die Alb und kam auf seiner Fußreise durch Reutlingen.<sup>16</sup> Köhler war damals 22 Jahre alt und studierte an der Tübinger Universität Theologie. Er hatte, wie er selbst schreibt, Vergnügen an vaterländischer Geographie, weshalb er sich mehrfach entschloss, Wanderungen durch Württemberg zu unternehmen.<sup>17</sup> In den Herbstferien 1790 zog er also von Tübingen aus los, um die Alb zu durchwandern. Von dieser Reise führte er ein Journal, in das er alle Abende, wie es hieß, seinen Kopf erleichterte und neue Eindrücke niederschrieb. Darüber hinaus arbeitete Köhler später noch mindestens vier Jahre an seinem Manuskript und verwertete hierfür auch ortsgeschichtliche und landeskundliche Literatur.

Das war auch im Falle Reutlingens so. Hier war Köhler nur 1½ Stunden und hatte doch einiges erfahren und zu bemerken. Das ist bei ihm ganz erstaunlich: Er berichtet über eigene Erfahrungen, unbeeinflusst von anderen vorher veröffentlichten Meinungen und Einschätzungen. Das macht seinen Bericht so überaus lesenswert. Interessant ist bereits die Schilderung, wie er die Stadt betritt: auf einer steinernen Brücke von nur drei Bogen durch eines der vier Haupttore. Er erwähnt die fünf Mahlmühlen, die der Stadt gehören und auf ihre Rechnung administriert werden. Er nennt die fünf Buchdruckereien und etliche Buchläden. Er schildert die Bauart der Häuser, die Anlage der Straße, die er als sehr irregulär und an manchen Stellen als eigentlich schlecht bezeichnet, obschon Reutlingen, wie er weiß, 1726 fast ganz abbrannte und deswegen neu erbaut werden musste. Der Student stellt fest, man finde keine ganz gerade, aber mehrere reinliche, gut gepflasterte Straßen von mittlerer Breite und hier und da recht massive, obgleich nicht moderne Gebäude. Am „Markt“ kritisiert er „das an seinem nördlichen Ende darauf gebaute große, einstöckig Schlächter Haus, das ein ungeheures großes häßliches Dach hat“.

Köhler berichtet über den Wochenmarkt und als angehender Pfarrer interessiert er sich natürlich auch für die Kirche, die er als „große, massive und vor Alter, vielleicht auch vom Brande her schwarz aussehende Stadtkirche, mit einem hohen schönen Thurme“ beschreibt. Er findet es positiv, dass die Kirche ziemlich frei steht, und bedauert, dass die Gebäude umher so ärmlich und wie kaum in einem andern Teil der Stadt so zerstreut und ohne alle Ordnung durcheinandergesetzt sind. Ebenso wenig entspricht das Innere der Kirche seiner Erwartung: „[...] es ist dunkel, voll plumper Kirchenstühle, auf denen die städtischen Damen für ihre Bequemlichkeit Polsterküssen genagelt haben.

---

<sup>16</sup> Friedrich August Köhler: Eine Albreise im Jahr 1790 zu Fuß von Tübingen nach Ulm, hrsg. von Eckart Frahm, Wolfgang Kaschuba, Carola Lipp, Bühl-Moos 1984; über Reutlingen auf S. 51–59.

<sup>17</sup> Ebd., S. 22.

Doch scheint diese Sorgfalt für ungestörte Behaglichkeit, nach dem zerfetzten lumpichten Aussehen der Polster und Küssen zu schließen, mehr den Damen des vorigen Jahrhunderts beigemessen werden zu müssen.“ Außerdem beklagt er einen Unfug, den er auch zum Beispiel in Balingen und an dem Münster in Ulm bemerkte: „Es sind nämlich zwischen die massiven mit der Kirche gleich hohen Pfeiler, die ihre dauernde Festigkeit von außen sichern, elende Baraken, Buden und kleine Werkstätte gebaut, die ganz häßlich aussehen und einen ärgerlichen Contrast mit den schönen Mauern machen, zwischen die sie eingeklekt sind.“ Positiv dagegen – ganz in aufklärerischer Manier – seine Beschreibung des Friedhofs: „Mehr Ehre macht es dieser Reichsstadt, die jedoch unter den schwäbischen Reichsstädten in mehreren Rücksichten nicht die letzte ist“ – so das bescheidene Lob des Tübinger Studenten –, „daß sie ihren Kirchhof oder Todten Aker außer der Stadt hat.“

Köhler geht auch auf die Mauern, Türme und großen Rundelle ein. Er behauptet, dass diese Befestigung nach alter Art nicht mehr schützen, ihre bauliche Unterhaltung jedoch unnötige Summen kosten würden. Im Geist der Aufklärung wird die Mauer als erledigt betrachtet. Erwähnenswert fand Köhler noch das Zeughaus, „in dem seltsame Kostbarkeiten aufbewahrt werden, besonders alte Mönchskleidungen und dergleichen zum Andenken der ehemaligen Herrschaft des Papismus in der Reichsstadt, die sich sehr frühe für Luthers gereinigte Religion erklärte“.

Dem Studenten fallen „die Menge kleiner Säcke tragender Esel“ auf, die ihm in allen Straßen begegneten. Er meint, sie seien „in unseren Reichsstädten einheimisch“, während in den „umherliegenden wirtenbergischen und anderen Orten“ die Müller statt der Esel ein eigenes Pferdefuhrwerk zum Herbeiführen der Früchte und Ausführen des daraus bereiteten Mehles hielten. Dass es viele Handwerke in Reutlingen gebe, besonders viele Gerber, denen die Echaz zustatten komme, sieht der Reisende an den umherhängenden Fellen, den Leimgestellten und dergleichen Dingen. Angesichts der vielen ihn bestürmenden Bettler merkt aber Köhler an: „[...] daß diesem Übel in dieser Stadt durch gute Anstalten noch nicht vorgebeugt seye und daß es viele arme Einwohner geben müsse.“ Köhler kritisiert auch die „Tracht der Einwohner“. Sie habe wie in allen Reichsstädten etwas Steifes und Eigentümliches. Insbesondere „die Art wie sich die Weiber tragen, wenn sie einem Leichbegängnisse beizuwohnen haben“, sei „fürchterlich“: „[...] denn sie gehen ganz schwarz eingehüllt, mit unförmlichem weis verschleierten Haupte einher.“

Köhler bemerkt ein für ihn erstaunliches Alltagsverhalten: „Auch hörte ich schon öfters Bürger über ihre Obrigkeit und Verfassung sehr Frei und zum Theil satyrisch sprechen.“ Hier dürfte der Unterschied zwischen der freien Reichsstadt, wo es ein freies Wort geben durfte, und den Köhler sonst hauptsächlich bekannten württembergischen Landstädten, in denen unter der absolutistischen Herrschaft Karl Eugens die Untertanen zu schweigen hatten, zum Ausdruck kommen. Aber Köhler weiß auch, dass letztlich „das Wohl der Ein-

wohner von dem guten Vernehmen mit dem Fürsten“ abhing, von dessen Lande sie ganz umgeben waren, denn sie bezogen von dort viele der notwendigen Lebensmittel und Rohwaren, die hier bearbeitet und wieder ins Württembergische verkauft würden – als „ihres Kunstfleisses Producte“. Er führte hier an, dass nicht nur „die meisten Landleute [...] der benachbarten württembergischen Orte“ ihre Schuhe von Reutlinger Schuhmachern kauften, die auch alle Märkte der näheren Umgebung besuchten, sondern dass viele Einwohner der Stadt Tübingen ihre Bedürfnisse von Reutlinger Professionisten – also Handwerkern – besorgen würden. Denn die Reutlinger Ware sei ehrlicher und billiger als die der „elenden Handwerker und Professionisten in Tübingen“. Jedoch seien Letztere sehr neidisch darüber und hätten es auch dahin gebracht, dass zum Beispiel Reutlinger Hutmacher ihre Waren nur heimlich in die Universitätsstadt bringen dürften. Schon damals gab es demnach ein Problem zwischen Tübingen und Reutlingen.

Auch über die Reutlinger Bevölkerung notierte der Tübinger Student einige Beobachtungen: „Noch muß ich bemerken, daß die Bürger Reutlingens höfliche Leute sind gegen Fremde, daß unter ihnen allein 100 Fleischermeister sind, und daß die meisten alten Weiber vom gemeinen Haufen sehr häßlich scheinen, welches zum Theil von ihrer besonderen Kopfbedeckung, einer Art runder Mützen, aus denen nur wenig vom Gesichte hervorschaut, herrühren mag. – Die jüngeren Personen des schönen Geschlechts hingegen haben zwar keine häßliche Bildung, aber einen fleischigten Körperbau, gleichgültiges Gesicht und es mangelt ihnen eine schöne Taille gänzlich und nur selten sieht man ein Gesicht von feinem Umriß, so ohngefähr, wie man die Einwohnerin der Bierländer schildert, wiewohl die Reutlinger viel Weinberge haben und das Bier nicht, sowohl als vielmehr die übrige Lebensart schuld sein mag.“ Köhler beendet seine Schilderungen von Reutlingen mit der Erwähnung einer besonderen Backware der Bäcker: „Die gewöhnlichen Weken, die die vielen Beken baken, sind sogenannte Kümmich-Taute, es ist nämlich Kümmel in den Teig gemischt welcher dem Brodte einen nicht jedem Reisenden eben angenehmen Geschmack mitteilt, der von den Einwohnern aber sehr geliebt wird.“

Zwei Jahre später, 1792, war wieder ein Student unterwegs, der seine Erinnerungen festhielt: Christoph Heinrich Pfaff, Student der Hohen Karlsschule in Stuttgart. Die von Carl Eugen gegründete Eliteschule war bekanntlich eine der interessantesten Einrichtungen des aufgeklärten Absolutismus.<sup>18</sup> Pfaff machte 1792 in den Osterferien eine Fußreise durch die schwäbischen Lande, die ihn auch durch Reutlingen führte.<sup>19</sup> Es war seine vierte und angeblich „genußreichste Fußreise“. Er wanderte in Begleitung seines Freundes „Biber“, des „Lieutenants“ Duttenhofer, und eines Windhunds. Die Erlebnisse seiner

<sup>18</sup> Siehe Robert Uhlend: Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart, Stuttgart 1953.

<sup>19</sup> Lebenserinnerungen von Ch. H. Pfaff, Kiel 1854, S. 51.

Wanderung publizierte er unter dem Titel „Phantasieen und botanische Bemerkungen auf einer Fußreise durch die schwäbische Alpe“.<sup>20</sup>

Pfaff gehörte zusammen mit seinen Mitschülern Joseph Anton Koch und Johann Baptist Seele, beide später berühmte Maler, zu den exponierten Rebellen der Hohen Karlsschule. Sie hatten sich schon für den nordamerikanischen Freiheitskrieg begeistert und sie ergriff erst recht das Geschehen der Französischen Revolution. Sie lasen französische Zeitungen, hielten Reden, feierten Freiheitsfeste und korrespondierten heimlich – wie einem Bericht Pfaffs zu entnehmen ist – mit den Revolutionären in Straßburg.

Reisen und Wandern war für den Studenten auch eine Art Aufbruch und Befreiung. Pfaff machte, wie seinem Vorwort zu entnehmen ist, davor schon eine Reise in den Schwarzwald, und diese Reise reizte ihn, weitere Gegenden zu erkunden. Seine Wahl war bald getroffen, denn schon oft hatte er sich „in den Anblick der Alpe voll Wonne verloren“. Auf der Alb war der Student weniger als Naturwissenschaftler, wie es der Titel seines Buches nahelegen würde, denn als Weltverbesserer unterwegs – „im Geiste der wahren Freyheit und Aufklärung“. Für Pfaff war Reisen Befreiung im Sinne des Aufbruchs aus politischer Bevormundung, Aufbruch in eine individuell erfahrbare Wirklichkeit, beseelt von der Idee, die Welt verändern zu können. Eine seiner zentralen Aussagen lautete: „In dem Ausspruche ‚wir wollen eine angenehme Luft- und Weltveränderung machen‘ vereinigte sich unser ganzes Interesse.“<sup>21</sup>

„Erster Tag. Elfter April. Es war Nachts um zwei Uhr, als mein Freund X und ich uns auf den Weg machten.“ So begann der Student Pfaff 1792 in den Osterferien seine Wanderreise. Am zweiten Tag kamen er und seine Begleiter über Gönningen nach Reutlingen. Bereits in der Schilderung der Begegnungen, vielmehr der Wahrnehmung und Schilderung dessen, was ihm wichtig war, zeigt sich Pfaffs patriotische, republikanische Gesinnung: „Auf dem Weg begegneten uns mehrere Einwohner von Reutlingen, die mit Zucker und Kaffee belastet waren, um die umliegenden Alpdörfer mit diesem leider in unserem Vaterlande so allgemein gewordenen Getränke (dem nur eine dumme Mode den Werth beylegen konnte, den es gegenwärtig hat, eine Mode, die alles erhebt, was aus der Fremde kommt, und auf eine ähnliche Art dem Chinesischen Thee einen so großen Vorzug ertheilet, und die vaterländischen Schätze verachten lehrt, die die Natur auf allen unseren Schritten emporsprossen läßt, und die füglich seine Stelle vertreten könnte) zu versehen, und den Bauern die dem Körper weit zuträglichere und vorzüglichere Producte von Butter, Milch, Frucht etc. abzunehmen. Dieser Kaffee- und Zuckerhandel ist

<sup>20</sup> Phantasieen und botanische Bemerkungen auf einer Fußreise durch die schwäbische Alpe. Von einem Weltbürger und Freunde der Naturwissenschaft, Neue Ausgabe, Halle am Kocher 1798. Erst in den „Lebenserinnerungen“ (wie Anm. 19) gab sich Pfaff als Autor zu erkennen.

<sup>21</sup> Ebd., S. 3.



Die Achalm war ein beliebtes Reiseziel. Der Stuttgarter Lithograph Franz Adam Schnorr hat um 1840 eine bürgerliche Wandergruppe im Bild festgehalten, die den Blick vom Berghang ins Echaztal und über das württembergische Hofgut hinweg zur Albkette schweifen lässt.

in dieser Gegend ein ausschließendes Eigenthum Reutlingens, und wir werden noch unten die große Industrie und den Handel dieser kleinen Republik zu bemerken haben.“ In der Bezeichnung „die kleine Republik“ klingt die Sympathie des revolutionsbegeisterten Studenten durch.

Die Reisenden besuchten zuerst die Achalm: „Der Weg führt anfangs durch Weinberge, welche den Fuß der Achalm auf eine ziemliche Höhe bedeckten. Hat man diese hinter sich, so langt man bey einem Bauernhof an, welcher aus mehreren Häusern bestehet und der von schönen Wiesen umgeben ist. Hier machten wir Halt und labten uns von neuem mit einfacher Milch, die man uns ebenfalls um 1 Kreuzer both.“ Pfaff bevorzugte offenbar das einfache Landleben, die einheimischen Produkte und äußerte sich deshalb auch positiv über die ländlichen Bewohner der Achalm: „Die Bewohner des Bauernhofes sind zugleich die Besitzer der Achalm, die sie, wenn ich mich nicht irre, für 20 000 fl. angekauft haben. Die reine Luft und die Entfernung vom Luxus und der Verderbnis des niedrigen Landes und der zahlreichen Dörfer scheinen einen guten Einfluß auf den Charakter dieser Leute zu haben. Das Mütterchen wenigstens ließ sich auf keine Art dazu bewegen, 3 Kreuzer für ihre Milch,

wie wir im Unterlande zu zahlen gewohnt waren, anzunehmen, und wir konnten uns nur dadurch des Geldes entledigen, indem wir es ihrer artigen Tochter schenkten.“

Dann gingen die Wanderer „vor lauter Ungeduld“ direkt und nicht dem Weg entlang auf die Achalm. Der Blick vom Berg herunter ist Pfaff nun Anlass, über die Welt zu philosophieren, über die Güte der Natur und über die Kultur. Er machte sich Gedanken über die Vergangenheit und damit implizit auch über die Gegenwart. Die Vergangenheit war für ihn die Zeit der Ritter, der Reinheit der Sitten, der getreuen Freundschaft, der keuschen Liebe, der Biederkeit und Aufrichtigkeit, des hohen Freiheits sinns – Tugenden, die, wie er meinte, nur noch aus der Vergangenheit bekannt seien.

Pfaff lief dann hinunter in die Stadt Reutlingen – eine Stadt, über die er richtig ins Schwärmen geriet, die er nur positiv wahrnahm: „Die Hauptstraße innerhalb der Stadt, durch welche wir kamen, ist sehr lang, vortrefflich gepflastert, ungemein reinlich, breit, und zu beyden Seiten mit ausgemauerten Kanälen versehen, in welchen Wasser läuft, welches man zur Reinigung der Straße gebrauchen kann. Die Häuser sind groß, massiv und zum Theil in einem neuen Geschmacke. Tübingen ist eine Mördergrube gegen diese wirklich schöne Stadt.“ So erlebte es und schilderte es Christoph Heinrich Pfaff im Jahr 1792. Der Grund seiner positiven Wahrnehmung ist die Verfassung der Reichsstadt. Hier kommt die demokratische Einstellung des Studenten zum Tragen. „Es ist in der That ein erquickender Anblick, wenn man durch den Zauberschlag einer guten Regierungsform das Glück der Bürger aufsprossen, wenn man die Fähigkeiten der Seele zur Reife gedeihen siehet, wenn Fleiß und Thätigkeit jedes Glied des Staates beleben, wenn jeder sich bemüht, weil jeder sicher ist, die Frucht seiner Bemühungen in Ruhe genießen zu können, ohne von einem habüchtigen Begier geplündert und mißhandelt zu werden. Der Flor Reutlingens durch Viehzucht, Landbau, Gewerbe, Industrie, Handel ist vorzüglich in seiner Constitution gegründet. Diese ist demokratisch. Ich darf nur diesen Namen nennen, und jeder Leser wird mir gestehen, daß es für einen kleinen Staat von der Art wohl keine bessere Regierungsform giebt.“

Reutlingen am Ende der Reichsstadtzeit muss einiges für sich gehabt haben: positive Seiten – nicht nur für demokratisch gesinnte Studenten. So finden wir von August 1798 bis Mai 1800 den jungen französischen Adligen Pierre-François Hercule de Serre in Reutlingen, der vor den Irrungen und Wirrungen der Französischen Revolution Zuflucht in der kleinen Reichsstadt am Fuße der Achalm suchte.<sup>22</sup> In seinen Briefen an die Mutter lobte er die vorgefundene Herzlichkeit der Menschen, „die für die Einwohner dieser kleinen Republik charakteristisch“ sei. Weiter heißt es: „In dieser kleinen Stadt, in der alle politisch gleichgestellt sind, gilt die Arbeit als Ehre, und wer nützlich ist, ist auch

---

<sup>22</sup> Graf de Serre. Briefe aus Reutlingen (1798–1800), hrsg. und kommentiert von Gerhard Junger, Reutlingen 1989.

geachtet.“ Und: „Die Sitten dieser Leute gefallen mir sehr: einfach, rechtschaffen, ungekünstelt. [...] Es gibt keinen Luxus hier und folglich auch überhaupt keine Ausgaben für die Kleidung.“<sup>23</sup> Der französische Emigrant hatte jedoch auch Gründe zu klagen, zum Beispiel über die Bildung und Erziehung der Kinder oder über die fehlende „Kunst des gesellschaftlichen Lebens“. So schreibt er im Mai 1799, „der Lebensgenuß als Kunst“ stecke „hierzulande noch in den Kinderschuhen“.<sup>24</sup>

Wir kommen zu unseren nächsten Reisenden und landen in der Zeit der Romantik. Die Romantiker fanden in Reutlingen auch ihr Ziel – es waren der Buchdruck und die Volksbücher, die hier in den Druckereien hergestellt worden sind. So finden sich Reiseschilderungen und Reisenotizen von Karl August Varnhagen von Ense, Ludwig Uhland und Justinus Kerner.

Varnhagen von Ense hat Reutlingen 1808 aufgesucht und ebenfalls sehr positiv erlebt. Varnhagen von Ense wollte zunächst Arzt werden, brach jedoch die Ausbildung ab und wurde dann Hauslehrer beim Bankier Hertz in Frankfurt. Allerdings ging er mit dessen Frau ein Verhältnis ein und musste bald eine neue Aufgabe suchen. Er unternahm damals auch dichterische Versuche, gab einen Musenalmanach heraus und verfasste einen Roman. Später war er dann Offizier in österreichischen und russischen Diensten, nahm an den Freiheitskriegen teil und war Diplomat beim Wiener Kongress.

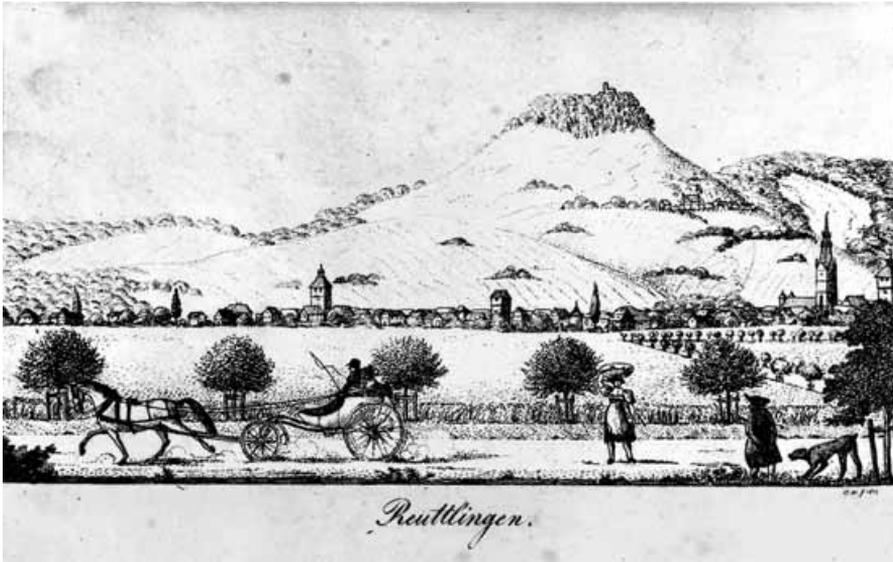
Als 23-Jähriger – damals noch Hauslehrer und Schriftsteller – besuchte Varnhagen von Ense Tübingen und reiste auch nach Reutlingen. In seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ berichtete er darüber.<sup>25</sup> Diese „Denkwürdigkeiten“ gelten übrigens als eines der bedeutendsten Memoirenwerke der deutschen Literatur in der Nachfolge von Goethes Dichtung und Wahrheit. Hören wir zunächst seine Erfahrungen mit Tübingen, die gerade auch im Vergleich zu Reutlingen interessant sind: „Tübingen, Anfang Novembers 1808. Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta’schen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab’ ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl! Und noch dazu ist dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind, von wo sie ausgehen.“<sup>26</sup> Zu Tübingen äußerte er sich mit folgenden Worten: „Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, sehen schrecklich aus, mittelalterige Fensterchen, schiefe Fußböden, klapprige Türen; zwei Stühle, ein Tisch,

<sup>23</sup> Ebd., S. 30.

<sup>24</sup> Ebd., S. 98.

<sup>25</sup> Karl August Varnhagen von Ense: *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, 1. Band (1785–1810), hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Frankfurt 1987.

<sup>26</sup> Ebd., S. 568 ff.



Reisende vor Reutlingen im Jahr 1812 – unterwegs in der Kutsche und zu Fuß.

ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch sich selbst daran aufzuhängen, sind die Möbel.“

In Tübingen nun lernt Varnhagen von Ense Ludwig Uhland und Justinus Kerner kennen: Uhland damals Jurist, Kerner angehender Arzt. Über einen Besuch in Reutlingen schreibt er: „Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz schlecht, die Landstraßen noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Posthalter gab uns sehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Tor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeugungen ausbrechen. [...] Nach dem wir das Neckartal verlassen, eröffneten sich neue schönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt [...]. Schnell waren wir in der Stadt; alles in diesem Schwaben ist so gedrängt und nah, kaum ist ein Gegenstand ersehen, so ist er auch schon erreicht!“<sup>27</sup>

Und wie sieht er nun Reutlingen? „Eine Freude war mir’s“, so schreibt er, „nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der

<sup>27</sup> Ebd., S. 577 ff.

Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsstadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbefleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10 000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Anteil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früheren Zeiten gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Türme und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen.“ Varnhagen von Ense hatte offenbar etwas für alte Reichsstädte übrig und war empfänglich für das politische Befinden ihrer Bewohner. So schreibt er über Reutlingen, das wenige Jahre zuvor seine Reichsstadteigenschaft verloren hatte: „Es war, als ob die Leute mir die schmerzlichen Empfindungen ansähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsstadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier schütteten sie ihre bitteren Klagen über die erlittene Veränderung vertrauensvoll gegen mich aus.“

Von der Stadt sah Varnhagen nicht viel: „Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen.“ Die Romantiker hatten ein besonderes Ziel in Reutlingen:

„Wir besuchten aber den berühmten Buchdrucker Justus Fleischhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl versahen. Der Nachdrucker, der zunächst am Volke steht, für dessen Bedürfnis wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger, und der Name Fleischhauer macht ihm einen bessern Eindruck als alle Cotta, Göschen und Perthes. Er liebt den Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen, wobei man doch nicht ansteht, erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unser Mann erzählte, seit die Stadt Königlich geworden, habe sich sein Absatz ungemein beschränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wiedergegeben würde, versetzte der Mann, unsere Meinung mißverstehend, er würde gern manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. ‚Gottlob!‘, seufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu tun!‘ Diese warme Teilnahme für sein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner versprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt seltenen Ritter Pontus zum Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er versprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorstellen, für etwas närrisch, daß wir uns mit seinem Löschpapier befassen und um seine Ausgaben kümmern. Daß auf unserer Rechnung der Kaiser Oktavianus wie ein bloßes Format als 8 vian angesetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! – Die Rückfahrt ge-

schah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen.“

Uhland und Kerner hatten weiterhin Kontakt mit Reutlingen – vor allem wegen Fleischhauer.<sup>28</sup> Uhland berichtet in seinem 1809 geschriebenen „Nachtblatt“ von diesem Besuch, sieht aber, romantisch verklärt, praktisch nur die Bücher und das entsprechende Umfeld:

„Vorzüglich aber besitzt diese Stadt ein herrliches gotisches Münster und demselben gegenüber eine alte Kammer, voll der herrlichsten altdeutschen Gedichtbücher. Kaum hatte ich das letztere erfahren, als ich mich eilends dahin begab, um zu retten, was noch zu retten wäre; denn wie manche herrliche Blüte und Frucht zernagt wohl täglich der Bücherwurm! Es war an einem Sonntag und man läutete gerade in die Kirche, als wir nach Ersteigung einer hohen Wendeltreppe in der alten Kammer anlangten. Durch die vom Alter buntgefärbten Scheiben brach ein seltsames Licht wie Mondschein herein. Wie Gebirgsschichten lagen die ungeheuren Folianten aufgetürmt und das Glockengeläute gab in ihnen ein mehrfaches wunderbares Echo. Meine Empfindung glich derjenigen, womit ich sonst alte Rüstkammern betrat. Denn nicht bloß an den gewichtigen Panzern, Helmen, Schwertern, Lanzen läßt sich die Kraft unserer Väter erkennen, wahrlich! auch diese Bücherkolosse zeugen von ihrer nun unerhörten Stärke. Man denke sich einen Mönch oder Ritter, mit einem solchen ungeheuren Folianten spazieren gehend (wie man jetzt wohl einen Musensohn mit dem Musenalmanach lustwandeln sieht), würde man ihn nicht heutzutage für einen Lastträger oder Markthelfer halten? Ein solcher konnte, wenn er müde war, sein Buch als Ruhebank gebrauchen und, wenn er an einen Strom kam, es als Ponton darüber werfen. Damals gehörten ohne Zweifel die Buchbinder in die Zunft der Zimmerleute und Dachdecker. Fürwahr! Es ließe sich ein Kraftmesser der Zeiten nach dem Format der Bücher anlegen, wie man nach und nach von Großfolio zu Kleinfolio, Quart, Oktav, Duodez bis Sedez hinabkam . . . Und die Sache ist nicht bloß äußerlich; denn der Inhalt unserer meisten Taschenbücher paßt trefflich zu ihrer Form, aber wie sollten sich diese Siegfriede, Hagene, Dietriche im Taschenformat regen und strecken können?

Aber ich kehre zur Bücherkammer zurück. Als ich nun endlich unter dem fortwährenden Geläut aller Glocken die mächtige Kirchthorflügel einiger Folianten aufgeschlagen hatte, in welcher herrlichen Tempelhalle sah ich da! Ritter, Damen, Mönche, Heiligenbilder, Legendengemälde, Glasmalereien in allen Fenstern, ein Plafonds, der die Herrlichkeit des Himmels vorstellt, aber es war kein Gemälde, sondern eine Öffnung des wirklichen Himmels. Und als nun drüben im Münster das Orgelspiel und dann der Chor begann,

---

<sup>28</sup> Das Leben des Justinus Kerner. Erzählt von ihm und seiner Tochter Marie, München 1967, S. 268 f.

da war mir, als stiegen diese Klänge aus meinen Büchern hervor und ich zerfloß in Andacht und Entzücken.“<sup>29</sup>

Das Haus des Buchdruckers Fleischhauer steht heute noch – von der Marienkirche aus gesehen links neben dem Lyceum, dem Naturkundemuseum. Kerner reiste übrigens mindestens noch ein weiteres Mal nach Reutlingen. Er verlobte sich hier – auf der Achalm – mit seiner späteren Frau.

Zu berichten ist nun von einem „Ausflug auf die Alp im Sommer 1810“, der im „Königlich-württembergischen Hof- und Staats-Kalender“ 1811 erschienen ist.<sup>30</sup> Verfasser war Johann Daniel Georg Memminger, der bald auch die erste Reutlinger Oberamtsbeschreibung herausbrachte. Sein Anliegen war, wie er schrieb, mit patriotischer Vorliebe auf vorzügliche Gegenden des Vaterlandes aufmerksam zu machen. Deshalb wollte er die Alb, vom Rossberg bis zur Teck, bekannt machen. Er schildert den Rossberg, Gönningen, Pfullingen und das Echaztal – Reutlingen allerdings erwähnt er mit (fast) keinem Wort. Typisch für den Altwürttemberger ist, dass er auf die Achalm steigt und hier in der Erinnerung an schwere Zeiten der württembergischen Herrscher schwelgt: „Ich kann nicht läugnen, daß je näher ich den Ruinen der Burg kam, mich immer mehr eine gewisse Wehmut anwandelte. Von diesem Berge aus, dachte ich, ist einst einer der größten Unglücksstürme über dein Vaterlande ausgegangen.“ Er geht auf das Unheil ein, das der „hitze Reutlinger“ verursacht hat, der 1519 den „verhaßten Burgvogt tot geschlagen“, worauf Herzog Ulrich die Stadt belagern und erobern musste. Ulrich wurde daraufhin bekanntlich vom Schwäbischen Bund vertrieben – im Hof- und Staatskalender steht dazu: „Und 16 Jahre lang ist Württemberg seines angestammten Regenten beraubt.“

Memminger kommt noch auf die Eninger Hausierhändler und die Reutlinger Volksschriften zu sprechen. Die Eninger seien, heißt es, „mit geringen Ausnahmen ein schlechtes und verdorbenes Volk; ihr Zweck ist Müßiggang, ihr Erwerb der Bettel oder Betrug, und ihr Mittel, dieses alles zu treiben, ein elender Handel mit heillosen Liedern und Büchern [...] größtentheils Sitten und Geschmack verderbenden Piecen“ – eben Büchern aus Reutlingen, Bücher, die von Uhland, Kerner und von Varnhagen von Ense so geschätzt waren.

Soweit zur Schilderung im Hofkalender von 1811 – merkwürdig angesichts der Tatsache, dass Reutlingen damals zur „guten Stadt“ erklärt wurde. Wir kommen zu Gustav Schwab: Unter dem Titel „Die Neckarseite der Schwäbi-

<sup>29</sup> Zitiert nach Gottfried Maier: Uhland und Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter 13. Jg. (1902), S. 65–73, hier: S. 69 f.

<sup>30</sup> Königlich-württembergischer Hof- und Staats-Kalender. Ein Vaterländisches Taschenbuch, hrsg. von Friedrich Lehr, Königl. Württemberg. Hofrath, Lecteur-Bibliothécaire Sr. Königl. Majestät, Mitglied des Königl. Ober-Censur-Collegiums und Bücher-Fiskal von Stuttgart, Stuttgart 1811, S. 53–122.



Biedermeierliche Wanderer oder Spaziergänger nähern sich Reutlingen vom Opferstein her, um 1820.

schen Alb. Wegweiser und Reisebeschreibung“ erschien 1823 in Stuttgart der erste Wanderführer für die Schwäbische Alb – so charakterisierte Hans Widmann in seiner Neuauflage 1960 das Werk von Gustav Schwab.<sup>31</sup> Schwab war damals 30 Jahre alt und Gymnasialprofessor in Stuttgart. Später, ab 1828, redigierte er das „Morgenblatt für gebildete Stände“, die zentrale Literaturzeitschrift der damaligen Zeit, in der Lenau, Hebbel, Kurz, Mörike publizierten.

Schwab wandert in zehn Tagen – zum Teil mit Führer – vom Lochen bei Balingen bis nach Schwäbisch Gmünd. Am vierten Tag kommt er in die Reutlinger Gegend, zunächst zum Rossberg. Oben angekommen, beschreibt er die schöne Aussicht und den glücklichen Umstand, dass „seit den neuesten Landesvermessungen ein ansehnliches Gerüst mit Treppenwerk vorhanden“ ist. Er geht ausführlich auf Gönningen ein, schildert die Nebelhöhle und das „Lichtensteiner Schlößchen“. Er erwähnt den Georgenberg und erzählt über die Achalm: Geologisches, etwas über die neue Schäferei mit Merinoschafen durch König Wilhelm und vor allem über die Aussicht sowie über historische Begebenheiten, über die Grafen von Achalm und eine „Romanze von der

<sup>31</sup> Gustav Schwab: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb. Neudruck der ersten Ausgabe von 1823 mit einer Einführung von Hans Widmann, Stuttgart 1960.

Achalm“. Schwab weiß dann schon Neues über den Turm auf der Achalm zu berichten: „Seit den neuesten Vermessungen des Landes ist er mit einer Treppe und der dachlose Gipfel mit einem Bretterboden versehen, zum großen Vortheil der Aussichtslustigen Wanderer, die hier die Hauptaussicht der Mittelalp, wie wir sie in der Einleitung bezeichnet haben, bewundern werden.“

Reutlingen kommt kaum vor. Schwab empfiehlt die Stadt immerhin zum Übernachten, die Gasthöfe Krone sowie Lamm, Löwe, Waldhorn, Ochs, Adler – alle seien gut. Er geht sonst nur auf Geschichtliches ein: Gründung der Stadt, Belagerung 1247, Marienkirche, Kriege, Stadtbrand. Ein eigenes Kapitel widmet auch er interessanterweise der „alten Verfassung der Stadt Reutlingen.“ Zur Gegenwart hält er nur fest: „Jetzt ist Reutlingen Sitz der Kreisregierung und einer Kreisfinanzkammer.“ Mehr weiß er zur Stadt nicht zu sagen.

Wir kommen zu Karl Julius Webers Reise durch das Königreich Württemberg. Weber (1767–1832) unternahm jährlich eine Reise und publizierte seine Reiseerfahrungen 1826 in dem dreibändigen Werk „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“, das zum Reiseführer des Biedermeier wurde. Im 15. Brief ist die „Fußreise auf die Alb“ das Thema.<sup>32</sup> Die Alb, schreibt er, „gewährt auch dem noch hohen Genuß, der die schweizer- und österreichischen Alpen kennt“. Als lohnenswert empfiehlt er eine Fußreise mit Schwabs Wegweiser in der Tasche. Sein Weg führte ihn von Tübingen nach Reutlingen: „Die alte Reichsstadt mit 10 000 Seelen und meist ungepflasterten Straßen ist nicht hübsch“, stellt er fest, „war aber weit größer und fester vor dem schrecklichen Brande von 1726.“ Und der bekannte Sinnspruch: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, beweist sich auch hier wieder – Weber, der sich auch als Satiriker einen Namen machte, kolportiert einen Witz über Reutlingen: „Nach diesem Unglück soll der bekannte Ratschluß ergangen sein, da die Spritzen nicht recht gehen wollten: daß künftig jedesmal acht Tage vor einem Brande solche zu probieren seien.“

Dann kommt Weber auf Reutlingens Geschichte zu sprechen: natürlich auf die Probleme mit Württemberg, auf die schöne gotische Kirche mit ihrem schlanken durchbrochenen Turm von 325 Fuß (sie zeuge noch vom alten Wohlstand), auf die fleißigen Bürger, die stets viel Gewerbe neben Acker- und Weinbau und Viehzucht betrieben hätten, und – wenn es galt – hätten sie auch gewusst, sich herumzuschlagen. Als Beispiel wird die berühmte Schlacht von Reutlingen 1377 gegen Graf Ulrich angeführt, in der sechsundachtzig Ritter den Tod fanden, und schon Uhlands bekannte Verse über die Schlacht zitiert: „Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt! Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt!“ Und selbstverständlich tradiert der Wanderer in seinem Buch in diesem Zusammenhang auch die folgenreichen Händel mit Herzog Ulrich im Jahr 1519.

---

<sup>32</sup> Karl Julius Weber: Reise durch das Königreich Württemberg, Neuauflage Stuttgart 1978.



„Bad und Gasthof zu Reutlingen“, um 1836.

Zur Stadt an sich schreibt er lapidar, dass die „alte zur Landstadt gewordene Reichsstadt jetzt Sitz der Regierung des Schwarzwaldkreises und eine der gewerbsamsten Städte Württembergs“ sei. Und sie habe „ein Schwefelbad, das von der Umgegend ziemlich besucht werde, und viele recht hübsche weibliche Figuren“ aufweise. Weber hält schließlich auch den Rossberg, die Gönninger und ihren Handel sowie die Eninger für erwähnenswert: „Diese Leute“, meint er, „handeln auch mit Reutlinger Volksbüchern, die wohl mitunter der Aufmerksamkeit hochlöbl. Polizei zu empfehlen wären!“ Es war die Zeit der Zensur, die Zeit der Metternich’schen Überwachung, die hier zum Ausdruck kommt.

Das Schwefelbad, das Weber erwähnte, war Ziel einer Reisenden, von der wir den nächsten Bericht gefunden haben – vielmehr war es ein Brief. Hier berichtet zum ersten Mal eine Frau – gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts beginnen auch reisende Frauen ihre Erlebnisse aufzuschreiben. In Reutlingen finden sich die ersten derartigen Berichte aus dem Jahr 1836, und zwar gleich zwei. Der eine davon stammt von einer Dame namens Amalie, die als Gast im Gasthof zum Bad weilte.<sup>33</sup> In einem Brief vom 10. Juni

<sup>33</sup> Reutlinger Heimatbuch, neugefasst von Karl Bahn Müller und Arno Mulot, Reutlingen 1954, S. 136–138.

1836 berichtet sie von ihrem Badeaufenthalt, den sie mit ihrem Mann in Reutlingen verbringt. Sie schreibt, dass sie es mit dem Ziel ihrer diesjährigen Bade-reise nicht besser hätten treffen können:

„Wahrhaftig, man muß dieses Reutlingen loben! Es ist eine Badestadt, die es mit allen anderen, besonders was die Modernität der Einrichtungen anbe-  
langt, wohl aufnehmen kann. Im Gasthof zum Bad, woselbst wir logieren, sieht man sich auf die bequemste Weise untergebracht. Das Arrangement im Ganzen ist der Geselligkeit sehr günstig. Man befindet sich, wie man's erhofft, in einem heiter gestimmten Kreise, mitten unter gleichgestellten, gleichgesinnten Leuten, und schnell knüpfen sich, wie man weiß, Beziehun-  
gen unter Badegästen an. Wir sind kaum angekommen, und schon fehlt es uns nicht an passender Bekanntschaft. Ihr könnt mich um diese Wochen im Bad wirklich beneiden. Meine neuen Sachen, vorzüglich mein Sonnenschirmchen aus Paris, auch mein Florentiner Hut, erregen hier die Auf-  
merksamkeit.

Was den Gebrauch des heilkräftigen Wassers betrifft, so pflegt man des Morgens in aller Frühe (6 Uhr!) aufzustehen und einen Gang zur Quelle zu machen. Sie liegt eine halbe Stunde Wegs vor der Stadt gegen die Morgen-  
seite hin, mitten in den grünsten Wiesen. Es steht da eine hübsche Trink-  
halle bei einem Weiher, darin sich hohe Pappeln und die funkelnde Sonne  
abspiegeln. Ein Pumpbrunnen spendet das Wasser. Zuerst muß man sich zum Genusse desselben überwinden, denn es riecht ein wenig fatal. Es heißt: nach Schwefel. Ich selber konstatierte: nach verdorbenen Eiern. Ge-  
nug davon. Mir behagt mehr als besagter Morgentrunk der Gang, den man um seinetwillen tun muß. Zumeist mache ich ihn ohne den lieben Hans-  
Eduard, der nun einmal fürs Ausschlafen ist. Ich hingegen ziehe es vor, mich in der morgendlichen Landschaft zu ergehen. Man hat unterwegs das  
Albgebirge vor Augen, das sich recht schroff aufbaut. Besonders gefällt mir der Berg, welcher Achalm genannt ist. Im Hingehen sieht man ihn seine  
Gestalt beständig verändern. Vom Weiher aus gleicht er dem Fujiyama, wie mir ein bemerkenswerter Badegast sagte, der ein Mann von Welt ist und auf  
geistreiche Weise Konversation zu machen versteht. Nach der Trinkkur nimmt man das Frühstück im Freien ein, will sagen auf der Terrasse des  
Gasthofs. Ganz so wird es, wie Euch bekannt sein wird, in Bad Ems und in Karlsbad gehalten. Oh, es ist reizend, derart zu frühstücken. Man sitzt un-  
ter alten Bäumen und angesichts der Stadt, ihrer malerischen Bollwerke, die noch nicht alle geschleift sind.

Indes ich den Vormittag über noch ein wenig der Ruhe pflege, nimmt mein lieber Hans-Eduard die Bäder, die ihm verschrieben. Ich erlasse sie mir (des fatalen Geruchs wegen). Aber er, den man nicht eigentlich krank, doch auch nicht gesund nennen kann, tut gut, sich den ärztlichen Anordnungen zu fü-  
gen. Nun, er hat es höchst bequem, denn im Gasthof selber befinden sich zwölf Badekabinette, denen das Wasser von der entfernten Quelle her

durch hölzerne Röhren zugeleitet wird. Möchten doch diese Bäder, ich wünsche nichts anderes, dem lieben Hans-Eduard wohl anschlagen. Dazu gibt es begründete Hoffnung, denn die Gelehrten haben die Heilkraft des Reutlinger Wassers genugsam bezeugt. Man erzählt sich hier übrigens, das hiesige Bad hätte schon in den älteren Zeiten großen Zulauf gehabt. In unserem Gasthof ist denn auch ein Schriftchen mit dem Titel ‚Gesammelte Nachrichten von dem vortrefflichen Gesundbrunnen nahe bey des heiligen Römischen Reiches Stadt Reutlingen‘ unter Glas und Rahmen zur Schau gestellt. Aber in welche absonderlichen Bereiche habe ich mich verirrt! Wovon bin ich denn ausgegangen? Von den Vormittagen.

Die Nachmittage und die Abende sind ganz der Geselligkeit gewidmet. Man macht etwa mit anderen Badegästen eine Spazierfahrt zu der Höhe mit dem kuriosen Namen Scheibengipfel, wo man die Stadt mit ihren Türmen und Toren schön angeleuchtet in der Tiefe liegen sieht. Hier erscheint zudem das Albgebirge in seiner ganzen Mächtigkeit. Es zieht sich in mannigfaltigen Formen weithin, in der fernsten Ferne vereinigt es sich mit dem Schwarzwald. Überhaupt ist man hier, müßt Ihr wissen, in einer romantischen Gegend. Nicht sehr weitab, mit dem Fernglas zu erspähen, liegt die Burg Lichtenstein, Schauplatz des Romans von Wilhelm Hauff. Täusche ich mich, wenn mir so ist, als hätte ich auch Euch davon schwärmen hören?“

Angesichts solchen Lobes wundert es nicht, dass das Reutlinger Bad auch den späteren Reiseführern im 19. Jahrhundert stets eine Erwähnung und zumeist die Bemerkung wert war, es werde auch von Auswärtigen zu Bädern benutzt.

1836 reiste die englische Schriftstellerin Frances Trollope (geb. 1780 bei Bristol), die mit ihrem 1832 erschienenen Buch „Domestic Manners of the Americans“ in England gewissermaßen über Nacht berühmt geworden war, mit ihrer Tochter, ihrer Zofe und dem Maler Hervieu von England nach Wien. Ihre Briefe dieser Wien-Reise wurden zwei Jahre später unter dem Titel „Vienne and the Austrians“ in London 1838 veröffentlicht.<sup>34</sup> Im August 1836 war Trollope auch in Reutlingen. Sie kam von Stuttgart, wo ihr Gustav Schwab die nötigen Ratschläge für ihre „Schwabenfahrt“ gegeben hat. Schwab hat sie in Tübingen an Uhland verwiesen. Der Besuch bei Uhland war kurz, Trollope sprach nur Französisch, was Uhland nur ungenügend beherrschte – oder nicht reden wollte. Als Unterkunft empfahl Schwab der Engländerin offenbar Reutlingen. Dorthin eilte die 56-Jährige mit ihrer Begleitgesellschaft noch am Abend:

„Unsere Fahrt nach Reutlingen ging durch eine schöne Gegend, die, als der Abend hereinbrach, durch herrliches Wetterleuchten, wie wir es immer nur in Amerika erlebt hatten, erhellt wurde. Wir alle genossen es sehr. Was aber

---

<sup>34</sup> Frances Trollope: Briefe aus der Kaiserstadt, Stuttgart 1966 (Übersetzung).

für uns ein einmaliges Schauspiel war, jagte unserem Kutscher größten Schrecken ein, und er hetzte die letzten wenigen Meilen in einem Tempo dahin, das für einen ‚langsamen deutschen Kutscher‘ mehr als ungewöhnlich war. So befinden wir uns hier zu einer etwas früheren Stunde des Abends, als wir erwartet hatten. Es regnet in Strömen, und wenn Reutlingen auch den ehrenvollen Anspruch darauf hat, einst eine Freie Reichsstadt gewesen zu sein, konnten wir dennoch keinen Fuß vor die Türe setzen, um uns in der Stadt umzuschauen. Dazu kam noch das andere Mißgeschick, daß nämlich unser Gasthof so überfüllt ist, daß wir nur noch im Tanzsaale zum Wohnen Platz fanden. Verstaubte Leuchter hängen von der Decke, entlang der Wände stehen trübe Spiegel, und jetzt stört noch die scheltende Wirtin mit einem halben Dutzend barfüßiger Buben die Ruhe. Sie zerren, schieben, stoßen und schleppen das Bettzeug und die Bettstellen für unser Nachtlager herein. Wo unsere drei Ritter schlafen werden, das weiß der liebe Himmel! Doch ich glaube, dieser desolate, weißgetünchte, öde Tanzsaal ist noch das Beste, was es im Hause gibt. Arme Seelen! Unsere Leute tun mir leid! Denn etwas Unbequemerer als unsere drei kleinen Betten mit wackeligen Waschbänken und die große Glastüre, die uns gegen Eindringlinge schützen soll, läßt sich kaum vorstellen! Meine Zofe scheint mit dem ihr eigenen Scharfsinn ihre Vorkehrungen für uns beendet zu haben. Die Mäntel hängen, mysteriös drapiert, über der Glastüre, quergestellte Bänke reichen bis in den halben Raum und sollen das Türschloss ersetzen. C. schickt sich bereits an, schlafen zu gehen, und da die drei langen Talglichter, wie gewöhnlich, schon aus dem Zimmer entfernt wurden, bleibt mir nur mein kleiner Reisewachsstock [...].“

Trollope reiste am nächsten Tag weiter – über Münsingen, Ehingen und Ulm Richtung Wien.

1844 war Gustav Adolf Riecke, Rektor des Schullehrerseminars in Esslingen, zu Fuß auf der Alb unterwegs. Er schrieb darüber in der Reihe „Die Wanderer um die Welt, Ausgabe Süddeutschland“.<sup>35</sup> Am Ende der Fußreise von Ulm über die Alb in den Schwarzwald kam er nach Reutlingen. Riecke schildert die Stadt an erster Stelle schon als „eine der gewerb- und betriebsamsten in ganz Württemberg“. „Die Echatz“, schreibt er weiter, „welche durch die Stadt fließt, treibt alle Arten von Mühlwerken und alle Jahre entstehen neue Gebäude und Unternehmungen zu Gewerbszwecken [...]“. Reutlingen, so stellt er fest, begann sich deutlich zu verändern: „Noch hat sich die Physiognomie der ehemaligen Reichsstadt nicht ganz verwischt. Weder das Spießbürgerthum ist ganz ausgestorben, noch sind die alten Mauern mit ihren Schießscharten und die Gräben der Stadt ganz verschwunden. Fehden, d. h. Raufereien kommen aber nur noch hie und da mit brutalen Tübinger Studen-

<sup>35</sup> Die Wanderer um die Welt. Süddeutschland. Von Dr. G. A. Riecke, Rektor des Schullehrerseminars in Esslingen, Stuttgart 1844.



Der Marktplatz mit dem Gasthof zum Goldenen Ochs – im 19. Jahrhundert beliebtes Nachtquartier von Reisenden.

ten vor, die dann gewöhnlich ihren jugendlichen Uebermuth durch eine Tracht Prügel büßen müssen.“ Die Stadt selbst macht auf Riecke keinen guten Eindruck: „Das Innere der Stadt hat wenig schöne Gebäude. Die Straßen sind größtentheils eng und krumm, wenn schon nicht mehr so bodenlos, wie es dazumal der Fall gewesen sein muß, als Kaiser Friedrich III. bei einem Besuche in Reutlingen in dem reichsstädtischen Straßenkoth beinahe versank.“

Wir sind nun bei unserem Streifzug in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts angekommen und kommen damit an eine Zäsur: Einerseits gibt es nun bereits die Eisenbahn – etwa von Stuttgart bis Göppingen –, andererseits hat sich die Industrialisierung entwickelt, d. h. wir kommen in eine neue Epoche des Reisens. So ist zum Beispiel Friedrich Vogts Wegweiser „Die schwäbische Alp“, den er um 1853 in der Nachfolge von Gustav Schwabs „Die Neckarseite der schwäbischen Alb“ geschrieben hat, schon an der Eisenbahn orientiert.<sup>36</sup> Neben der allgemeinen Beschreibung sind nun vor allem die Industrie und die Fabriken erwähnenswert, noch vor der Marienkirche, und zwar sehr ausführlich: „Die Stadt Reutlingen allein hat mehr als 70 Fabriken, 2 großartige

<sup>36</sup> Friedrich Vogt: Die Schwäbische Alp. Beschreibung und Wegweiser mit historischen Rückblicken, Angaben der Entfernungen, Aussichtspunkte, Gasthäuser etc., einem Anhang von Tagestouren und Ortsregister, Stuttgart [1853].

Baumwoll-, 4 Streichwollspinnereien, 7 mechanische Tuchscheerereien, 6 Färbereien, 9 Zeug-, 4 Tuch-, 1 Metalltuch-, 7 Leder-, 5 Tabak-, 2 Leim-, 2 Watt-, 1 Papierfabrik, 9 Bierbrauereien, 9 Buchdruckereien, 4 lithographische Anstalten [...].“

Die alte Stadt hat sich verändert, bemerkt der Reiseführer: „Die alte Stadtmauer ist abgebrochen, die alten massiven Thore sind verschwunden. Der Stadtgraben ist in Gemüsegärten umgewandelt und jedes Plätzchen zur Anpflanzung benützt. Am Graben sieht man geschmackvolle neue Häuser mit schönen Gärten.“ Neues entsteht und ist erwähnenswert, zum Beispiel ein älteres unscheinbares Haus mit der Aufschrift „Gottes Hülfe“: „Es ist Werners, des Reisepredigers, Anstalt zur Erziehung armer verwaorloser Kinder, welche sich jetzt zu einer Arbeiterkolonie erweitert hat. Seine Papierfabrik zum Bruderhaus, die einen jährlichen Frachtverkehr von ungefähr 16 000 Ctr. unterhält, beschäftigt gegen 70 Arbeiter.“

Stichwort Arbeiter: Auch Arbeiter gehören inzwischen zum Erscheinungsbild der Stadt. Schriftliche Äußerungen sind aus dieser Bevölkerungsschicht eher selten zu vermelden. 1863 finden wir einen ersten Bericht eines Arbeiters, den der Weg nach Reutlingen führte. Es war der Buchdruckergeselle Hermann Greulich, der 1863 auf Wanderung, besser gesagt: auf der Suche nach Arbeit war. Er musste, so schreibt er in seinen veröffentlichten „Erinnerungen“, fast das ganze Reich durchwandern, bis er endlich Arbeit fand. Er war zunächst in Österreich, in Innsbruck. Nach vier Wochen ging es weiter, „bis ich endlich wieder politisches und geistiges Leben fand und zugleich auch Arbeit zu Reutlingen im lieben Schwabenlande“. <sup>37</sup> Greulich berichtet von Aktivitäten unter den jungen Turnern und Wehrleuten, die anlässlich der Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig ihrem – wie es heißt – „revolutionären Geist“ frönten: Auf der Achalm wurde ein Gedicht mit lebenden Bildern aufgeführt. Weiter schildert er, wie sich angesichts der wieder aufkommenden Schleswig-Holstein-Frage eine starke demokratische Bewegung im Schwabenlande entwickelte und wie sich das in Reutlingen auswirkte: „Wir bekamen Waffen, ich erhielt ein Gewehr von einem Neffen Uhlands, und man sagte, Uhland selbst habe es 1848 getragen, und im strengsten Winter exerzierten wir unter Instruktion gedienter Militärs an Wochenabenden und Sonntagen, um uns waffentüchtig zu machen. Wir jungen Leute dachten dabei an Revolution und Republik und sprachen es auch sehr unverhohlen aus. Kein Mensch dachte daran, uns zu verfolgen. Wenn man nicht frei reden dürfte, sagte mein Meister Fuchs, dann müsste man ein Dach übers ganze Schwabenland machen, um alle einsperren zu können.“ Bald darauf zog Greulich nach Zürich weiter.

Mit der Eisenbahn, die 1859 auch Reutlingen verspätet erreichte, wird das Reisen zur Massenangelegenheit. So ist Dr. Julius Bernhards 1863 erschiene-

<sup>37</sup> Das grüne Hüsli. Erinnerungen von Hermann Greulich, hrsg. von Gertrud Medici-Greulich, Zürich o. J. (1942), S. 14 f.

nes „Reisehandbuch durch Württemberg und die angrenzenden Länderstriche der Nachbarstaaten“, das sich als „historisch-pittoresk, statistisch-topographisch und industriell“ bezeichnet, konsequenterweise ganz nach Bahnlinien geordnet.<sup>38</sup> Reutlingen kommt unter dem Kapitel „Ober-Neckarbahn“. Das Reisehandbuch hat sich ganz auf das Gebiet der „jetzt die Welt beherrschenden Industrie“ spezialisiert. Und mit der Industrie erfährt Reutlingen neue Aufmerksamkeit. In der zweiten Auflage von Bernhards nunmehr als „Reise- und Industrie-Handbuch“ firmierenden Publikation werden 1877 dann seitenlang die Fabriken in Reutlingen aufgeführt.

Im Zeitalter der Industrialisierung beginnt mit der Eisenbahn auch eine neue Epoche des Reisens, wobei Reutlingen nicht in eine der großen Fernverbindungen integriert wurde. Auch Goethe wäre vermutlich wegen der Industrie nicht nach Reutlingen gekommen, hätte er noch gelebt, und der Weg in die Schweiz hätte ihn mit der Bahn auch nicht hierher geführt.

---

<sup>38</sup> Julius Bernhard: *Reisehandbuch durch Württemberg und die angrenzenden Länderstriche der Nachbarstaaten*, Stuttgart 1863.



## Die andere deutsche Tradition

### Hermann Kurz' Erziehungsroman „Schillers Heimatjahre“ – ein Grundbuch der Weltläufigkeit und des Diesseitiglaubens\*

Von Tilman Krause

Hermann Kurz war nicht nur, wie wir vor allem von seiner Tochter Isolde wissen, mit Leib und Seele Reutlinger. Er hatte auch ein Gefühl für das, was man mit einer Anleihe bei Thomas Mann als „Reutlingen als geistige Lebensform“ bezeichnen könnte. Und er propagierte diese Lebensform. Seine Tochter, die als Kind sehr stolz auf ihre Vorfahren mütterlicherseits war – ihre Mutter Marie von Brunnow stammte aus einem alten brandenburgischen Adelsgeschlecht –, hat in dieser Hinsicht eine bemerkenswerte Aussage ihres Vaters überliefert: „Du bist schief gewickelt, liebes Kind“, soll er zu der Heranwachsenden gesagt haben, „wenn Du Dir viel auf Deine Ahnen mütterlicherseits einbildest, die als Raubritter auf ihren Burgen saßen und harmlose Wanderer plünderten. Da waren Deine Ahnen väterlicherseits ganz andere Leute: regierende Bürgermeister und Senatoren einer kleinen Republik, die über Leben und Tod, über Krieg und Frieden zu entscheiden hatten.“<sup>1</sup>

Diese Aussage ist gleich in mehrfacher Hinsicht für den Reutlinger Kurz symptomatisch: Zum ersten dachte er, wenn er an Reutlingen dachte, vor allem an das alte, reichsstädtische Reutlingen, das er, 1813 geboren, schon nicht mehr erlebt, das er aber aus tausend Erzählungen und Anekdoten, die in seiner Familie kursierten, noch gut gekannt hat. Dazu kam das Herkunftsbewusstsein, der Herkunftstolz dessen, der „von Familie“ war, der vom Reutlinger Patriziat abstammte. Eine Republik, die über Krieg und Frieden entschied: Das war nach Kurz' Geschmack, der sich später eng den Württemberger Demokraten anschloss, aber doch von seinen politischen Bundesgenossen immer als eine Art Randfigur empfunden wurde, als „adeliger Demokrat“, wie sie ihn nannten, als „ästhetischer Aristokrat“, wie seine Schriftstellerkollegen sagten, kurzum als jemand, der bei aller Fortschrittlichkeit und Freigeistigkeit doch ganz und gar ohne jenen Stallgeruch war, der den Linken immer so wichtig ist.

---

\* Vortrag im Reutlinger Heimatmuseum am 24. 11. 2005 im Rahmen der Reihe „Abendstunde im Museum“. Der Text wurde für die Veröffentlichung nur unwesentlich verändert und mit einigen Literaturhinweisen versehen.

<sup>1</sup> Isolde Kurz: Das Leben meines Vaters, Tübingen (Rainer Wunderlich Verlag) o.J. [1929], S. 11 (= 3. Aufl. von Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte).

Vielleicht liegt darin schon das ganze Dilemma des Hermann Kurz begründet, dieses großen realistischen Erzählers, des größten realistischen Erzählers Schwabens obendrein, der doch gerade in der Hochzeit des Realismus dem Vergessen anheim fiel, einem Vergessen, aus dem er trotz immenser Bemühungen seiner Anhänger, angefangen mit der nimmermüden Kurz-Heroldin Isolde bis hin zu Peter Härtling und Jürgen Schweier bis heute nicht emporgeworfen werden konnte.

Dabei könnte er uns gerade heute wieder so viel sagen. Vor allem sein grandioser Erziehungsroman „Schillers Heimatjahre“<sup>2</sup> – sein einziges Werk übrigens, das es zu einiger Popularität gebracht hat und das im Mittelpunkt der folgenden Betrachtungen stehen soll – verkörpert ja „die andere deutsche Tradition“, an die wir heute, wo der Patriotismus wieder Konjunktur hat, so gerne anknüpfen würden, wenn wir denn wüssten, wo wir diese Tradition zu fassen bekämen. Ich meine damit die nicht-spekulative, die nicht-irrationale Tradition. Hermann Kurz, der Republikaner, der Milieuschilderer und genaue Beobachter, er steht für die *soziale* deutsche Tradition, für die Tradition derer, die sich für das Leben interessieren, wie es wirklich ist (oder war), und erst in zweiter Linie für das Leben, wie es sein soll. Die ewige deutsche Frage nach dem besseren Leben hat er zwar dann auch gestellt und auf seine sehr spezielle Weise beantwortet. Er war schließlich auch ein Kind des deutsch-schwäbischen Protestantismus, war Tübinger Stifter, wenngleich ein relegierter, war Theologie, obzwar ein entlaufener. Aber er war doch vor allem – heute würden wir sagen: Feldforscher. Er hat dem Volk aufs Maul geschaut. Er kannte seine Schwaben wie kaum ein anderer hiesiger Dichter vor und nach ihm. Er träumte sich nicht in ein Paralleluniversum wie Hölderlin oder Mörike. „Orplid, mein Land, das ferne leuchtet“, war nicht seine Sache. Seine Sache war Württemberg. Und das leuchtete nicht so arg, leuchtete jedenfalls nur, wenn man es mit viel Liebe und Verständnis und aus der Nähe anschaute. Und eben dies hat Hermann Kurz getan. Er hat das Württemberg seiner eigenen Zeit, von den dreißiger Jahren bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts kreuz und quer bereist. Aber er hat auch Alt-Württemberg kreuz und quer erforscht. Und besonders gut kannte er sich in seinen Glanz- und Elendszeiten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus. Womit wir bei Schillers Heimatjahren wären. Womit wir bei Schillers Flucht aus der Heimat wären, denn bekanntlich kehrte der Dichter, womit der Roman schließt, Württemberg im September 1782 den Rücken, um nur noch einmal, für ein halbes Jahr, 1793/94 dorthin zurückzukehren. Und da stellt sich nun doch zunächst einmal die Frage: Wie war dieses Württemberg denn in jenen Jahren?

Welches waren die Mächte, die das Dasein der Menschen dort in der Hauptsache bestimmten? Welche materiellen Verhältnisse wies dieses Land auf, in

---

<sup>2</sup> Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre. Zuletzt Kirchheim/Teck (Jürgen Schweier Verlag) 1986.



Hermann Kurz im Alter von 30 Jahren. Lithographie von Georg Engelbach, 1843. In dieser Zeit erschien auch Hermann Kurz' erster Roman „Schillers Heimatjahre“.

der Zeit, als dort Schiller heranwuchs, um es als fast 23-Jähriger dann bei Nacht, jedoch keineswegs bei Nebel, sondern gut illuminiert durch ein sagenhaft üppiges Fest auf der Solitude, zu verlassen? Welche geistigen Strömungen durchliefen das Land, als sich in den siebziger, achtziger Jahren des 18. Jahrhundert der Intellekt Schillers formte? Auf diese Fragen hat nun niemand anderer bessere, profundere und anschaulicher belegte Antworten gege-

ben als Hermann Kurz. Allerdings hat er auch immerhin 1000 Seiten für seine Antworten gebraucht. Aber was dann dabei herausgekommen ist, wurde von einem der großen Kenner schwäbischer Literatur, von Hermann Fischer, folgendermaßen charakterisiert: „Wem es überhaupt möglich ist, ein Bild jener für Württemberg so glänzenden und so trüben Periode zu empfangen, der muss es aus dem Kurz’schen Roman ‚Schillers Heimatjahre‘ gewinnen. Er wird ein ganz unparteiisches Gemälde, ein Gemälde voll tiefer Kraft und Wahrheit finden.“<sup>3</sup> An der Triftigkeit dieser These hat sich bis heute nichts geändert. Hermann Kurz’ erster Roman „Schillers Heimatjahre“, der nach sechsjähriger Arbeit 1843 erschien, stellt auch heute noch das differenzierteste, sprachlich eleganteste und menschlich anrührendste Panorama Württembergs in der Zeit um 1780 vor uns hin. Das liegt nicht zuletzt an einem genialen Kunstgriff, von dem noch ausführlich zu sprechen sein wird: So akribisch Kurz das historische Umfeld recherchiert und nachgestellt hat, so viel künstlerische Freiheit nimmt er sich doch, indem er unter all den realgeschichtlichen Figuren eine erfundene zum Hauptprotagonisten macht, einen jungen Mann, Lehrer und Freund Schillers, Erziehungsobjekt wie dieser des allmächtigen Landesvaters, des Herzogs Karl Eugen. Dieser fiktive Mann heißt – mit einer kleinen Verbeugung vor Schillers „Räubern“, an deren Entstehen er dann im Roman so lebhaften Anteil nimmt – Heinrich Roller. Aber bevor wir uns diesem goldenen Heinrich, dem Roman selbst und seinem Verfasser näher zuwenden, müssen wir doch noch einen Moment bei Württemberg verweilen.

Es war in jenen Jahren, in denen der Roman spielt – also, von einem Epilog abgesehen, in den Jahren 1778 bis 1782 –, vor allem ein kleines Land. Es umgriff, wenn man die zahllosen Herrschaftsgebiete abzieht, die als nicht-württembergische Einsprengsel in ihm verstreut lagen, eine Fläche von 9400 Quadratkilometern und zählte etwa 620 000 Einwohner. In seinem bunt-scheckigen Territorium aus Fürstentümern, Grafschaften, Abteien, Stiften, Klöstern, Freien Reichsstädten und zahllosen reichsritterschaftlichen Gebilden waren zum Beispiel der Schwarzwald und die Schwäbische Alb entlegene und unheimliche Gebiete, was sich übrigens Hermann Kurz weidlich zur Spannungssteigerung zunutze machen wird. Württemberg verfügte, von winzigen und bisweilen auch nicht sehr langlebigen Beispielen der Frühindustrialisierung abgesehen, über eine rein ländliche Struktur. Entsprechend bevölkerungsarm waren die Städte: Um 1780 hatte Stuttgart rund 22 000, Tübingen 6000, Ludwigsburg 5300 und Göppingen 4000 Einwohner.

Das Land war also klein, doch keineswegs unbedeutend. Durch geschickte Heiratspolitik hatten es die Grafen und Herzöge von Württemberg zu einem der mächtigsten Kleinstaaten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation erhoben. In seiner Bedeutung folgte es unmittelbar auf die Kurfürsten-

---

<sup>3</sup> Hermann Fischer: Vorwort zur Neuauflage von „Schillers Heimatjahre“, Stuttgart (Franckh’sche Verlagsbuchhandlung) 1857.

tümer. Die Kurwürde zu erlangen, war denn auch das erklärte außenpolitische Ziel seiner Herrscher im gesamten 18. Jahrhundert. Ein Ziel, das Württemberg mit dem Untergang des alten Reiches noch übertreffen sollte, indem es 1806 Königreich wurde, das kleinste unter den deutschen Königreichen zwar, aber von weitaus größerer Landmasse als jemals zuvor.

Württemberg war auch zu Schillers Zeiten also klein, aber, wenn man so sagen darf, auch fein. Und das lag vor allem an einem einzigen Mann, an seinem Herrscher. Württemberg wurde von 1744 bis 1793 von einem der ungewöhnlichsten, umstrittensten und zugleich faszinierendsten Fürsten regiert, den das 18. Jahrhundert zu bieten hat. Dieser Herzog, Karl Eugen mit Namen, regierte es mit fester Hand, mehr und mehr in einer Art „persönlichem Regiment“, wie man später vom deutschen Kaiser Wilhelm II. gesagt hat. Mit diesem hat er ohnehin auffällig viel gemeinsam. Er war ebenso rastlos und betriebsam und dauernd unterwegs wie der „Reisekaiser“, auch wenn das im 18. Jahrhundert sehr viel beschwerlicher war als in der Ära der Eisenbahnen. Karl Eugen liebte wie Wilhelm II. die Maskerade und das Rollenspiel und am Anfang seiner Karriere auch das bunte militärische Kostüm, das er sich in immer neuen Variationen anlegte. Und wie Wilhelm II. verstand Karl Eugen von allem Möglichen etwas, aber nichts richtig gründlich. Wie dieser wollte er überall mitreden. Wie dieser glaubte er felsenfest an seine eigene Machtvollkommenheit. Aber anders als der nachmalige Kaiser, der vor allem am Schluss seiner Regentschaft das Regieren nur noch spielte, war Karl Eugen wirklich Herr der Lage. Einen „Modernisierer zwischen Absolutismus und Aufklärung“ hat ihn sein letzter Biograph Karlheinz Wagner 2001 genannt.<sup>4</sup> Aber in seinem Selbstverständnis als Herrscher war er noch ganz und gar Absolutist, überzeugt von seinem Gottesgnadentum. Er konnte – und wollte es auch, weil er eine Spielernatur war – regelrecht Schicksal spielen, was seine Landeskinder anbetraf. Und dass er einem seiner begabtesten „lieben Söhne“, wie er die Absolventen seiner Militärakademie, der berühmten Karlsschule, zu nennen beliebte, dass er also seinem „lieben Sohne“ Schiller übel mitspielte, das steht nun tatsächlich ganz außer Frage.

Aber Karl Eugen, der fast ein halbes Jahrhundert über Württemberg herrschte – hierin wiederum einem anderen preußischen Monarchen, Friedrich II., an dessen Berliner und Potsdamer Hof er auch erzogen worden war, ähnlich –, hatte sich im Laufe der Jahrzehnte sehr gewandelt. Er war um 1780 nicht mehr der frivole Despot, der, umgeben von skrupellosen und ehrgeizigen Höflingen, buchstäblich über Leichen geht. So hat ihn oder besser gesagt: so hat seine Zeit Schiller bekanntlich in „Kabale und Liebe“ geschildert (wo der Herzog aber als leibhaftige Person gar nicht auftritt). Und so lebte er auch in der Historiographie des 19. Jahrhunderts fort. Als unglaublich verschwen-

<sup>4</sup> Karlheinz Wagner: Herzog Karl Eugen von Württemberg. Modernisierer zwischen Absolutismus und Aufklärung, Stuttgart 2001.

Die Abb. steht in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung

Herzog Karl Eugen von Württemberg (1728–1793), Gründer der Hohen Karlsschule.

derungssüchtiger Fürst, der doch nie Geld hat. Der skrupellos Soldaten ausheben lässt und verkauft. Der, vor keinem Rechtsbruch zurückschreckend, gegen die eigene Landstände, die Landschaft, regiert. Der Ludwigsburg mit seiner großen Oper und seinem formidablen Ballett in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu einem der glanzvollsten Höfe Europas macht, einem Hof, der Casanova zufolge, der es wissen musste, gleich nach Versailles kam, einem Hof, der jedenfalls in Deutschland alles Vergleichbare übertraf, wie es William Thackeray in seinem Roman „Barry Lyndon“ behauptet.<sup>5</sup>

Doch das war, wie gesagt, um 1780 Schnee von gestern. Es hatte nämlich in Karl Eugens Leben ein einschneidendes Erlebnis gegeben, mit dem fast alles völlig anders wurde. Dieses Erlebnis war die Begegnung mit

Franziska von Hohenheim, einer verarmten Landadeligen, für die Karl Eugen buchstäblich alle seine Mätressen stehen oder vielmehr liegen ließ – will sagen, er verheiratete sie schnell, als letzte noch die Tänzerin Bonafini, um sich fortan nur noch dieser großen und einzigen Liebe seines Lebens, Franziska, zu widmen. Unter Franziskas Einfluss wurde Karl Eugen zum Philanthropen. Unter Franziskas Einfluss baute er die Militärakademie zu einer der modernsten Ausbildungsstätten Europas aus. Unter Franziskas Einfluss zog sich Karl Eugen von allem höfischen Pomp zurück. Zwar ließ er sich für den Rückzug noch schnell ein allerletztes Schloss bauen. Aber in diesem Schloss Hohenheim, das bald auch noch eine Landwirtschaftsakademie erhalten sollte, residierte er, ganz Eremit, geradezu Asket, in der Meierei.

Von nun an privatisierte er. Und, natürlich, er reiste – je älter, je lieber nach Paris. Als einziger Fürst seiner Zeit schloss er sich, ein politisch hellwacher Beobachter, dem Strom der überwiegend demokratisch gesinnten „Revolutionstouristen“ an und bestaunte mit ehrlichem Abscheu das nun heraufziehende republikanische Zeitalter. Es war das seine nicht mehr. Dennoch musste dieser kluge Mann es für unaufhaltsam halten. Und er tat es, wie wir aus seinen

<sup>5</sup> Ebd., S. 7 ff.

ungemein interessanten Reisetagebüchern wissen. Zum Trost kaufte er in Paris 1791, auf seiner letzten Reise nach Frankreich, noch mal tüchtig ein. Er beschenkte Franziska, vor allem aber sich selbst ausgiebig mit „damastenen meubles“ und besuchte eifrig die Oper. Zurück in der Heimat, lebte er in den letzten Jahren seiner Herrschaft nur noch für seine Akademien. Und er versuchte Württemberg, das immerhin eine dreißigjährige Friedenszeit hinter sich hatte, aus dem Koalitionskrieg gegen das revolutionäre Frankreich herauszuhalten. Dergestalt betätigte er sich tatsächlich als der Modernisierer, als der er von einer milder gewordenen Geschichtswissenschaft heute, zumindest im Hinblick auf seine zweite Lebenshälfte, hauptsächlich gesehen wird.

Als ein absoluter Sonderfall in einer damals wissenschaftsfeindlichen höfischen Welt propagierte Karl Eugen von 1773 an an seiner Karlsschule nichts weniger als ein neues, seiner Zeit gemäßes Menschenbild. Verdienst ging dem absolutistischen Aristokraten, erstaunlich genug, vor dem Vorzug der Geburt. Er hatte nämlich eines begriffen: Ohne gut ausgebildete Eliten war Württemberg nicht in die neue Zeit zu überführen. Den etablierten Ausbildungsstätten begegnete er mit Skepsis. Tübingen schien ihm altmodisch und weltfremd. Er wollte Männer der Praxis. Schaut man sich die Lehrpläne seiner Karlsschule an, die nur ein Vierteljahrhundert lang die Chance hatte, junge Menschen auszubilden, so sieht man die späteren „Realgymnasien“ und „Technischen Hochschulen“ sich abzeichnen, Orte also, die den Schwerpunkt von den klassischen humanistischen Fächern verlagern zu den modernen wie den neuen Sprachen, der Ökonomie und den angewandten Künsten. Freilich musste an der Akademie alles nach Karls Pfeife tanzen. Die Akademie war sein Steckenpferd, das er mit der gleichen willkürlichen, unberechenbaren Reizbarkeit betrieb wie zuvor das Jagen, die Oper, das Ballett und seine rauschenden Feste. Diese Doppelgesichtigkeit hat auch Hermann Kurz im Blick, wenn er seinen Heinrich Roller über die Karlsschule sagen lässt: „Seltsame Dämmerung des Jahrhunderts, worin Großartiges und Kleinliches, Bildung und Herkommen, Aufklärung und Vorurteil miteinander streiten.“ Das sagt der dort vom Herzog als Lehrer eingesetzte Roller im Hinblick auf die Behandlung der Schüler durch Karl Eugen.

Womit wir wieder bei Schiller wären. Denn der brachte sieben Jahre seines Lebens auf eben jener Karlsschule zu. Doch Schiller wollte ein Kavalier, wie Karl Eugen sie zu züchten vorhatte, nur sein, wenn er auch schreiben durfte. Aber dafür hatte der Herzog keinen Sinn. Ohnehin hatte sich ja Schiller die Karlsschule nicht ausgesucht, er hatte vielmehr Theologie studieren wollen, wozu er allerdings an die Landesuniversität Tübingen hätte gehen müssen. Doch der Herzog wollte ihn für die Akademie und zwang ihm die Juristerei auf. Schon bald aber besann er sich anders. Weil er befürchtete, seine Juristen nicht versorgen zu können, drängte er Schiller zur Medizin, wobei er ihn mit der Aussicht auf einen besonders guten Posten köderte. Was aber dann Schiller letztlich bekam, war eine Stellung als Regimentsarzt bei Augé. Wenn es da-

mals in Stuttgart hieß: „Er kommt zu Augé“, bedeutete das so viel wie „er ist zu nichts mehr nütze“. Und genau so fühlte sich der Regimentsmedikus Schiller in jenen zwei Stuttgarter Jahren 1781/82, nachdem ihn sein Landesherr und -vater nun schon zum zweiten Mal an der Nase herumgeführt hatte. „Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel“, seufzte er. Und auch Andreas Streicher, für den frühen Schiller immer noch die beste biographische Quelle, bezeugt: „Seinem ganzen Wesen, das nicht den mindesten Zwang ertragen konnte, war das immerwährende Einerlei der Lazarettbesuche und ebenso das tägliche und genaue Erscheinen auf der Wachtparade, um seinem General den Rapport über die Kranken abzustatten, im höchsten Grade zuwider. Die unpoetische Uniform, aus einem blauen Rock mit schwarzem Samtkragen, weißen Beinkleidern, steifem Hut und einem Degen ohne Quaste bestehend, sah er als ein Abzeichen an, das ihn unablässig an die Subordination erinnern sollte.“<sup>6</sup> Schiller, noch ganz ohne offenen Schillerkragen, sondern eingeschnürt in Uniform, wahrlich eine seltsame Vorstellung. Roller wird darüber in den „Heimatjahren“ von Kurz das schöne Bonmot in den Mund gelegt: „Was in dieser unangemessenen Hülle steckt, das ist ein herrliches Werden; das andere ist nur eine Satire auf unsere Zeit.“

Was um Gottes, Schillers und des Herzogs willen hat das alles nun mit Hermann Kurz zu tun? Sehr viel! Denn Hermann Kurz wollte mit „Schillers Heimatjahren“ dem eigenen Bekunden zufolge vor allem einen historischen Roman schreiben. Als er über dieses sein schriftstellerisches Schmerzenskind noch optimistisch dachte, schrieb er mitten im ersten Schaffensrausch an den Freund Adelbert Keller: „Dann schreibe ich einen dreibändig-historisch-Karlherzoglich-Schiller-Schubartisch-Schieferdeckerisch-national-sechzigbogigen Roman, wozu Gott sein Gedeihen geben möge.“<sup>7</sup> Das heißt im Klartext: Kurz wollte, wie viele junge Schriftsteller, etwas ganz Großes machen. Er wollte aber auch seinem Vorbild Walter Scott gerecht werden. Er wollte sie alle hineinbringen, die dieser Zeit ihr Gepräge gaben, und zwar zuvörderst den Herzog und Schiller, aber zum Beispiel auch Schubart, und tutti quanti, denn „Schillers Heimatjahre“ geriet unter der Hand zu einem Who is Who Württembergs um 1780. Der letzte Verleger dieses epochalen Wälzers, der nicht genug zu rühmende Jürgen Schweier, tat daher gut daran, seiner Ausgabe von 1986 ein Personenverzeichnis beizugeben, weil sie wirklich alle hier vorkommen, die damals in Württemberg eine Rolle spielten.

Hermann Kurz hat es mit der Gattung „historischer Roman“ wirklich sehr genau genommen. Er hat Politik und Militär, Hof und Universität, Theologie und Philosophie, Literatur und Theater und Musik in „Schillers Heimatjahre“

<sup>6</sup> Andreas Streicher: Schillers Flucht, neu hrsg. von Paul Raabe, Stuttgart 1959, S. 71.

<sup>7</sup> Zitiert nach Gregor Wittkop: Hermann Kurz 1813–1873. Eine Chronik zu Leben und Werk, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag von Hermann Kurz, hrsg. vom Stadtmuseum Reutlingen, Reutlingen 1988, S. 116.

hineingepackt, und weil er das geistige Leben jener Zeit, die intellektuellen und künstlerischen Strömungen so stark akzentuiert hat, kann man das Buch auch einen Ideenroman nennen. Das war eine Lieblingsgattung der Realisten, denen wir Hermann Kurz durchaus zurechnen können, obwohl sein Romanerstling, 1837, also nur fünf Jahre nach Erscheinen von Mörikes „Maler Nolten“ begonnen, auch noch viele Züge von Romantik und Biedermeier trägt. Zeitlich näher an den „Heimatjahren“ liegen Immermanns „Epigonen“. Die hatten nur 800 Seiten und werden dafür hin und wieder noch erwähnt, jedenfalls von Germanisten. Noch dazu entspricht ihr Lebensgefühl dem von Hermann Kurz, der von sich selber später resigniert gesagt hat, er sei „zwischen die Zeiten gefallen“. Man kann ihm aber auch ohne Weiteres die Ehre antun und ihn, vor allem am Beispiel von „Schillers Heimatjahre“, vergleichen mit dem Thomas Mann des „Zauberbergs“ und des „Doktor Faustus“, mit dem „Mann ohne Eigenschaften“ Musils oder mit den „Schlafwandlern“ Hermann Brochs, denn wie diese hat er in „Schillers Heimatjahre“ das Spannungsfeld zwischen Politik, Kunst und Leben einer bestimmten Epoche ausgemessen, und zwar für jene Jahre württembergischer Geschichte, von denen Hermann Fischer, wie wir schon hörten, mit Recht sagte, sie seien „so glänzend und so trübe“ gewesen – wir Nachgeborenen dürfen hinzufügen: wie nie zuvor und auch danach nicht wieder.

Doch um jedem Missverständnis vorzubeugen, müssen wir hier gleich sagen: Kurz ist als Dichter vorgegangen, nicht als Historiker oder Kulturhistoriker. Er hat sein unglaublich reiches historisches Material einfließen lassen in Form von Anekdoten und Rückblicken, in Form von erzählerischen Inseln und Exkursen, vor allem aber durch Anspielungen und Zitate. Daher wirkt hier nichts „abgearbeitet“, „abgehandelt“; alles Historische ist vielmehr eingeschmolzen in eine bestimmte Erzählform, die der Verfasser selber in seinen Selbstauskünften erstaunlicherweise verschwieg. Denn Hermann Kurz erzählt ja in „Schillers Heimatjahre“ nicht das Leben des Herzogs Karl Eugen,



Titelblatt der 1890 bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft erschienenen Ausgabe von „Schillers Heimatjahren“ mit Illustrationen von G. Adolf Cloß.

obwohl der darin besonders präsent ist. Er erzählt nicht einmal das Leben des Friedrich Schiller, obwohl auch dieser, einem zweiten Fixstern gleich, den Roman durchzieht. Hermann Kurz erzählt vielmehr, wie schon gesagt, das Leben einer erfundenen Figur. Er erzählt das Leben des Heinrich Roller. „Heinrich Roller“ lautete denn auch der ursprüngliche Titel des Romans. Hermann Kurz erzählt also einen Entwicklungs-, genauer gesagt: einen Erziehungsroman vor historischer Kulisse. So ließe sich vielleicht am genauesten das erzählerische Ungetüm von „Schillers Heimatjahre“ kennzeichnen. Und dieses Ungetüm wollen wir uns jetzt endlich näher anschauen.

Gleich das erste Kapitel verzahnt Roller und seinen Herzog aufs Engste. Es beginnt nämlich auf den Tag genau mit dem 50. Geburtstag Karl Eugens, an dem jener – eine weitere Unerhörtheit für einen Fürsten damals – von allen Kanzeln Württembergs verkünden ließ, er wolle sich nun bessern. „Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode unseres Lebens an, wir sehen den heutigen Tag als einen erneuerten Geburtstag der Liebe, des Gehorsams, der Treue, des Vertrauens unserer lieben und getreuen Untertanen an.“ So also der Herzog. Und weiter: „Ja, Württemberg muss es wohlgehen! Dies sei für das Künftige auf immer die Losung zwischen Herrn, Dienern und Untertanen.“ Als ein solcher Untertan, der später zu seinem Leidwesen vom Herzog hartnäckig in der 3. Person Singular angeredet wird, erlebt Heinrich Roller diesen Tag. Er ist in der Vakanz vom Tübinger Stift. Die Ferien verbringt er in Illingen. Dort hat er ein Mädchen, natürlich ein Pfarrerstochterlein, wie er selber ja ein angehender Pfarrer ist. So scheinen sich Beruf und Privatleben auf das schönste für den jungen Mann verbinden zu wollen, zumal auch der Vater von Braut Lottchen mit der Vermählung der beiden einverstanden ist. Schon will Heinrich seiner Auserwählten einen Strauß Blumen bringen an diesem Februartag des Jahres 1778, da klopft ein erstes Mal das Schicksal leise an die Pforte, indem ihm nämlich ein Landmann zuruft: „Da sieht’s getreu aus, wenn’s im Februar maielt! Da kommt alles ins Treiben, und nachher nimmt’s der Frost.“ Als dann wenig später Roller mit seinem Lottchen auf die Verlobung anstoßen will, zerbricht auch noch das schöne Glas, und wenn wir über Roller nach so vielen bösen Omen auch noch erfahren, er sei ein „Weltkind“, wissen wir, was jetzt kommt: Es kommt jetzt in der Tat alles ins Treiben.

Ein Treiben, das tausend Seiten andauert, bis Roller dann schließlich doch noch sein Lottchen freien darf. Eine lange Unterbrechung, in der das Weltkind seine Weltfahrt antritt, eine Weltfahrt voller „aventuren“, wie es Kurz, der während der Arbeit an den „Heimatjahren“ auch die französischen Minnedichter und Ariosts „Rasenden Roland“ übersetzt, einmal selber sagt. Den Stein ins Rollen für Roller bringt sogar der Schwiegerpapa persönlich. Der meint nämlich, Roller müsse erst noch nach Stuttgart, beim „gestrengen Konsistorium“ vorstellig werden, ob das auch einverstanden sei, dass er die Pfarre übernimmt. Roller, mit standesgemäßer Verachtung für die Großstadt, will natürlich erst nicht nach Stuttgart. Doch dann hat der Schwiegerpapa in spe

noch einen zweiten Auftrag: Er soll nämlich Lottchens Schwester, die in der Residenzstadt verheiratet ist, einen Brief überbringen. Und damit kommt indirekt erneut der Herzog ins Spiel. Diese Schwester, Amalie geheiß, ist nämlich eine Abgelegte aus seinen wüsten Zeiten, schnell nach erschöpfter Begierde mit einem Expeditionsrat vermählt, woraufhin sie der fromme Vater, wiewohl zerknirscht, natürlich verstoßen musste. Jetzt aber sollen die Familienbande erneuert werden. Und Roller, neugierig geworden auf „Weibes Wonne und Wert“, macht sich auf den Weg.

Als Erstes begegnet ihm auf dem Weg nach Stuttgart ein Schmied, der ihm von weiteren Verbrechen des Herzogs erzählt, denn er hat seine beiden Söhne durch unrechtmäßige Rekrutierungen für des Herzogs Regimente eingebüßt. Und wenn man so vom Teufel spricht, ist der natürlich auch nicht weit. Doch Heinrich erkennt den Herzog nicht, als er vor ihm steht. Er hält ihn vielmehr für einen Wilddieb. Daran macht der Herzog sogleich seine mangelnde Menschenkenntnis fest und sich ein besonders angemessenes Geburtstagsgeschenk zum 50sten: Ein neues Objekt der Begierde für seine erzieherischen Ambitionen sieht er in Roller, den er nun fürs Erste nicht wieder loslassen und gleich mal vom Pfarrberuf abbringen will: „Was will Er im Klerus versauern“, dringt er in das Weltkind. „Bleib Er bei mir. Er hat ein offenes, munteres Wesen, und das gefällt mir. Er ist noch jung, kann noch was lernen, sich brauchbar machen.“

Jetzt geht die Sache richtig los. Sieben große Unterredungen werden Karl Eugen und Roller auf den nächsten tausend Seiten haben. Sieben Aufträge wird der Herzog ihm erteilen. Sieben Mal wird Roller in größere Abenteuer verwickelt, weil er, das Weltkind, nicht nein sagen kann, weil er so neugierig ist auf die Welt und die Frauen – und weil es die Form des Entwicklungsromans so will. Über sieben Brücken also wird Heinrich Roller gehen.

Die erste Brücke führt Roller von Stuttgart nach Ulm. Da soll er den aufsässigen Dichter Schubart treffen und ihm ausrichten, der Herzog werde ihn zum Theaterdichter machen, wenn er sich „bessere, sich kultiviere“ – noch ein Objekt der Erziehungsbegierde also. Doch tags darauf entschließt sich der Allgewaltige anders, und Roller kann nur noch Zeuge werden, wie Schubart aus der freien Reichsstadt Ulm auf württembergischen Boden gelockt wird, um dort verhaftet und auf den Asperg transportiert zu werden. Dies ist einer jener eklatanten Rechtsbrüche, für die der Herzog berüchtigt war und die eigentlich nach seiner „Neugeburt“ am 50. Geburtstag 1778 nicht mehr hätten vorkommen dürfen (er beging ihn aber, und hier ertappen wir Hermann Kurz bei einer seiner kleinen historischen Mogeleyen, 1777, und da war er ja noch 49!). Die zweite Brücke führt Roller zurück nach Stuttgart und in die Akademie. Da erlebt Roller den Schüler Schiller in der Rolle des schrecklich schlecht gespielten Clavigo bei einer Liebhaberaufführung und wohnt einer vom Herzog geleiteten Mahlzeit mit allerhand Schikanen bei. Auch die dritte Brücke führt dorthin, nur kommt Roller jetzt bereits als Lehrer, der aushilfs-

weise auch an der von Franziska von Hohenheim geleiteten école des démoiselles eingesetzt wird. Es vertieft sich die Beziehung zu Schiller und es baut sich eine zu dem Edelfräulein Aurora auf. Dann wird Roller aus der Akademie entlassen, wie übrigens auch Schiller, dessen Wege zu denen Rollers von nun an parallel verlaufen. Roller bleibt mit schmalem Salär an der école des démoiselles und lernt ein weiteres Fräulein kennen, die sein Herz nicht gleichgültig lässt. Laura heißt sie, ist sehr emanzipiert und schlägt ihm vor, mit ihr in die Wälder zu ziehen, zu den wilden Räubern. Roller zögert noch, doch da ist das Fräulein plötzlich verschwunden.

Jetzt springt wieder der Herzog ein. Brücke Numero 4 führt in den Schwarzwald. Dort muss Roller für den Herzog Laura, die Entwichene, suchen. Er kehrt zunächst bei einem ehemaligen Tübinger Kommilitonen ein, der in einem Kaff Landpfarrer geworden ist, wo es so weltfremd zugeht, dass die Pfarrerin nicht einmal weiß, wie man Kaffee kocht. Um dem Gast aus der Hauptstadt eine Ehre anzutun, schmälzt sie das Heißgetränk – beiläufig eine der köstlichsten Episoden des Romans, immer wieder gern zitiert, wenn von demselben die Rede ist. Kaffee und Kaff können nicht verhindern, dass Roller nun seinerseits von Zigeunern entführt wird. Dadurch findet er Laura, aber die will nicht zurück. Nun findet auch Roller Geschmack an Zigeunerleben. Er macht die Bekanntschaft von Hannickel, dem „Zigeunerherzog“, und anderer, wiewohl übel beleumundeter, Zelebritäten. Dieses ist vielleicht der schwächste Teil des Romans, es wird sehr kolportagehaft. Aber merkwürdigerweise haben dies die Zeitgenossen besonders geliebt: Eine Laura, ein Fräulein, das mit wilden Burschen im Wald lebt, das wollten die jungen Frauen des Vormärz offenbar auch gern sein. Und Isolde Kurz, die Tochter des Dichters, berichtet in der Biographie ihres Vaters sehr anschaulich, wie ihre eigene Mutter sich als Laura kostümiert hat, als sie auf einen Ball ging, auf dem sie im Februar 1848 den berühmten Verfasser von „Schillers Heimatjahren“ kennenlernen sollte. Doch wie dem auch sei: Bei den Zigeunern treiben Rollers Geschichte der Krise zu. Er benachrichtigt via Boten den Herzog vom Versteck der Zigeuner. Serenissimus kommt auch, schießt aber auf Roller! Der, so offenkundig in die äußerste Ungnade gefallen, fühlt sich von seinem Auftrag entbunden, lebt noch eine Weile unter den Wilden, wird dann von diesen des Doppelspiels verdächtigt und macht sich nun doch davon, um mit letzter Kraft das rettende Reutlingen zu erreichen. Hier endet der zweite Teil.

In der Freien Reichsstadt Reutlingen, wo die Zeit so angenehm stehen geblieben ist, wird Roller aufgepäppelt und somit reif für Auftrag Nummer 5. Aber die entsprechende Brücke führt, da Roller noch immer in Ungnade zu sein scheint, auf die Festung Hohenasperg. Hier wird es nun wieder ganz württembergisch. Roller lernt den Kommandanten Rieger kennen, jenen Soldateneintreiber aus Karl Eugens wüstester Jugendzeit. Aber auch Schubart, der sich dort gleichfalls bessern soll. Vor allem aber den Alt-Pietisten Philipp Matthäus Hahn, den für den Hohenasperg zuständigen Pfarrer von Korn-



Heinrich Rollers Besuch in der Reichsstadt Reutlingen. Illustration von G. Adolf Cloß in „Schillers Heimatjahre“.

westheim, der sozusagen als Mann vom Fach die Läuterung aller hier versammelten Sünder überwacht. Sie alle führen jetzt viele Gespräche, in denen die theologischen Kämpfe jener Zeit ihren Niederschlag finden sowie jener „uralte Gegensatz“ zwischen „Glauben und Denken“, wie Kurz Roller sagen lässt. Das Weltkind, das den Alt-Pietisten Hahn, einen der bedeutendsten Theologen seiner Zeit, gut leiden mag, wie auch dieser jenen sichtlich für einen netten Kerl hält, Roller also bleibt aber fest und sagt sehr programmatisch zu Hahn: „Ich protestiere wie ihr gegen das ungeistige und ungöttliche Wesen unserer Zeit“, aber er selbst will nicht glauben, sondern als Denker nach der Wahrheit suchen.

Nun geht alles sehr schnell. Es ist, als ob mit diesem Fazit die Lehrzeit des jungen Mannes zu Ende gegangen sei. Jedenfalls kommt plötzlich der sprichwörtliche reitende Bote mit dem herzoglichen Auftrag Numero 6: Freiheit für Roller, Brücke zurück in die Welt, ein Amt als Prinzenerzieher. Kurzerhand erfüllen sich auch die übrigen Schicksale: Schubart wird ebenfalls entlassen, Rieger stirbt, und einer seiner Wachsoldaten darf sich noch als geschundener Sohn des Schmieds von Illingen aus dem ersten Kapitel entpuppen und nun, seinerseits das Zeitliche segnend, im zeitgleichen Tod mit Rieger über denselben triumphieren. Zwar gibt es noch Brücke Nummer 7, indem Roller von der Solitude, wo er wieder verhaftet werden soll, nach Illingen fliehen muss, um dort endlich sein Lottchen zu freien. Aber das geschieht wohl nur, um noch eine letzte Parallele zu Schiller zu ziehen, dessen Flucht ihn seinerseits unterhalb der hell erleuchteten Solitude entlangführt. Noch bei der überstürzten Trauung, die nun endlich der Pfarrer von Illingen an Roller und seiner Tochter vornehmen kann, „hörte man das rasche Rollen eines Wagens, und alle wandten sich betroffen um.“ Wer im Wagen sitzt, muss nicht gesagt werden. Es versteht sich, dass es Schiller und sein Freund Streicher sind. So gilt denn: Ende gut, alles gut, Erlösung dem Erlöser oder protestantischer, nüchterner: Erziehung dem Erzieher. Roller geht als gut besoldeter Prinzenerzieher (und guter Aufklärer oder auch Kantianer) nach Königsberg. Und 1793, zum Begräbnis des Herzogs in Ludwigsburg, sehen sie sich alle wieder: Schiller, Roller, die Karlschüler. Ein abschließendes Résumé über den Verblichenen wird gezogen, wobei der Kommilitone Petersen das unbeugsame Contra, Roller aber und Schiller ein erstaunlich versöhnliches Pro formulieren.

Damit endet der Roman. Doch damit ist unser Ausflug in „Schillers Heimatjahre“ noch nicht ganz beendet. Es fehlt noch die Antwort auf die Frage, was denn das Ganze nun soll. Es wäre ja bereits eine Menge gewesen, wenn sich Hermann Kurz „nur“ vorgenommen hätte, einen historischen Roman nach einem Stoff aus der „vaterländischen Geschichte“ zu schreiben. Diese Gattung, auf die wir heute etwas herabschauen, stand ja damals ausgesprochen hoch im Kurs. Natürlich schwebte einem ehrgeizigen Autor wie Hermann Kurz das Vorbild Wilhelm Hauff vor, der nur zehn Jahre zuvor mit seinem „Lichtenstein“, der ebenfalls einen historischen vaterländischen Stoff behan-

delte, zu einem der populärsten Schriftsteller der Zeit geworden war. Doch Kurz wollte offenkundig mehr. Er hat ja mit „Schillers Heimatjahre“ auch einen Erziehungsroman geschrieben. Und er wollte – dies vor allem anderen – mit seinem Heinrich Roller auch ein ganz bestimmtes Erziehungsideal propagieren.

Mehrmals, wie gesagt, nennt er Roller ein „Weltkind“, und auch er wird damals schon das Goethe-Wort aus „Dichtung und Wahrheit“, das Goethe auf sich selbst münzte, gekannt haben: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“. Prophete rechts und links sind natürlich bei Kurz der Herzog und Schiller. Über den Herzog lässt aber Kurz Roller sagen, er sei letztlich doch „Teil der allgemeinen Versteinerung“. Und speziell über die Karlsschule heißt es: „In seinen [Rollers] Hoffnungen auf einen freisinnigen Geist, der aus der Anstalt hervorgehen würde, glaubte er sich völlig getäuscht, hing ja doch der Herzog [...] so sehr an aristokratischen Dogmen.“ Vom Propheten Herzog trennt Roller also das überlebte aristokratische Dogma.

Doch auch vom Propheten Schiller trennt ihn einiges. „Ich bin kein Dichter und habe mich nie für einen ausgegeben“, sagt Roller einmal. Er übersetzt zwar in seiner Freizeit Shakespeare, er ist Literaturenthusiast und unterstützt das Entstehen der „Räuber“, aber er selbst ist nicht eigentlich literarisch produktiv. Von Schiller also trennt ihn, dass er kein Genie ist, keine kreative Potenz. Roller ist vielmehr, mit Thomas Mann zu sprechen, ein „Sorgenkind des Lebens“, Sorgenkind durch Weltkindschaft, durch eine gewisse Eigenschaftslosigkeit, man könnte sagen durch Mittelmaß. Roller ist also einer von uns, einer wie wir, die Leser. Das wird umso deutlicher hervorgehoben, als Kurz Roller dauernd mit ausgeprägten Prophetennaturen in Berührung bringt, wozu ja nicht nur der Herzog und Schiller gehören, sondern zum Beispiel auch Schubart als Prototyp des Aufbegehrers, Philipp Matthäus Hahn als Prototyp des Religionsstifters, ja noch der Bürgermeister von Reutlingen als Prototyp des selbstzufriedenen Bürgers. All das ist Roller also nicht. Und er wird ja auch in soziologischer Hinsicht etwas anderes: Er wird Prinzenzuehrer, also Lehrer, also etwas Nützliches, nichts Künstlerisches. So weit, so gut – so weit „Schillers Heimatjahre“ in der Nachfolge des „Wilhelm Meister“, der ja auch Arzt, nicht Schauspieler wird.

Aber einen Widerhaken hat die Sache: Roller wird das von Herzogs Gnaden. Und er wird es am Ende in ausdrücklicher Anerkennung seiner Verdienste, „die Lehre im Leben darzustellen“. Doch mit dieser Lehre erweist er sich dann doch in allererster Linie als Adept des Herzogs. Der hatte ihm schließlich schon bei der zweiten Begegnung mit auf den Weg gegeben: „Die Erziehung muss immer neben der Welt, mitten in der Welt stattfinden.“ Hermann Kurz hat also einen Helden geschaffen, der sich von allen in Frage kommenden Propheten ausgerechnet an denjenigen hält und damit erfolgreich in den Hafen des Happy endings und der Heirat einläuft, der im Grunde sowohl vor dem Hintergrund von 1780 als auch vor dem von 1840, der Entstehungszeit

des Romans, als der unzeitgemäßeste, überholteste, ja hassenswerte schlechthin erscheinen musste. Was aber bedeutet das?

Das bedeutet, dass wir nach einer unvoreingenommenen Neulektüre von „Schillers Heimatjahren“ mit zwei Missverständnissen aufräumen müssen. Mit dem Missverständnis erstens, dass Herzog Karl Eugen ein reaktionäres, überlebtes Modell repräsentiert habe. Kurz/Roller vertreten vielmehr die Ansicht, seine Werke oder doch Maximen, vor allem was Bildung und Erziehung angeht, seien zukunftssträchtiger als seine Person und allemal zukunftssträchtiger als sämtliche anderen pädagogischen Modelle jener Zeit. Und wir dürfen hinzufügen: Im Grunde ist das bis heute so, bis zu unseren Tagen, denn eine Bildung, eine Erziehung, die aus der Lebenspraxis kommt und mit der Lebenspraxis kompatibel wäre, stellt immer noch das große Desiderat in der Ausbildung der deutschen Eliten dar. Wir können mit unseren heutigen Universitäten genauso wenig zufrieden sein wie seinerzeit Karl Eugen mit der von Tübingen.

Das zweite Missverständnis, von dem wir uns wohl trennen müssen, ist die Vorstellung von Hermann Kurz als einem Linken und Jungdeutschen. So hat ihn vor allem die DDR gesehen, in der Kurz ja eine gewisse Präsenz auf dem Buchmarkt hatte, freilich eine arg zensurierte. In der stark gekürzten Ausgabe der „Heimatjahre“, die 1972 der Verlag der Nationen vorlegte, wurde der besonders herzogfreundliche Schluss einfach unterschlagen.<sup>8</sup> Aber auch ein Peter Härtling, der in den letzten Jahren immer mal wieder an Kurz erinnert hat,<sup>9</sup> ordnet ihn eindeutig den Linken und Jungdeutschen zu. Damit macht er es sich jedoch zu einfach. Hermann Kurz hat sich ausdrücklich und zwar im Jahr 1842, als er noch mitten in der Arbeit an den „Heimatjahren“ war, in einem Brief an Ludwig Bauer, von den Jungdeutschen abgesetzt. Er schreibt da: „Lebhaft ist mir vor einigen Jahren bei der letzten literarischen Bewegung [dem Jungen Deutschland], die dieser öden Ruhe vorausging, zu Bewußtseyn gekommen: als wir aufgefordert wurden, an jener sozialen Umwälzung [...] Theil zu nehmen, da fühlten wir, daß sie mit dem Leben nicht in Uebereinstimmung zu bringen war, und hielten uns stille [...]; wer uns kennt, ist bald in das Geheimniß eingeweiht: unsere Art zu produciren, schließt eine rege Theilnahme an der Tagesliteratur eher aus [...]. Wir haben eine Pietät gegen alles Wachsthum, zu welchem Gott seinen Sonnenschein gibt, und hüten uns, es

<sup>8</sup> Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre, Berlin-Ost (Verlag der Nationen) 1972.

<sup>9</sup> Peter Härtling: Hermann Kurz – ein verleugneter Rebell. Vorwort zu Hermann Kurz, Der Sonnenwirt. Eine schwäbische Volksgeschichte, Kirchheim/Teck (Jürgen Schweier Verlag) 1980, S. V–X; ders.: Schweigen und Verschweigen – Eine Erinnerung an den Demokraten Hermann Kurz, in: „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Hermann Kurz: Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, hrsg. vom Stadtmuseum Reutlingen, S. 11 f.; ders.: Ein uneingelöstes Vermächtnis. Rede zur Eröffnung der Hermann Kurz-Ausstellung Reutlingen 1988, Kirchheim/Teck (Jürgen Schweier Verlag) 1988.

durch voreiliges Betasten und Stückeln zu zerstören.“<sup>10</sup> So schreibt kein Linker, das sind klassische Denkfiguren der Konservativen.

Auch die Fama, jene so glücklich begonnene Dichterfreundschaft zwischen Mörike und Kurz, gleichfalls von Isolde Kurz bis Peter Härtling tradiert, sei an der Politik gescheitert, erweist sich bei näherem Hinschauen als Chimäre. Weder ist diese Freundschaft, wie immer behauptet wird, 1848 kaputtgegangen, noch war Mörike damals auf der Seite der Antirevolutionäre. Mörike zog sich vielmehr bereits 1839 von Kurz zurück und das aus rein persönlichen Motiven: Der Jüngere war ihm zu spontan und impulsiv, wohl auch zu fordernd. Kurz, der in geradezu rührender Weise zu Mörike aufblickte, trug diesem vielleicht etwas distanzlos seine Freundschaft an, die er als Brieffreundschaft gestalten wollte, nach dem Modell des Briefwechsels von Schiller und Goethe, der, als sich die beiden in den dreißiger Jahren kennenlernten, Kurzens Lieblingsbuch war. Aber für einen solchen Dioskurenbund war der eher scheue Mörike nicht zu haben.

Es steht außer Frage: Kurz war ein Freisinniger, er hat sich für die Revolution von 1848 engagiert, er hat sogar, in seiner Zeit als Redakteur des „Beobachter“, der bedeutendsten publizistischen Stimme der Württemberger Republikaner, 1850, mitten in der schlimmsten Reaktionsperiode, eine mehrmonatige Festungshaft auf dem Hohenasperg auf sich genommen. In dieser Zeit mag er sich, aus Opposition gegen den Zeitgeist, vorübergehend zum Linken gewandelt haben. Davon zeugt schließlich auch sein zweiter großer Roman, „Der Sonnenwirt“ von 1855. Darin erzählt er, deutlich zeitkritischer als in den „Heimatjahren“, die Geschichte jenes „Verbrechens aus verllorener Ehre“ Johann Friedrich Schwan, der schon Schiller interessierte und der an den engen schwäbischen Verhältnissen der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts zerbricht.

An den engen schwäbischen Verhältnissen zerbrochen ist dann leider wohl auch Hermann Kurz, der, von einem vierjährigen Aufenthalt in Baden 1844 bis 1848 und einer einzigen Reise nach München einmal abgesehen, niemals über die Landesgrenzen hinausgeraten ist. Er, der mit seinem Geburtsjahr 1813 zu jenem Rebellenjahrgang zählt, aus dem auch Büchner und Wagner und Friedrich Hebbel hervorgegangen sind, ist ganz sicher einer der großen Unverstandenen, auch Ungekannten unserer Literaturgeschichte. In einem späten Gedicht hat er verbittert von sich selbst gesagt: „Doch was ich mir in mir gewesen/Das hat kein Freund gesehn, wird keine Seele lesen.“ Es ist hier nicht der Ort, die verschlungenen Lebenswege des Hermann Kurz nachzuerzählen, der als freier Schriftsteller einen lebenslangen Kampf gegen Armut und drückende Not zu kämpfen hatte. Erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens, von 1863 bis zu seinem Tod 1873, hatte er eine einigermaßen auskömm-

---

<sup>10</sup> Hermann Kurz: Die Schwaben. Brief an Ludwig Bauer Stuttgart 1842, Kirchheim/Teck (Jürgen Schweier Verlag) 1988, S. 15.

liche Stelle als „2. Unter-Bibliothekar“ an der Universität Tübingen. Da war er allerdings schon sehr verbittert und verbraucht.

Doch so war er in seinen Anfängen nicht. In „Schillers Heimatjahren“ jedenfalls, die er 1837 als 24-Jähriger in Angriff nahm, liegt noch der ganze Schwung eines jugendlichen Erzählkönners, der Lust auf Arbeit, Lust auf Literatur und Lust auf Leben hat. Diese optimistische, lebensfrohe Stimmung hat in Deutschland nie viel Begeisterung oder auch nur Anerkennung hervorrufen können. Wir halten es traditionell eher mit den Umdüsterten und Geprüften. Dabei haben wir uns einen Roman entgehen lassen, der zu den spannendsten, unterhaltsamsten, der vor allem aber zu den fröhlichsten zählt, die das 19. Jahrhundert zu bieten hat: „Schillers Heimatjahre“. Wir sollten ihn endlich lesen.

## Das Hofgut Achalm im Besitz des Hauses Württemberg

Von Eberhard Fritz

Als König Wilhelm I. von Württemberg im Jahr 1822 Teile des Gutes Achalm für sein Privatvermögen ankaufen ließ, veranlassten ihn dazu sicher mehrere Beweggründe. Mit großem persönlichem Einsatz strebte der König eine grundlegende Verbesserung der württembergischen Landwirtschaft an. Dabei sollten die königlichen Domänen als Musterbetriebe den einheimischen Landwirten zum Vorbild dienen. Dass die Achalm zu den ersten Erwerbungen gehörte, hing sicher nicht nur mit ihrer Eignung für die Schafzucht zusammen. Vielmehr handelte es sich um alten württembergischen Besitz in der Nähe der Reichsstadt Reutlingen. Nach einer Unterbrechung von sechs Jahrzehnten kam der Berg durch den Kauf wiederum als Eigentum an das Haus Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges an lässt sich diese Tradition aufgrund der vorhandenen Akten verfolgen.<sup>1</sup>

### Melkerei und Schäferei Achalm

Seit die Burg Achalm im Mittelalter Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts gewesen war, spielte sie in der Gegend um Reutlingen eine wichtige Rolle.<sup>2</sup> Im späten 14. Jahrhundert war der Berg an das Haus Württemberg gekommen. Während des Dreißigjährigen Krieges erhob Erzherzogin Claudia von Tirol im Namen ihrer unmündigen Kinder Anspruch auf die Burg und eine dazugehörige „Pfandschaft“, bestehend aus zahlreichen Dörfern der Umgebung. Tatsächlich ergriffen ihre Beamten Besitz von der „Pfandschaft“, die

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz wurde im Wesentlichen aus der im Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen (im folgenden AHW), verwahrten Überlieferung erarbeitet. Nach einer Mitteilung des Stadtarchivs Reutlingen gibt es dort keine Bewirtschaftungsakten. Auch in den staatlichen Archiven findet sich nur ergänzende Überlieferung.

<sup>2</sup> Vgl. auch den historischen Abriss in der Oberamtsbeschreibung (= OAB) Reutlingen, hrsg. vom Statistischen Landesamt, Stuttgart 1893, Band 2, S. 176–182, und in der Beschreibung des Oberamts Urach von J. D. G. Memminger, Stuttgart/Tübingen 1831, S. 169f.; s. ferner Hans-Martin Maurer: Die Achalm und der mittelalterliche Burgenbau, in: P. Schwarz, H. D. Schmid (Hrsg.): Reutlingen – Aus der Geschichte einer Stadt, Reutlingen 1973, S. 43–52, sowie Franz Georg Brustgi: Eningen unter Achalm. Bildnis eines altwürttembergischen Handelsortes, Sigmaringen 1976, S. 24–35.



errichtete man an ihrer Stelle eine Schäferei, welche unter der herzoglichen Schäfereiverwaltung stand.<sup>6</sup>

Mit einem Befehl vom 23. April 1732 ordnete Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg die erneute Umwandlung zur Melkerei an. Nun sollte aber die Achalm an einen „Beständer“ verpachtet werden. Am selben Tag pachtete der Löwenwirt und Gerichtsverwandte Johannes Hallwachs aus Tübingen das Gut Achalm auf neun Jahre um ein jährliches „Bestandgeld“ von 455 Gulden. Diese erste Pachtperiode scheint ohne größere Probleme verlaufen zu sein. Während der nächsten neun Jahre wechselten jedoch die Pächter häufig. Zunächst zog der Metzinger Bürger Jakob Wollinsky auf, wurde aber nach sechs Jahren der Pacht enthoben. Für ihn kam Michael Goll aus Bissingen, der kurze Zeit darauf seinen Bruder ermordete und flüchtete. Daraufhin trat der Schwager seiner Frau, Eusebius Gommel aus Schwieberdingen, in den Pachtvertrag ein.

Aufgrund der prekären Umstände in der Pächterfamilie suchte man nach einem zuverlässigen Pächter und fand ihn in dem Schweizer Jakob Bux, der einen Vertrag über 12 Jahre mit der Rentkammer abschloss. Wegen seines hohen Alters sah sich Bux nach Ablauf der Pachtzeit jedoch außerstande, das Gut weiterzuführen. Als die Rentkammer nach einem Pächter suchte, trat die Gemeinde Eningen unter Achalm mit einem Kaufangebot auf. Nach längeren Verhandlungen verkaufte Herzog Karl Eugen von Württemberg das Gut Achalm am 17. Mai 1762 um 10 500 Gulden an die Gemeinde. Der Gipfel mit der Burgruine und einigen alten Gebäuden verblieb im herzoglichen Besitz. Innerhalb kurzer Zeit zeigte sich, dass die Erträge nicht in der vorgesehenen Höhe zu erzielen waren. An den Gebäuden entstanden aufgrund von Diebstählen erhebliche Schäden, worauf man Fenster, Öfen, Türen und Läden herausnahm, um sie in sichere Verwahrung zu bringen. Deshalb verkaufte die Gemeinde im Frühjahr 1764 gegen den Willen des Herzogs das Hofgut an fünf Bürger um 12 200 Gulden. Die Käufer Christoph Karl Rall, Schuster, Franz Rall, Eberhard Lotterer sowie Michael Rall und Unterbürgermeister Jakob Forstner gemeinsam bewirtschafteten jeweils den vierten Teil selbständig.<sup>7</sup> Wenige Jahre später kauften die Besitzer noch 57 Morgen 1½ Viertel Wald am Berg hinzu.<sup>8</sup> Später stellte sich heraus, dass es sich dabei um das Ruinengelände handelte, welches sich die Herrschaft im Kaufvertrag von 1762 ausdrücklich vorbehalten hatte.<sup>9</sup> Mit herrschaftlicher Erlaubnis ließ Unterbürgermeister Forstner im Jahr 1776 ein Haus mit Scheune und Stallungen in

<sup>6</sup> Dies lässt sich aus einer Angabe in einem Urkundenverzeichnis schließen.

<sup>7</sup> AHW, Bestand Hofdomänenkammer (im folgenden: Hdk.) BÜ 2479 (29. 2. 1764). Vgl. OAB Reutlingen 1893, Band 2, S. 181, wo irrtümlich von nur zwei Käufern die Rede ist.

<sup>8</sup> AHW, Hdk. BÜ 2479 (Kaufvertrag mit den Eninger Bürgern Jakob Forstner, Hans Adam Hummel, Kaspar Rall, Hans David Rall, Batscheler und Johannes Hespeler, 12. 3. 1768; Kaufpreis 716 Gulden 20 Kreuzer 5½ Heller).

<sup>9</sup> AHW, Hdk. BÜ 2479 (2. 8. 1776).

eine Mulde des Berges unterhalb der Ruinen, am sogenannten Pfaffenweg, der von Neuhausen an der Erms nach Reutlingen führte, bauen. Forstner nutzte sein Gut zum Anbau von Getreide, Kartoffeln und Rebstöcken, vor allem aber zum Obstbau.<sup>10</sup>

Dieser Teil, der etwa ein Drittel des gesamten Gutes ausmachte, scheint später in den Besitz des Reutlinger Hofrats Dr. Clemens Christoph Camerer<sup>11</sup> gekommen zu sein.<sup>12</sup> Der Hofrat betrieb am klimatisch günstig gelegenen Hang eine ausgedehnte Obstbaumzucht und baute auch seltene Obstsorten an.<sup>13</sup> In den Weinbergen am unteren Teil des Berges ließ Camerer hochwertige Rebsorten pflanzen. Außerdem richtete er auf der Achalm eine Gastwirtschaft ein, die bald zum viel besuchten Ausflugsziel wurde. Zusätzliche Attraktivität gewann der Ort durch eine gefasste Quelle am Fuß des Berges, deren mineralisches Wasser als medizinisch wirksam galt. Unter den Gästen befanden sich so illustre Personen wie Ludwig Uhland oder Justinus Kerner und ihre Freunde. Im Zeitalter der Romantik übte gerade der landschaftsprägende Berg mit seiner legendären mittelalterlichen Vergangenheit einen besonderen Reiz auf künstlerisch und literarisch interessierte Menschen aus, die sich dort gerne inspirieren ließen.<sup>14</sup> Allerdings wurde Dr. Camerer mit seinem Gut auf der Achalm nicht glücklich. Nach seiner Wahl zum Bürgermeister der nunmehr württembergischen Stadt Reutlingen im Jahr 1804 wurde er wegen seines frühen Eintretens für den Anschluss der Stadt an Württemberg von einigen anderen führenden Männern der Stadt, besonders vom früheren Bürgermeister Fetzer, öffentlich schwer angegriffen. Als er in den Jahren 1818/19 Grundstücke zur Arrondierung seines Besitzes an der Achalm kaufen wollte, nutzten seine politischen Gegner die Chance und zogen ihn erneut in schwere Intrigen hinein.<sup>15</sup> Deshalb wurde Camerer im Jahr 1819 nicht mehr als Bür-

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Clemens Christoph Camerer (1766–1822), Dr. jur. und Advokat in Reutlingen. Biographische Daten bei Paul Gehring: Friedrich List. Jugend- und Reifejahre, Reutlingen 1964, S. 442 f. (Anm. 239).

<sup>12</sup> OAB Reutlingen 1893, Band 2, S. 181. Es ist nicht zu entscheiden, ob Hofrat Dr. Camerer später nochmals ein Wohnhaus baute, wie in der OAB angegeben, oder ob es sich nur um einen Umbau handelte.

<sup>13</sup> Achalm; ihre Aussicht, ihre landwirthschaftliche Einrichtung und nächsten Umgebungen, besonders eine zu wenig bekannte mineralische Quelle, Reutlingen 1811. Danach wurden auf dem Gut Äpfel, Birnen, Nüsse, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln und portugiesische Quitten angebaut. Die Erwähnung von Maulbeerbäumen legt den Schluss nahe, dass eine Seidenraupenzucht betrieben wurde oder zumindest geplant war. Außerdem baute Camerer Hopfen, Tabak und Grapp (eine Färbepflanze) an und betrieb eine Bienenzucht.

<sup>14</sup> Gehring (wie Anm. 11), S. 442. Vgl. auch Achalm und ihre Aussicht (wie Anm. 13).

<sup>15</sup> Gehring (wie Anm. 11), S. 442 f. Vgl. auch: Ehren-Spiegel für den Brgrmstr. Dr. Camerer zu Reutlingen, die Prozeßgeschichte des David Werenwag'schen Hofguts an der Achalm darstellend, Reutlingen 1819. Akten: Stadtarchiv Reutlingen, Stadtschreiberei Bü 168 (Strittiges Vorkaufsrecht für das Gut Achalm zwischen David Wörwag und Dr. Clemens Christoph Camerer, 1818–1823).

germeister wiedergewählt. Er zog nach Stuttgart und wurde dort zum Hofrat berufen. Verbittert über die Verhältnisse in seiner Heimatstadt, wollte Dr. Camerer seinen Anteil am Gut Achalm verkaufen. Im Dezember 1821 bot er ihn König Wilhelm I. zum Kauf an. Vor allem pries er den günstigen Einfluss eines Aufenthalts auf dem Berg für die Gesundheit an, da er an die Errichtung einer Kuranstalt auf der Achalm dachte. Als Vorteile zählte Camerer auf:

- „1. trotz seiner stillen Abgeschlossenheit liegt das Gut doch nur eine halbe Stunde von Reutlingen und 3 Stunden von Tübingen;
2. würde das ganze ehemalige gräfliche Gut nicht hoch im Preise seyn;
3. würde dieses Gut bei der vortheilhaften landwirthschaftlichen Einrichtung – denn es wächst daselbst das schönste Tafel-Obst, Tafel-Trauben, usw. – neben dieser Curanstalt grosse Promenade tragen;
4. würde sich neben dieser Anstalt ein herrlicher abgesonderter Landsitz, groß oder klein, errichten lassen;
5. gränzt der große königliche Herrschaftswald gegen Mezingen unmittelbar an dieses Gut, welcher Wald so reich an Wildpret aller Art ist, und wo früher große Jagden gehalten wurden;
6. liegt es nur 7 Stunden entfernt von hier [Stuttgart], und nahe an der Chaussee von Stuttgart nach Reutlingen;
7. ist am Fuße des Berges eine treffliche Schwefelquelle, welche auch zu benutzen wäre, die in Reutlingen unter dem Namen ‚Heilbronnen‘ als Bad-Cur gebraucht wird.“

### **König Wilhelm I. kauft das Gut**

Mitten in einer schwierigen Zeit hatte König Wilhelm I. im Oktober 1816 nach dem Tod seines Vaters die Regierung angetreten.<sup>16</sup> Eine wirtschaftliche Krise, welche eine furchtbare Hungersnot nach sich zog, überschattete die ersten Jahre. Erst nachdem sich die Lage gebessert hatte, konnte sich der König langfristigeren Vorhaben zuwenden. Durch eine Umstrukturierung seines Privatvermögens wollte Wilhelm I. zur Hebung der Landwirtschaft beitragen. Anstelle von Einzelgütern oder Gefällorten sollten geeignete große Güter erworben werden, um als Musterbetriebe zu dienen.<sup>17</sup> Zunächst aber richtete der Monarch auf den 1819 gekauften Domänen Kleinhohenheim, Scharnhau-

---

<sup>16</sup> Zur Biographie siehe Paul Sauer: *Reformer auf dem Königsthron. Wilhelm I. von Württemberg*, Stuttgart 1997.

<sup>17</sup> AHW, Hofkammeramt Lauffen 011 30102 (Dekret vom 24. 2. 1821). Der volle Wortlaut des königlichen Dekrets bei Eberhard Fritz: *Vom landwirtschaftlichen Mustergut zum Golfplatz. Die Domäne Schaichhof im Besitz des Hauses Württemberg*, in: Wolfgang Schmierer; Günter Cordes; Rudolf Kiess; Gerhard Taddey (Hrsg.): *Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer*, Stuttgart 1994, S. 617.

sen und Weil ein Gestüt ein, um seiner Leidenschaft für edle Pferde nachgehen zu können. Als nun Hofrat Dr. Camerer sein Gut an der Achalm anbot, interessierte sich König Wilhelm I. nicht wegen des Erholungswerts dafür. Vielmehr sah er eine Chance, auf dem Berg das landwirtschaftliche Mustergut des bisherigen Inhabers weiter zu betreiben.<sup>18</sup> Insbesondere wollte der Monarch eine große Schäferei einrichten – nachdem Dr. Camerer bereits eine kleine Herde spanischer Schafe gehalten hatte – und damit der württembergischen Schafzucht neue Impulse geben. Heimlich ließ er den Anteil Dr. Camerers für sein Privatvermögen kaufen. Der Kaufpreis für diesen schönsten Teil des Hofguts, etwa ein Drittel, mit 50 bis 60 Morgen Äckern, Wiesen, dazu 4 Morgen Weinbergen und einigen Morgen Garten, betrug 18 000 Gulden. Etwa 1200 Bäume mit edlen Obstsorten standen auf den Wiesen. Bei einem Besuch auf der Achalm überzeugte sich der König am 3. Mai 1822 persönlich von den örtlichen Gegebenheiten.

Seit dem Frühjahr 1822 hatten die königlichen Beamten versucht, weitere Teile der Achalm zum Zweck der Arrondierung hinzuzukaufen, sahen sich jedoch mit unerwarteten Schwierigkeiten konfrontiert. Obwohl die anderen Besitzer infolge Geldmangels zur Veräußerung ihrer Anteile bereit waren, forderten sie sehr hohe Preise. Es hatte sich inzwischen herumgesprochen, dass König Wilhelm I. an einem Kauf des Gutes interessiert sei. Als Grund dafür nahm man allgemein an, der Monarch wolle wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes eine Wohnung auf dem Berg errichten lassen. Wilde Gerüchte kursierten in der Umgebung, die neue Nahrung erhielten, als königliche Beamte die Achalm besuchten. Der Beauftragte des Königs, Hofkammerverwalter August Weckherlin (1794–1868)<sup>19</sup> aus Scharnhausen, tat alles, um diese Gerüchte zu entkräften. Auf eine Anfrage des Uracher Oberamtmanns hin leugnete Weckherlin jegliches Interesse des Königs am Kauf des Gutes. Tatsächlich brachte er es nach einigen Wochen so weit, dass sich die Besitzer der Achalm bei annehmbaren Preisen zum Verkauf ihrer Anteile bereit erklärten. Am 3. Mai 1822 traten Jakob Michael Wörwaag, Jakob Häußel, David Wörwaag und Jakob Braun ihre Güter gegen die Summe von 16 000 Gulden an den König ab.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Bereits 1811 hatte ein anonymen Verfasser aus einer Beschreibung des Hofguts von Dr. Camerer das Fazit gezogen: „Überhaupt vereinigt der Achalmberg alles in sich, um eine Art Musterschule für Landwirthschaft werden zu können.“ Achalm und ihre Aussicht (wie Anm. 13), S. 8.

<sup>19</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart (künftig: HStAS), E 150 Bü 910 Qu. 203. Klaus Herrmann: August von Weckherlin, in: Robert Uhlend (Hrsg.): Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Band 14, Stuttgart 1980, S. 192–218.

<sup>20</sup> AHW, Hdk. Bü 2463 (Kaufvertrag vom 3. 5. 1822).

Nach dem Willen Wilhelms I. sollte das Gut vorwiegend zur Schaf- und Viehhaltung dienen.<sup>21</sup> Die Verwaltung oblag zunächst der Gestütsleitung; als verantwortlichen Aufseher bestimmte der König den Schlossgutsinspektor Jakob Friedrich Scheuler aus Ellwangen.<sup>22</sup> Ein Angebot des ehemaligen Besitzers Dr. Camerer zur Führung der Oberaufsicht schlug man aus. Stattdessen stellte die Kuratel des Privatvermögens einen Gutsaufseher für die Rechnungsführung und einen Oberschäfer als Leiter der Landwirtschaft an.

Mit den Vorbesitzern war die Räumung des Guts innerhalb eines Monats vereinbart worden. Da sie sich jedoch nicht an die Übereinkunft hielten, musste man ihnen Räumungsmaßnahmen androhen. Die bestehende Wirtschaft auf der Achalm wurde aufgegeben, die Meierei mit Ausnahme des Wohnhauses abgebrochen. Man erstellte zwei große Scheunen zur Unterbringung der Schafe.

In den folgenden drei Jahren kaufte die Kuratel des königlichen Privatvermögens weitere Grundstücke zur Arrondierung des Hofguts hinzu. Wegen starker Besitzersplitterung waren umfangreiche Verhandlungen notwendig. Als König Wilhelm I. im Oktober 1824 zum zweiten Mal die Achalm besuchte, war die Arrondierung schon weit fortgeschritten.<sup>23</sup> Einen Monat später erwarb die Verwaltung des königlichen Privatvermögens vom Forstamt Urach den 54 Morgen großen Wald „Hohenschild“ auf der Markung Sondelfingen, welcher unter der Verwaltung des Forstamts Metzgingen stand.<sup>24</sup> Dieses Waldgebiet holzte man ab und schlug es zum Gelände der Domäne. Gelegentlich kamen auch Grundstücke im Rahmen eines Tausches an die Kuratel. So traten die Inhaber der vierteiligen Weinberge<sup>25</sup> ihre Acker- und Wiesenflächen an den König ab. Dagegen gingen die Weinberge mit der Ablösung der Grundabgaben in das freie Eigentum der Besitzer über.<sup>26</sup>

---

<sup>21</sup> August Weckherlin: Landwirthschaftliche Beschreibung der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen, Klein-Hohenheim, Monrepos, der Favorite und Achalm, in: Korrespondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins 1825, S. 3–158.

<sup>22</sup> Jakob Friedrich Scheuler († 1835) war von 1808 bis 1815 Pächter des Meiereiguts Altshausen gewesen und wurde 1815 zum Inspektor des Schlossguts Ellwangen ernannt. Diese Position hatte er bis zur Auflösung der Schlossgutsinspektion 1817 inne; dann zog er sich an seinen Geburtsort Pfullingen zurück. Ob Scheuler die Stelle als Verwalter überhaupt angetreten hat, ist fraglich, denn er wird im Rahmen der laufenden Geschäfte nirgends erwähnt. Für freundliche Hinweise zu Jakob Friedrich Scheuler danke ich Herrn Oberstudienrat Erwin Wetzel, Dornstetten.

<sup>23</sup> Zur Geschichte der Domäne Achalm siehe Julius v. Hülgel; Georg Friedrich Schmidt: Die Gestüte und Meiereien Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg, Stuttgart 1864, S. 115–142.

<sup>24</sup> AHW, Hdk. Bü 2463 Qu. 58 (Kaufvertrag vom 9. 10. 1824).

<sup>25</sup> Vierteilige Weinberge: Weinberge, aus denen der vierte Teil des Ertrags als Grundabgabe an die Herrschaft abgeliefert wurde.

<sup>26</sup> AHW, Hdk. Bü 2463 Qu. 58 (11. 2. 1827).

Die Abb. steht in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung

Zeichnung des Baumeisters Autenrieth zu einem „neuen Oeconomie-Gebäude“ vom Dezember 1824. Der Plan wurde im Wesentlichen umgesetzt und dem im Jahr 1823 errichteten Schafstall in symmetrischer Anordnung ein zweites Wirtschaftsgebäude gegenübergestellt.

Schließlich befand sich ein voll arrondiertes Gebiet mit einem Umfang von 260 Morgen 2 $\frac{1}{2}$  Viertel (etwa 82 Hektar) im Besitz des Königs. Nach einer Prüfung der Rechtsverhältnisse wurde die Domäne als eigene Markung ausgewiesen.<sup>27</sup> Die Achalm bildete einen Teil der Gestütsverwaltung, zu der außerdem die Güter Weil, Scharnhausen, Kleinhohenheim und der Besitzkomplex in Ludwigsburg mit den Domänen Monrepos und Wilhelmshof sowie dem Favoritepark zählten. Für diese sechs großen Güter erstellte die Gestütsverwaltung eine gemeinsame Rechnung, vor allem deshalb, weil infolge der wandernden Schafherden eine genaue Abrechnung für ein einzelnes Gut nicht möglich war.<sup>28</sup>

Offenbar übernahm der König die Achalm in einem heruntergekommenen Zustand. Die vorherigen Besitzer hatten sich nicht mehr besonders darum gekümmert. So verkauften sie beispielsweise den wenigen Dung, den sie produzierten, an andere Landwirte. Nach einem von Hofkammeralverwalter Weckherlin aufgestellten Bewirtschaftungsplan sollte das Gut in neun „Schlägen“ umgetrieben werden. Für die Schafhaltung wurde ein neues Schafhaus nach den damals neuesten Erkenntnissen gebaut.<sup>29</sup> Durch die Pflanzung von Obstbäumen und den Ersatz abgängiger Bäume versuchte man auch, den Er-

<sup>27</sup> AHW, Hdk. Bü 2463 Qu. 1 (29. 7. 1831).

<sup>28</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 (Gutachten des Hofkammeralverwalters Franz Kübel, 7. 3. 1879).

<sup>29</sup> August Weckherlin (Hrsg.); Lorenz Ekemann Allesson: Abbildungen der Rindvieh- und anderen Hausthier-Racen auf den Privatgütern Seiner Majestät des Königs von Württemberg, Stuttgart 1827–1834 [Reprint: Hannover 1984], Tafel IV (nach S. 160).

trag an Obst zu steigern. Nach einigen Jahren warf die Domäne Achalm einen bedeutenden Obstertrag an Äpfeln, Birnen, Kirschen und Nüssen ab.<sup>30</sup>

Unter den königlichen Domänen nahm die Achalm eine Sonderstellung ein. Aufgrund des Dekrets von 1821 kaufte normalerweise die Hofdomänenkammer, welche das Privatvermögen des königlichen Hauses verwaltete, geeignete Domänen an.<sup>31</sup> Dagegen gehörte die Achalm zum privaten Vermögen des Königs selbst. Aber nicht nur in dieser besonderen Rechtsstellung unterschied sich die Achalm von anderen Domänen, sondern auch in ihrer Nutzung. Im Jahr 1840 entschloss sich König Wilhelm I., sein Privatgut Achalm in das Eigentum der gesamten königlichen Familie zu überführen, welches von der Hofdomänenkammer verwaltet wurde. Am 19. Februar 1840 erwarb die Hofdomänenkammer das Gut um 50 000 fl. und verwaltete es von nun an selbst.<sup>32</sup>

### Tierzucht auf der Achalm

Auf allen Gebieten machte die württembergische Landwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts große Fortschritte. In der Tierhaltung wuchs die Einsicht, dass nur eine planmäßige Züchtung die Eigenschaften der Tiere verbessern könne.<sup>33</sup> Schon Herzog Karl Eugen hatte im Jahr 1786 spanische Zuchtschafe aus der Gegend von Segovia nach Württemberg bringen lassen, um sie auf seinem Gut in Justingen zu halten. Später kamen noch französische Schafe aus dem Roussillon hinzu. Diese Herde bildete den Grundstock für eine Zucht in Hohenheim, die auf eine verbesserte Fleischqualität ausgelegt war. Obwohl man zur Zucht Böcke aus der Merinoschäferei der französischen Kaiserin Joséphine in Malmaison verwandte, wurde das Merinoschaf nicht

<sup>30</sup> Stichprobenartig ergibt sich im Abstand von zehn Jahren folgendes Bild:

Jahrgang	Obstertrag	Obstertrag aller Gestütshöfe	Prozentualer Anteil am gesamten Obstertrag
1845	785 fl. 47 x.	1515 fl. 48 x.	52 %
1855	1211 fl. 46 x.	5158 fl. 35 x.	23,6 %
1865	450 fl. 19 x.	751 fl. 37 x.	60 %

AHW, Hauptbücher der Gestütsverwaltung, die für die Jahrgänge 1844/45 bis 1919/20 geschlossen erhalten sind. Allerdings wurde die Achalm um 1860 nicht mehr unter den Gestütshöfen geführt.

<sup>31</sup> Vgl. Eberhard Fritz: Die Hofdomänenkammer im Königreich Württemberg. Zur Vermögensverwaltung des Hauses Württemberg, in: ZWLG 56 (1997), S. 127–180.

<sup>32</sup> AHW, Hdk. Bü 2463 (Abschrift des Kaufvertrags vom 19. 2. 1840).

<sup>33</sup> Zur württembergischen Schafzucht vgl. Volz: Beiträge zur Geschichte der Schafzucht in Württemberg von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, in: Württembergische Jahrbücher 1845, S. 236 ff. Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Volk, Land und Staat, Band 2, Stuttgart 1884, S. 565–574. Die Landwirtschaft in Württemberg, Stuttgart 1902, S. 268–271.

rein fortgezüchtet. Als die Einrichtung einer Schafzucht auf der Achalm anstand, musste man erkennen, dass die Schafe aus der Königlichen Musterschäferei nicht zur Zucht geeignet waren.<sup>34</sup>

Die Aufmerksamkeit des Königs Wilhelm I. richtete sich auf die Erzeugung feinsten Wolle, von der man sich in den Tuchfabriken einen guten Absatz erhoffte. In Sachsen erzielte Wolle von Merinoschafen auf den Märkten sehr hohe Preise. Dagegen war die württembergische Wolle selten weich genug für die Verarbeitung in den Spinnereien, da man in der Schafzucht eher auf die Fleischqualität achtete. Das kleinere Merinoschaf lieferte weniger Fleisch als die württembergischen Schafe mit gröberer Wolle. Nun aber setzte der König auf eine Steigerung der Wollqualitäten. Für die Zucht edler Schafe war die Achalm auch wegen ihrer Nähe zum bedeutendsten Wollmarkt des Landes in Kirchheim unter Teck sehr gut geeignet.<sup>35</sup> Kurz nach dem Kauf des Gutes bemühte man sich um die Erwerbung reinrassiger Qualitätsschafe.<sup>36</sup> Aber selbst in guten Schäfereien waren häufig nur Kreuzungen zwischen Rasseschafen und Landschafen zu finden.

Im Wesentlichen unterschied man zwei Rassen. Die Eskurials lieferten Wolle feinsten Güte, aber in geringer Menge, während die Negretti viel größere, dichte Wolle ergaben.<sup>37</sup> Durch Inzucht garantiert reinrassige Eskurials fanden sich nur in den königlich sächsischen Schäfereien und im französischen Naz (Distrikt Gex) in der Nähe des Genfer Sees. Als Lieferanten für reinrassige Negretti kamen allein die Schäfereien der kaiserlichen Familie von Österreich in Frage. Da die Schäferei des Kaisers Franz I. in Mannersdorf keine Schafe abgab, konnte man sich nur an seine Brüder wenden.

Zunächst begannen Kaufverhandlungen in Naz, wo Agenten die Erwerbung von 60 Merinoschafen (50 Mutterschafe und 10 Widder) spanischer Rasse vermittelten. Im Juli 1822 kamen diese Tiere auf der Achalm an und bildeten den Grundstock der Rasseherde.<sup>38</sup> Schon im September dieses Jahres konnten einige besonders schöne Tiere auf dem Landwirtschaftlichen Fest in Cannstatt ausgestellt werden. Auch sonst begann ein lebhafter Austausch

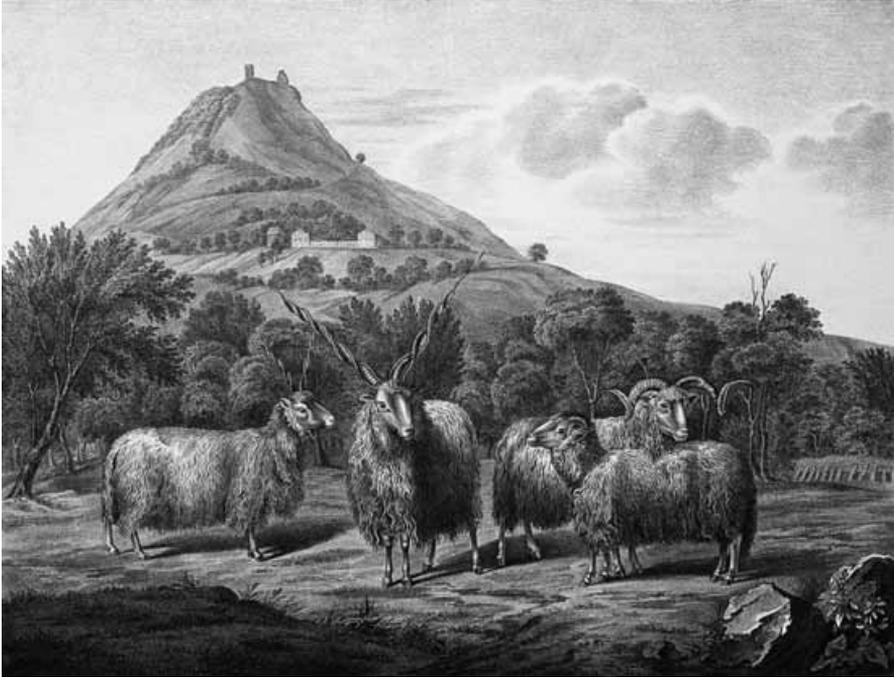
<sup>34</sup> J. Hügel; G. F. Schmidt (wie Anm. 23), S. 125 f.

<sup>35</sup> Für einen wichtigen Zeitabschnitt gibt es bezüglich der Achalm ein Überlieferungsproblem. Obwohl im Archiv des Hauses Württemberg die Pachtakten sämtlicher Domänen der Hof(domänen)kammer geschlossen vorliegen, fehlt bei der Achalm das Aktenbüschel, welches den Zeitraum 1826 bis 1846 abdeckt. Das Aktenbüschel im HStAS, E 6 Bü 86 betrifft zwar diesen fehlenden Zeitraum, enthält jedoch nicht die Bewirtschaftungsakten, sondern nur offizielle Schriftstücke wie Verträge etc. Deshalb kann das Defizit in der Überlieferung nicht ganz ausgeglichen werden.

<sup>36</sup> Übersicht über die Erwerbungen von Schafen bis 1823: Korrespondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins 1823, S. 100–105.

<sup>37</sup> Vgl. Johann Nepomuk Schwerz: Schaafzucht. Neue Begründung derselben in Hohenheim durch die Vorsorge des Königs, in: Korrespondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins 1822, S. 311–340.

<sup>38</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (27. 5. 1822).



Zackelschafe aus Ungarn (links) und der Walachei (rechts) auf der Weide unterhalb der königlichen Domänengebäude, im Hintergrund die Achalm. Die lithographierten Blätter erschienen in den zwischen 1827 und 1834 von Hofkammeralverwalter August Weckherlin herausgegebenen „Abbildungen der Rindvieh- und anderen Hausthier-Racen auf Privatgütern Seiner Majestät des Königs von Württemberg“.

über Fragen der Schafhaltung mit anderen angesehenen Schafzüchtern im In- und Ausland.<sup>39</sup> Von Anfang an registrierte man jedes Schaf genau und verfügte so über zuverlässige Unterlagen für die Züchtung. Allerdings musste man auch Rückschläge hinnehmen. So verendete während des Winters 1822/23 ein Drittel der aus Naz stammenden Schafe an einer entzündlichen Kopfkrankheit.<sup>40</sup> Hofkammeralverwalter August Weckherlin machte für diese Verluste zunächst die Akklimatisierung – zumal der Winter 1822/23 außerordentlich kalt war –, teilweise aber auch den Schäfer verantwortlich, der die Tiere zu stark gefüttert habe.

Das Ziel auf der Achalm bestand darin, 450 bis 500 Schafe auf dem Hof zu halten, um damit der württembergischen Schafzucht entscheidende Impulse

<sup>39</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (1. 11. 1822: Vergleich der Wolle mit Graf Hugo von Salm; 21. 4. 1823: Wollmuster nach Leipzig).

<sup>40</sup> A. Weckherlin, *Landwirtschaftliche Beschreibung* (wie Anm. 21), S. 92 ff.

geben zu können.<sup>41</sup> Deshalb folgten 1823 weitere Erwerbungen. Von Vicomte Perrault de Jotemps aus Gex bezog man weitere Schafe zur „Nazer Herde“. Die Kaufverhandlungen mit Erzherzog Johann von Österreich konnten erfolgreich zu Ende gebracht werden, worauf 12 Negretti aus der Mannersdorfer Zucht für die Achalm bestimmt wurden.<sup>42</sup> Hofkammeralverwalter August Weckherlin studierte im Juli auf einer Reise nach Genf und Gex vor Ort die französische Schafzucht. Obwohl die Preise stark gestiegen waren, kaufte Weckherlin im Auftrag des Königs noch einmal 40 Schafe, darunter zehn Elitetiere, in Naz.<sup>43</sup> Aus dem böhmischen Gut Raitz des Grafen Andrassy gelangten zehn Mutterschafe und drei Widder, die man allgemein als Riesenschafe oder Bergamo-Schafe (Bergamasken) bezeichnete, nach Württemberg.<sup>44</sup> Diese Schafrasse wies einen sehr großen Körperbau und eine grobe Wolle auf.<sup>45</sup> Ein einzelner nubischer Widder mit vier Hörnern bildete eine Rarität; er war zusammen mit nubischen Pferden angekauft worden.<sup>46</sup>

Die edle Schafzucht auf der Achalm erregte natürlich das Interesse der württembergischen Schafzüchter, von denen einige ebenfalls Rasseschafe spanischen Ursprungs hielten. Mit Einwilligung des Königs ließ man nach Möglichkeit Widder von der Achalm an private Schafzüchter zum Bespringen von Mutterschafen aus, um die edlen Eigenschaften auch in weiteren Beständen fortzupflanzen.<sup>47</sup> Zur Hebung der Schafzucht diente seit 1823 die Verlosung überzähliger Widder aus der Zucht von Naz und Mannersdorf unter den Schafhaltern. Die neuen Besitzer mussten sich lediglich verpflichten, über den Fortgang ihrer Zucht zu berichten, damit die königliche Schafhaltung von ihren Erfahrungen profitieren konnte.<sup>48</sup> Im selben Jahr war eine Vereinigung vaterländischer Schafhalter gegründet worden, der auch Hofkammeralverwalter Weckherlin angehörte.<sup>49</sup>

Nachdem nun der Bedarf an Schafen aus der Gegend von Genf und Österreich gedeckt war, richtete sich die Aufmerksamkeit auf das Königreich Sachsen. Erneut begab sich Hofkammeralverwalter Weckherlin zusammen mit Kassier Johann Karl Heinrich Sallmann auf eine Reise, bei der die beiden Männer

<sup>41</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (10. 7. 1823): Stand der Herde: 82 Stück, davon Mutterschafe aus Naz 38, Widder 6, Mutterschafe aus Mannersdorf 2, Widder 3, Lämmer insgesamt 33.

<sup>42</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (28. 4. 1823: Schafe aus Thernberg als Geschenk des Erzherzogs Johann).

<sup>43</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (16. 8. 1823: Reise Weckherlins nach Genf und Gex vom 22. Juli bis 11. August 1823; 10./14. 9. 1823: Kauf von 40 Schafen; 23. 5. 1824: Übernahme der Tiere, Kaufpreis: 12 238 Francs).

<sup>44</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (5. 11. 1823: Kaufpreis 524 Gulden).

<sup>45</sup> A. Weckherlin, Landwirthschaftliche Beschreibung (wie Anm. 21), S. 95.

<sup>46</sup> Ebd., S. 97.

<sup>47</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (19. 7. 1824).

<sup>48</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (17. 6. 1823: Verlosung von 12 Widdern; 17. 8. 1824: Abgabe eines Merinobocks an Hofrat Pistorius). Vgl. Korrespondenzblatt 1823, S. 103 f.

<sup>49</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (4. 7. 1823; 3. 10. 1823).



Oben: Kaschmirziegen (links) und Angoraziegen (rechts), möglicherweise vor der stilisierten Achalm-Ruine; unten: Bergamasken (Bergamo-)Schafe aus Oberitalien. Beide Abbildungen entstammen ebenfalls dem Werk des Hofkammeralverwalters Weckerlin.

Schäfereien besichtigten und weitere Zuchtschafe erwarben. Auf den sächsischen Schäfereien Lohmen, Machern und Döberitz kauften sie insgesamt 25 Tiere.<sup>50</sup> Später kamen noch weitere Schafe aus Machern sowie aus dem schlesischen Gut Reindorf hinzu.<sup>51</sup> Der für die Achalm verantwortliche Oberschäfer Fischer<sup>52</sup> reiste in zwei aufeinanderfolgenden Jahren eigens nach Sachsen, um die Tiere persönlich abzuholen.<sup>53</sup> Schließlich kaufte man für die Herde noch zwei ungarische Hirtenhunde.<sup>54</sup> Im Jahr 1828 war die Herde auf der Achalm so weit aufgebaut, dass sie sich aus sich selbst heraus erhielt.<sup>55</sup>

Einen zweiten Schwerpunkt bildete die Zucht von Kaschmirziegen. Von bedeutenden Ziegenzüchtern in Wien, Paris und England kamen die Zuchttiere in den Jahren 1823 und 1824 auf die Achalm.<sup>56</sup> Die Ziegen wurden gemeinsam mit den Schafen geweidet. Sie vermehrten sich so stark, dass schon im ersten Jahr nach dem Beginn der Zucht edle Böcke leihweise zum Sprung nach Reutlingen, Eningen und Pfullingen abgegeben werden konnten. Nur wenig später erlaubte König Wilhelm I. die Abgabe von Ziegenböcken an Städte und Oberämter.<sup>57</sup> Daneben ließ er nachforschen, ob man nicht direkt aus Tibet edle Tiere beziehen könne.

An Rindern ließ der König 1822 in der Steiermark Vieh aus dem Mürztaler Stamm ankaufen, um es mit Allgäuer Kühen zu kreuzen. Daneben erprobte man Schweizer Gebirgsvieh aus Uri und Oberhasli.<sup>58</sup> Der Stolz des Königs über seine Experimente in der Tierzucht kam auch darin zum Ausdruck, dass er immer wieder ausführliche Beschreibungen über seine Güter und die darauf betriebene Tierhaltung veröffentlichen ließ. Von Anfang an fertigte man auch – vor allem von den Pferden – Bilder an, um die Erfolge in der Tierzucht nicht nur über schriftliche Abhandlungen zu vermitteln. In einer großen Mappe ließ König Wilhelm I. Abbildungen der Rindvieh-, Schaf- und Ziegenrassen veröffentlichen. Darin fanden sich auch Bilder von Schafen und Kaschmirziegen

<sup>50</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (4. 5. 1825: Besitz des Grafen von Hohental in Döberitz, 10 Mutterschafe, 1 Widder; Königliche Schäferei in Lohmen: 10 Mutterschafe, 1 Widder; Machern: 3 Mutterschafe, 1 Widder. 9. 5. 1825: Bericht von der Reise vom 23. 3. bis 3. 5. 1825).

<sup>51</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (14. 5. 1826: Generalpächter Elsner in Reindorf/Schlesien, 5 Mutterschafe, 1 Widder; Gutsbesitzer Schnettger in Machern/Sachsen, 2 Widder).

<sup>52</sup> Oberschäfer Fischer (1796–1879), Oberschäfer 1822–1860, danach bis zu seinem Tod Verwalter.

<sup>53</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (26. 5. 1825; 14. 5. 1826).

<sup>54</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (8. 12. 1828).

<sup>55</sup> AHW, Hdk. Bü 2487 (Bericht über Achalm und Seegut, 26. 4. 1847).

<sup>56</sup> AHW, Hdk. Bü 2462 (3. 9. 1822: Bestellung von 5 Kaschmirböcken und 8 Ziegen bei Monsieur Ternaux, St. Ouen, Kaufpreis: 1950 fl.; 30. 9. 1824: Ankunft von 3 weiteren Ziegen und einem Bock vom selben Züchter auf der Achalm; 3. 11. 1824: Kauf von vier Kaschmirziegen und drei Böcken in Wien). Vgl. A. Weckherlin, Landwirtschaftliche Beschreibung (wie Anm. 21), S. 98–104.

<sup>57</sup> AHW, Hdk. Bü 2462 (18. 5. 1825; 11. 5. 1826).

<sup>58</sup> A. Weckherlin, Abbildungen (wie Anm. 29), S. 54.

vor der Kulisse der Ruine Achalm. Damit erfüllten die Bemühungen um die Landwirtschaft auch einen propagandistischen Zweck und trugen zum Ruf des Königs in der Öffentlichkeit bei.<sup>59</sup>

## Vermarktung der Wolle

Als landwirtschaftlicher Großbetrieb sollte die Domäne Achalm selbstverständlich auch Gewinn abwerfen. Haupteinnahmequelle waren die Erlöse aus dem Verkauf der Wolle. Diese Erträge schwankten je nach der Nachfrage. Allerdings stößt die Forschung bei der langfristigen Untersuchung der Wollverkäufe von der Achalm auf Schwierigkeiten, die in der lückenhaften Aktenlage begründet sind. Es liegen nicht für jedes Jahr Angaben über die Vermarktung der auf der Achalm erzeugten Wolle vor.<sup>60</sup> Tendenzen lassen sich aber aus den erhaltenen fünfzig Jahresberichten und Rechnungsbelegen über den Wollverkauf erschließen (vgl. Anlage 2).

Auf dem bedeutendsten Wollmarkt des Königreichs Württemberg in Kirchheim unter Teck, der auch zu den größten Märkten seiner Art in Deutschland zählte, verkauften Beauftragte der Hofdomänenkammer die Wolle. Gewöhnlich erzielte die Wolle von der Achalm die höchsten Preise; auf der Internationalen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Paris wurde sie sogar mit einer Auszeichnung bedacht. Allerdings machten sich die Entwicklungen des internationalen Wollmarkts langfristig bemerkbar.

Zunächst strebte man die Züchtung von Schafen an, die eine hochfeine Wolle lieferten. Im Lauf von Jahrzehnten gelang es tatsächlich, die Wolle erheblich zu verfeinern.<sup>61</sup> In den ersten Jahren nach Gründung der Schäferei ging die Wolle ins Ausland; später kauften fast ausschließlich einheimische Tuchfabrikanten die Wolle von der Achalm auf. Da aber im Maschinenbau bedeutende Fortschritte erzielt wurden, standen der Textilindustrie allmählich Maschinen zur Verfügung, mit denen man auch eine gröbere, billigere Wolle verarbeiten konnte. Seit den 1850er Jahren waren eher weniger feine und dauerhafte Stoffe gefragt, dagegen stiegen die Preise für Schaffleisch. Außerdem drängten ausländische Anbieter auf den deutschen Markt, wodurch der Preis

---

<sup>59</sup> Vgl. August Ammann: *Die Hofgüter im Königreiche Württemberg und die fürstlichen Domänen in den hohenzollernschen Landen*, Stuttgart 1864, S. 66.

<sup>60</sup> Es fehlen Angaben für die Jahre 1831–1833, 1835–1844, 1851–1865, 1870–1876, also für insgesamt 35 Jahre. Für die restlichen 50 Jahre des Zeitraums 1823 bis 1908 können Angaben ermittelt werden.

<sup>61</sup> In einem Bericht schrieb Hofkammerverwalter Franz Kübel 1879: „Auf den einheimischen Wollmärkten wird unterschieden zwischen Herren- (Merinos und Feinbastard) und Schäferwolle (Rauhbastard und Deutsche); zu letzteren dürfen die königlichen Wollen [gemeint ist die Wolle von der Achalm] nicht herabsinken, und unter ersteren müssen sie die ersten Stellen auch ferner mit einnehmen.“ AHW, Hdk. Bü 2483 (21. 1. 1879).



Merino-Schafe aus Lohmen in Sachsen. Im Hintergrund das Wohngebäude und die Stallungen der Domäne Achalm.

für hochfeine Wolle fiel. Entsprechend veränderte sich das Zuchtziel hin zu einer modifizierten Schafrasse, dem „württembergischen Landschaf“. Man begann 1874, den Achalmer Merinostamm mit dem in Monrepos gezüchteten Feinbastardstamm<sup>62</sup> zu kreuzen. Dieses Schaf lieferte mehr Fleisch als die Merinos und viel Wolle mittlerer Qualität.<sup>63</sup> Hatte ein Schaf im Jahr 1825 noch durchschnittlich 1½ Pfund gewaschene Wolle geliefert, so steigerte sich der Wollertrag um die Jahrhundertmitte auf 1,7 Pfund, im Jahr 1878 betrug er sogar 1,88 Pfund. Aufgrund des fallenden Wollpreises erzielte man pro Schaf durchschnittlich statt 5 Gulden 6 Kreuzer (1825) nur noch 3 Gulden 18 Kreuzer (1855/60). Zu Beginn der Schafzucht auf der Achalm hatte der Fleischertrag nur eine nebensächliche Rolle gespielt, da man nicht viel erlöste. Nun

<sup>62</sup> Für den Feinbastardstamm waren Merinoschafe mit Neu-Leicester-Schafen und Tieren des Grafen Schwerin-Wolfshagen aus Preußen gekreuzt worden.

<sup>63</sup> Hofkammerverwalter Franz Kübel sprach sich eindeutig für die Erhaltung der Schafrassen mit hochfeiner Wolle aus, da auf den überregionalen Märkten in Berlin und Breslau sowie bei den Vierteljahresauktionen in London diese Wollqualitäten nach wie vor sehr hohe Preise erzielten. Vgl. AHW, Hdk. Bü 2483 (21. 1. 1879).

aber waren die Fleischpreise angestiegen, so dass man auch auf ein höheres Schlachtgewicht achtete. Diese Ergebnisse erzielte man, indem ein Kammwollbock mit längerer und gröberer, aber dünnerer Wolle von der alten Herde des Seeguts (Domäne Monrepos) mit Achalmer Muttertieren gekreuzt wurde. Umgekehrt kreuzte man auch Tuchwollböcke mit Kammwollschafen.<sup>64</sup> Bei der Züchtung musste man Vorsicht walten lassen, um die Herde nicht zu verderben.

Mit diesem Ansatz konnte man auf der Achalm nach wie vor gute Preise erzielen. Um die Wende zum 20. Jahrhundert kam es jedoch zu einem Verfall der Erlöse, da immer mehr Wolle aus Übersee importiert wurde. Um 1900 war hochfeine Wolle schließlich nicht mehr absetzbar. Das Preisniveau sank bedeutend, die Kauflust schwand. Bereits 1901 dachten die Beamten der Hofdomänenkammer angesichts der Ertragsausfälle an einschneidende Maßnahmen: „Unter solchen Umständen, und da durch die bleibende Konkurrenz der überseeischen Wolle eine Besserung im Wollgeschäft nicht zu erwarten ist, dürfte die teilweise oder gänzliche Aufhebung der Schäferei ins Auge gefasst werden.“ Zwar beruhigte sich der Wollmarkt in den Jahren 1903 bis 1906 noch einmal, aber 1907/08 brachen die Preise erneut ein. Deshalb ging die Hofdomänenkammer sofort auf das Angebot des Landwirts Ernst Geiger ein, die Domäne zu pachten.

## **Die Burgruine Achalm als Touristenziel**

Seit der Biedermeierzeit begeisterten sich die Menschen an romantischen Landschaften und historischen Bauwerken. Die Zahl der Besucherinnen und Besucher von historischen Stätten nahm zu, geschichtliche Abhandlungen wurden gerne gelesen. In Geschichts- und Verschönerungsvereinen sammelten sich Gelehrte und historisch Interessierte, um die Überreste der Vergangenheit zu erhalten und zu pflegen. Da besonders das verklärte Bild des Mittelalters in den Blickpunkt des Interesses rückte, zogen die Burgruinen große Besucherscharen an. Nach dem Kauf des Gutes Achalm kamen zunächst vor allem Einwohner aus der näheren Umgebung, hauptsächlich aus Reutlingen und Eningen, auf den Berg und bestiegen den Turm der Ruine. Darunter waren viele Kinder und junge Leute. Die Besucher richteten großen Schaden an, indem sie auf den Feldern herumtrampelten, mit Steinen warfen und das Vieh beunruhigten. Auf Antrag des Hofkammerverwalters August Weckherlin wurde die Achalm 1823 für die Öffentlichkeit geschlossen.<sup>65</sup> Im Auftrag von König Wilhelm I. errichtete der Hofbaumeister Ludwig Friedrich Gaab

---

<sup>64</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 (Bericht des Hofkammerverwalters Franz Kübel, 3. 4. 1879).

<sup>65</sup> AHW, Hdk. Bü 2899.

(1800–1869)<sup>66</sup> im Jahr 1838 auf den Grundmauern des alten, noch nicht ganz zerstörten Bergfrieds einen Aussichtsturm. Trotzdem scheint die Ruine weiterhin generell für die Öffentlichkeit gesperrt gewesen zu sein. Nur der Eninger Pfarrer Max Eifert erhielt 1852 vom Hofkammeramt Stuttgart unter strengen Auflagen einen Schlüssel für den Turm.<sup>67</sup> Im Rahmen eines Tauschs trat die Hofdomänenkammer den der Achalm vorgelagerten „Scheibengipfel“ mit einer Fläche von zwei Achtel Morgen im August 1865 an die Stadtgemeinde Reutlingen ab, die ihn dem Verschönerungsverein überließ. König Karl besuchte in seinen ersten Regierungsjahren die Achalm und erteilte persönliche Anweisungen zur Pflanzung von Bäumen und Sträuchern. Da auf der Domäne in dieser Zeit etwa 1700 Obstbäume standen, bot die Achalm auch von weitem einen sehr schönen Anblick.<sup>68</sup>

Auf Grund der nationalen Begeisterung nach dem Sieg über Frankreich im Krieg 1870/71 lockerten sich die Einschränkungen. Am Vorabend des „Sedanstages“ entzündete der Reutlinger Gerbereibesitzer Ernst Dorner mit Genehmigung der Hofdomänenkammer ein großes Feuer.<sup>69</sup> Auch der Verschönerungsverein Reutlingen nahm sich der Achalm an. Die Hofdomänenkammer jedoch lehnte sowohl den Antrag, auf Kosten des Vereins Ruhebänke an den Wegen zur Achalm aufstellen zu dürfen, als auch das spätere Gesuch um Genehmigung zum Bau eines neuen Fußweges zum Gipfel ab.<sup>70</sup> Selbst eine Eingabe des Reutlinger Stadtrats, „eine einfache, für das bessere Publikum berechnete Restauration“ für den Gutsverwalter einzurichten, wurde

<sup>66</sup> Axel Burkarth: Württembergische Architekten und Staatsbaubeamte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Museumsblatt 8/August 1992, S. 45 f.

<sup>67</sup> AHW, Hdk. Bü 2899.

<sup>68</sup> Angabe für das Jahr 1879. Unter der angegebenen Zahl von Obstbäumen befanden sich 140 Nussbäume und 100 Zwetschgenbäume. AHW, Hdk. Bü 2483 (Bericht des Hofkammerverwalters Franz Kübel, 21. 1. 1879).

<sup>69</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 8 (26. 8. 1875, wo auch die Feuer 1873 und 1874 erwähnt sind); Qu. 9 (31. 8. 1876).

<sup>70</sup> Der Antrag, Ruhebänke aufstellen zu dürfen, war Mitte der siebziger Jahre gestellt worden. AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 16 (Antrag auf Anlegung eines Fußwegs, 13. 11. 1885); Qu. 18 (Äußerung des Hofkammeramts Stuttgart, 16. 12. 1885). Hofkammerverwalter Franz Kübel fand zum Antrag auf Anlegung eines Fußwegs deutliche Worte: „Nach diesseitiger Auffassung gehört eine ungemene Frechheit dazu, Seiner Königlichen Majestät [König Karl] anzusinnen, auf Höchst Ihrer selbstadministrierten Domäne weitere Wege anlegen zu lassen, und dabei die Anlage- und Unterhaltungskosten anzubieten. Dieser Verschönerungsverein hat offenbar das Bedürfnis, in einem Zeitungsartikel sich verschönern zu lassen. Wenn Seine Königliche Majestät auf Höchst Ihrem Eigentum einen Weg anders angelegt haben wollen, so bedürfen Höchstdieselben doch nicht der vom Verschönerungsverein zusammengefochtenen Gelder, und können doch diesen Pionieren der Sozialdemokratie, die alles zum öffentlichen Eigentum stempeln möchten, nicht gestatten, Wege zu unterhalten und damit zu beliebiger Zeit ihre Aufseher und Arbeiter auf die Domäne zu schicken, was besonders zur Zeit der Obststreife recht nett wäre. Es verdient deshalb die gedachte Zuschrift wohl nicht mehr, als in den Papierkorb geworfen zu werden.“ Von den starken Ausdrücken gegenüber dem Verein distanzierte sich die Hofdomänenkammer.

von der Hofdomänenkammer abschlägig beschieden.<sup>71</sup> In diesen Vorgängen spiegeln sich die unterschiedlichen Interessenlagen. Während die Stadt Reutlingen in der Domäne Achalm quasi einen öffentlichen Besitz sah, der als touristisches Ziel eine hohe Anziehungskraft und Identifikation der Bevölkerung bewirkte, wollten die Beamten der Hofdomänenkammer im Interesse einer geordneten Bewirtschaftung auf eher restriktiven Regelungen beharren.

Allerdings blieb die Achalm im Blickpunkt der Reutlinger Bevölkerung. Im Jahr 1931 zeigte sich der Turm der Ruine in einem so schlechten Zustand, dass der Verschönerungsverein Reutlingen eine grundlegende Sanierung anregte und sich anbot, dafür aufzukommen. In einer Phase der Massenarbeitslosigkeit gelang es dem Verein, Männer des Arbeitsdienstes für die Bauarbeiten einzusetzen, die aus Finanzmitteln des Reiches bezahlt wurden. Dadurch konnten die Kosten bedeutend gesenkt werden. Es gelang, den Turm nachhaltig zu sichern und damit wieder der Bevölkerung zugänglich zu machen. Am Sonntag öffnete der Domänenpächter den Turm gegen eine Eintrittsgebühr. Damit zog er auch Besucher in seine Gastwirtschaft.

Durch das 19. und 20. Jahrhundert zeigt sich also eine durchgehend hohe Identifikation der Bürger in den Orten der Umgebung – speziell in Reutlingen – mit der Achalm. Motiviert wurden die Menschen durch den landschaftsprägenden Charakter des Achalm-Berges, dessen Silhouette zum Erscheinungsbild des Heimatortes gehörte. Darüber hinaus führte die Geschichtsbegeisterung, besonders das neu erwachte Interesse am Mittelalter, zu einem verstärkten Interesse an der alten Reichsburg Achalm. Schließlich spielte im Zeitalter der aufkommenden Industrialisierung der Gedanke einer „Verschönerung“ der bedeutsamen geographischen Orte eine wichtige Rolle. Dadurch sollte nicht nur ein Gegenpol zu den staubigen und schmutzigen Fabrikhallen geschaffen werden, sondern man wollte auch Erholungsräume für die Bevölkerung gestalten. Hier wirkten sich die Veränderungen in der Lebenswelt der Menschen nachhaltig aus. Nicht zuletzt tritt noch als wichtiges Motiv der Lokalpatriotismus hinzu: Das Erscheinungsbild von alter Reichsstadt und Burgruine definierte für die meisten Reutlinger Bürgerinnen und Bürger ihre Heimat und erfüllte sie mit Stolz.

## **Verpachtung der Domäne Achalm**

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts zeigte sich immer mehr, dass die große Zeit der in der Gestütsverwaltung zusammengefassten Güter vorbei war. Deshalb strukturierte die Hofdomänenkammer den gesamten Güterkomplex um und vereinfachte die Verwaltung. Zunächst wurde die zum großen Gutsbezirk

---

<sup>71</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 (Eingabe des Gemeinderats Reutlingen, 15. 10. 1879; Antwort der Hofdomänenkammer, 15. 11. 1879).



Blick auf die Domäne Achalm vom Weg oberhalb des Hofes. Holzschnitt nach einer Zeichnung von Julius Schnorr von Carolsfeld. 1861 wurde König Wilhelm I. ein reich bebildertes Buch mit Berichten über seine Gestüte und Meiereien übergeben.

Monrepos gehörige Domäne Wilhelmshof seit 1865 verpachtet. Dann trennte man die flächenmäßig zusammenhängenden Gestütshöfe Kleinhohenheim, Scharnhausen und Weil von den beiden Schafzuchtbetrieben Monrepos (mit Favoritepark) und Achalm ab und führte seit 1866 nur noch für die beiden letzteren Güter eine gemeinsame Rechnung. Allerdings betrieb man auch in Weil nach wie vor eine Schafzucht. Schließlich wurde die Domäne Monrepos 1870 an die Stuttgarter Zuckerfabrik Reihlen & Söhne zum Anbau von Zuckerrüben verpachtet. Vier Jahre später pachtete der Ökonomierat Jakob Friedrich Ramm die Domäne Kleinhohenheim und produzierte dort hauptsächlich Milch zum Verkauf in der Stadt Stuttgart.

Damit stellte sich auch bezüglich der Achalm die Frage, ob das Gut weiterhin selbst bewirtschaftet oder ebenfalls verpachtet werden sollte. Der Stuttgarter Hofkammerverwalter Franz Kübel kam 1879 in einem Gutachten zum Ergebnis, dass eine verpachtete Domäne sogar noch höhere Zuschüsse erfordern würde als ein selbst verwaltetes Gut. Außerdem bestand immer noch eine enge Verbindung zwischen den beiden Schafzuchtbetrieben Achalm und Weil. Die Überschüsse an Hafer sowie die überzähligen Schafe brachte man von der Achalm nach Weil, wo sie vorteilhafter verkauft werden konnten. Die Weiler Schafherde wurde in Reutlingen gewaschen, an der Achalm getrocknet und anschließend geschoren.<sup>72</sup> Obwohl die Beamten der Hof-

<sup>72</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 (Gutachten des Hofkammerverwalters Franz Kübel, 7.3. 1879).

domänenkammer nicht mit allen Ansichten des Hofkammeralverwalters Kübel übereinstimmten, blieb die Domäne in der Selbstverwaltung der Hofdomänenkammer. Seit 1892 betrieb der Gutsverwalter mit Genehmigung der Hofkammer in seinem Wohngebäude eine Schankwirtschaft.

Fast 30 Jahre später kam erneut die Frage der Verpachtung auf. Im September 1907 trat der Reutlinger Landwirt und Schafhalter Ernst Geiger mit der Anfrage an die Hofdomänenkammer heran, ob die Schafweiden auf der Achalm oder das ganze Gut zu pachten seien.<sup>73</sup> Obwohl die Preise für Schafe und Wolle wieder anstiegen, sprach sich das Hofkammeramt Stuttgart für eine Verpachtung der gesamten Domäne aus. Von allen Domänen des Hofkammerguts warf die Achalm den geringsten Reinertrag pro Hektar ab. Trotzdem sahen die Beamten des Hofkammeramts durchaus Chancen für eine rentable Bewirtschaftung durch einen fähigen Landwirt. Zwar würde für den Pächter die Schafhaltung weiterhin eine zentrale Rolle spielen, aber er konnte sein Einkommen durch eine Belebung der Schankwirtschaft, durch den Obstbau<sup>74</sup> und eventuell durch die Aufzucht von Jungvieh steigern. Ihre Bedeutung als Stammschäferei des Hauses Württemberg hatte die Achalm längst verloren.<sup>75</sup> Mit Genehmigung von König Wilhelm II. begannen Verhandlungen zwischen der Hofdomänenkammer und dem Interessenten Ernst Geiger<sup>76</sup>. Anfänglich bot der Schafhalter ein jährliches Pachtgeld von 2000 M. Als die Hofdomänenkammer unter diesen Bedingungen nicht verpachten wollte, ging Geiger schließlich auf 4300 M. Dagegen verpflichtete sich die Hofdomänenkammer, die Gebäude der Domäne grundlegend zu sanieren, vor allem das Wohngebäude mit der Schankwirtschaft.<sup>77</sup> Beginnend mit Lichtmess (2. Februar) 1909, schloss die Hofdomänenkammer mit Ernst Geiger einen Pachtvertrag auf 12 Jahre über die 80,8 Hektar große Domäne ab.<sup>78</sup> Mit Erlaubnis der Hof-

<sup>73</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 76 (15. 9. 1907).

<sup>74</sup> Bei der Übergabe der Domäne am 2. Februar 1909 zählte man 1270 Apfelbäume, 460 Birnbäume, 155 Nussbäume und 39 Zwetschgenbäume. AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 119.

<sup>75</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 78 (Bericht des Hofkammeramts, 18. 10. 1907); Qu. 79 (Anbringen der Hofdomänenkammer, 7. 11. 1907).

<sup>76</sup> Ernst Geiger, geb. 20. März 1872 in Kirchheim unter Teck, gelernter Modellschreiner, danach einige Jahre in einer Reutlinger Fabrik beschäftigt. Vermögen etwa 50 000 Mark, anscheinend durch eine Erbschaft. Damit kaufte er ein größeres Areal am Nordende der Stadt, außerhalb des Stadtbauplans, um es mit Wohnhäusern zu bebauen, die er weiterverkaufte. AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 97 (25. 9. 1908).

<sup>77</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 105 (10. 11. 1908). Die Hofdomänenkammer erkannte von Anfang an, dass das Pachtgeld sehr hoch war: „Nur bei guter Führung der auf dem Hof betriebenen Schank-Wirtschaft wird der Pächter seine Rechnung finden.“

<sup>78</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 113. Übrigens wies zu gleicher Zeit die Hofdomänenkammer ein Gesuch des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins Reutlingen um Überlassung eines 40 Ar großen Areals an der Achalm zur Anlegung einer Rebschule ab. Ernst Geiger überließ aber dann dem Bezirksverein das Areal. AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 83 (12. 5. 1908); Qu. 107 (9. 11. 1908); Qu. 114 (Pachtvertrag zwischen Ernst Geiger und dem Landwirtschaftlichen Bezirksverein Reutlingen vom 10. 1. 1909).



„Gruss von der Achalm“. Postkarte aus dem Jahr 1899 mit verschiedenen zeichnerischen Motiven, u. a. von Ruine, Turm und Domäne mit Wirtschaft und Stallungen.

domänenkammer ließ Geiger auf der Achalm Stromleitungen sowie ein Telefon installieren. Auch die Wasserversorgung verbesserte er durch den Bau einer Zisterne. Wegen des vom Pächter geforderten höheren Viehbestands kümmerten sich die Beamten der Hofdomänenkammer um die Errichtung einer ordentlichen Dunglege.

Neben dem Pächter Geiger und seiner Familie waren zur Bewirtschaftung der Domäne ein Gutsaufseher, fünf Knechte und zwei Mägde angestellt.<sup>79</sup> Innerhalb kurzer Zeit stellte sich heraus, dass die hohe Pachtrate nicht aufzubringen war. In mehreren aufeinanderfolgenden Jahren gab es nur einen geringen Obstertrag. Ebenso ließ der Besuch der Wirtschaft zu wünschen übrig – nach Meinung des Reutlinger Oberbürgermeisters Hepp hauptsächlich aus Geigers eigener Schuld.<sup>80</sup> Domänenpächter Geiger geriet in solche Schwierig-

<sup>79</sup> AHW, Hdk. Bü 2483 Qu. 133 (Visitationsprotokoll 13./17. 9. 1909).

<sup>80</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 181 (Stellungnahme vom 29. 8. 1919): „Vor allem hat er die Reutlinger Gäste, namentlich die Bürgers- und auch Beamtenfamilien, dadurch von Anfang an sehr vor den Kopf gestossen, dass er die an sich nicht unberechtigte Abschränkung seiner Pachtgrundstücke gegen das Betreten durch das Publikum zu rücksichtslos durchführte. Ausserdem benimmt er sich im Verkehr mit den Gästen, wenn er überhaupt mit ihnen spricht, nicht sehr angenehm. Er ist das, was man einen ‚Allerweltschneidle‘ nennt. Er macht über alles und gerne auch über andere Leute mit Vorliebe abfällige Bemerkungen. Das mögen die Leute auf die Länge nicht und bleiben daher von der Wirtschaft fern. Auch das

keiten, dass er einmal sogar um Enthebung von der Pacht bat.<sup>81</sup> Nur mit bedeutenden Pachtnachlässen konnte ihn die Hofkammer auf dem Gut halten.<sup>82</sup>

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs ließ der Besuch der Wirtschaft noch einmal stark nach, worauf sie Ernst Geiger am 26. November 1916 schloss.<sup>83</sup> Geiger musste seine Wolle an das Kriegsministerium abliefern. Um dem kriegsbedingten Arbeitskräftemangel entgegenzuwirken, arbeiteten seit 1915 zehn russische Kriegsgefangene auf der Achalm, bewacht von zwei Männern.<sup>84</sup> Als die Neckarwerke AG Esslingen im selben Jahr eine Stromleitung über die Domäne führten, schlossen sie die Gebäude der Achalm an dieses Netz an.<sup>85</sup>

Angeblieh aus kriegsbedingter Notwendigkeit ließ die Hofkammer 1916 die Nussbäume, welche am Königsträßle eine Allee auf die Achalm gebildet hatten, fällen.<sup>86</sup> Zwei Jahre später wollte man die Allee erneut bepflanzen, aber junge Nussbäume waren nicht mehr zu bekommen. Auf Empfehlung des Eninger Baumschulinhabers Rall ließ die Hofkammer schließlich 90 Birnbäume der Sorte „Wilder vom Einsiedel“ pflanzen. Dies führte zu heftigen Protesten des Verschönerungsvereins Reutlingen, der den Reutlinger Landtagsabgeordneten Gustav Groß für sich gewinnen konnte; aber auch verschiedene Bürger äußerten ihr Missfallen in der Lokalpresse.<sup>87</sup> In diesem Fall beharrte die Hofkammer auf ihrem Vorhaben, zumal der zu erwartende Ertrag an Mostbirnen höher war als an Walnüssen aus neu gepflanzten Bäumen.

Insgesamt warf die Domäne Achalm für den Pächter keine bedeutenden Erträge ab, wie sich aus den regelmäßigen Bitten um Ermäßigung des Pachtgelds schließen lässt. Deshalb zeigte Ernst Geiger nach Ablauf der Pachtperiode im Jahr 1921 kein Interesse an der Weiterführung der Domäne. Nun meldeten sich – ohne öffentliche Ausschreibung – drei Interessenten, darunter der Sohn eines lang gedienten Oberförsters, Korvettenkapitän a. D. Albert Müntst.<sup>88</sup> Nach dem Ende des Krieges war Müntst aus der Marine entlassen worden und

---

trägt nicht zur Frequenz der Wirtschaft bei, dass er über den schlechten Ertrag usw. an die Gäste hinlamentiert und schimpft.“

<sup>81</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 180 (20. 8. 1914).

<sup>82</sup> Beispiel: AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 184 (6. 9. 1914): Pachtnachlass für die Jahre 1913/14 und 1914/15 um 1300 M. Während des Ersten Weltkriegs blieb der Pachtzins von 3000 M.

<sup>83</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 201 (Visitation 29.7./6. 8. 1917). Während des Krieges war die Wirtschaft nur noch sporadisch geöffnet, vorwiegend wenn Bekannte der Pächterfamilie zu Besuch kamen. AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 208 (Visitation 3. 8. 1918)

<sup>84</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 191 (Visitation 7. 8. 1915).

<sup>85</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 192 (27. 9. 1915); Qu. 193 (10. 12. 1915).

<sup>86</sup> Es handelte sich um 131 Bäume. AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 209.

<sup>87</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 203 (2. 2. 1918); Qu. 204 (23. 3. 1918).

<sup>88</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 229 (8. 6. 1920). Weitere Interessenten: Städtischer Gutsverwalter Farion, Waldhausen/Baden; Privatheilanstalt des Geheimen Hofrats Flamm, Pfullingen.

musste sich nun nach einer neuen Tätigkeit umsehen. Obwohl der verantwortliche Rentamtsvorstand<sup>89</sup> Paul Heintzeler einem erfahrenen Landwirt den Vorzug gegeben hätte, erhielt Münst, dessen Vater sich für ihn bei Herzog Wilhelm zu Württemberg (1848–1921), dem letzten König, eingesetzt hatte, trotz erheblicher Bedenken die Domäne.<sup>90</sup> Offenbar gab es jedoch von Anfang an Schwierigkeiten, nicht zuletzt begründet in einem schlechten Verhältnis zwischen dem Rentamtsvorstand und dem Pächter.<sup>91</sup> Münst wollte zunächst die Wirtschaft auf der Achalm nicht fortführen, weil sich die Beschaffung von Getränken als schwierig erwies. Erst im Sommer 1925 eröffnete er die Gaststätte wieder.<sup>92</sup>

Bereits im zweiten Pachtjahr ging das erste Gesuch um Stundung der Pacht-rate beim Rentamt in Stuttgart ein.<sup>93</sup> Wegen der galoppierenden Inflation war bei allen Domänen der Herzoglichen Rentkammer der Pachtzins als Gegenwert einer bestimmten Menge Weizen festgesetzt worden, bei der Achalm 181 Zentner.<sup>94</sup> Trotz der rasanten Geldentwertung herrschten in der Landwirtschaft günstige Verhältnisse, und die Obsternte auf der Achalm fiel sehr gut aus. Münst kam jedoch auf Dauer nicht zurecht; deshalb bat er bereits im Herbst 1925 um Enthebung von der Pacht. Bei der öffentlichen Ausschreibung meldeten sich 14 Pachtinteressenten, von denen drei in die engere Wahl

---

<sup>89</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Hofkammer durch einen Erlass des Herzogs Wilhelm zu Württemberg (vormals König Wilhelm II.) vom 19. September 1919 in „Herzogliche Rentkammer“ umbenannt. Entsprechend hießen die Hofkammerämter „Rentämter“, die Hofkammerverwalter „Rentamtsverwalter“. Nach seiner Abdankung wollte der ehemalige König durch nichts mehr an einen „Hof“ erinnert werden. Herzog Albrecht von Württemberg (1865–1939) ordnete durch einen Erlass vom 14. Juli 1933 die Annahme der alten Bezeichnung „Hofkammer“ zum 1. August 1933 an.

<sup>90</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 233 (Pachtvertrag 1921/33).

<sup>91</sup> Vgl. AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 232 (9. 9. 1920); Qu. 241 (16. 4. 1921). Bei der Übergabe der Domäne beanstandete Münst verschiedene Dinge, worüber es mit seinem Pachtvorgänger Geiger zu längeren Auseinandersetzungen kam. Nach Ansicht des Rentamtsverwalters Heintzeler war „zu einem grossen Teil der Pächter Münst selbst schuldig, insofern er in einer durch landwirtschaftl[iche] Geschäftskennntnis und Erfahrung ungetrübten, bei bisherigen Gutsübergaben nicht zutage getretenen Weise vielfach durch kleinliche, übertriebene, mitunter unberechtigte, immer wieder neue, nachträgliche Forderungen und Wünsche seinen Pachtvorgänger verstimmt und so den Karren gründlich verfahren hat.“ Weitere Auseinandersetzungen zwischen Heintzeler und Münst in Qu. 243 und 244. Vgl. ferner Qu. 269 (Schreiben des Forstrats a. D. Münst, Vater des Domänenpächters, an den Präsidenten der Rentkammer, Graf Stauffenberg).

<sup>92</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 274 (3. 7. 1925). Nach dem Pachtvertrag durften nur Wein, Most, Kaffee, Milch, Tee und alkoholfreie Getränke ausgeschenkt werden. Münst erhielt jedoch – gegen den Rat des Rentkammervorstands Heintzeler – die Erlaubnis zum Ausschank von Bier.

<sup>93</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 254 (20. 3. 1923).

<sup>94</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 256 (18. 5. 1923). Nach der Eröffnung der Wirtschaft wurde der Pachtzins für 1925 auf 235 Zentner Weizen erhöht.

kamen.<sup>95</sup> Schließlich nahm die Rentkammer Jakob Mayer, der zuvor 24 Jahre lang das im Besitz des Freiherrn v. Speth-Schülzburg befindliche Hofgut Hülbenhof in Anhausen bewirtschaftet hatte, als Pächter an.

Auf Lichtmess 1926 übernahm Jakob Mayer die Domäne.<sup>96</sup> Als dringendstes Problem stand die Verbesserung der Wasserversorgung an. Ein Anschluss an das Wassernetz der Stadt Reutlingen hätte zu hohe Kosten verursacht. Deshalb erweiterte man den Wasserbehälter im Hofraum der Domäne bedeutend.<sup>97</sup> Da das Ehepaar Mayer viele Kinder hatte, die auf der Domäne und in der Gastwirtschaft mithalfen, sah die Hofkammer mit Genugtuung, dass die Achalm trotz der nicht einfachen Ertragslage sehr gut geführt wurde. Allerdings musste in manchen schlechten Erntejahren das Pachtgeld ermäßigt werden. Trotzdem war man bei der Hofkammer froh, dass Mayer das Pachtverhältnis nach Ablauf der ersten Periode im Jahr 1938 verlängerte.<sup>98</sup> Für die ersten zwei Jahre betrug das Pachtgeld 3600 Mark und wurde dann auf 3200 Mark ermäßigt.

Mitten im Zweiten Weltkrieg traten dann gravierende Probleme auf der Domäne auf. Während zweier Jahre mit starken Niederschlägen kam es zu Erdbeben, besonders auch im Bereich des Wohnhauses. Das Gebäude wies so starke Risse auf, dass es schließlich als einsturzgefährdet galt und die Baupolizei im Frühjahr 1941 eine Räumung anordnete. Damit musste auch die Gaststätte endgültig geschlossen werden.<sup>99</sup> Wohl oder übel sah sich die Hofkammer gezwungen, ein neues Gebäude erstellen zu lassen. Schon damals wurde erwogen, die Achalm zu verkaufen, aber Herzog Philipp Albrecht von Württemberg (1893–1975) wollte das Gut halten. Die Beamten der Hofkammer entschieden sich dafür, das Schafstallgebäude zu verkürzen und die Wohnung samt Wirtschaft dort einzubauen. Pächter Jakob Mayer protestierte gegen dieses Vorhaben und erhielt Unterstützung vom Landesverband der Schafzüchter. Die Forderung, erst nach dem Bau eines neuen Schafstallgebäudes mit dem Umbau des bestehenden Stalles zu beginnen, wies die Hofkammer zurück.<sup>100</sup> Durch die Kriegszeit war es sehr schwierig, die nötigen Baumaterialien zu bekommen, so dass das Bauvorhaben schließlich scheiterte.

---

<sup>95</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 280 (14. 11. 1925). Außer dem späteren Pächter Jakob Mayer waren dies Emil Friedrich, Land- und Gastwirt, Schafhalter in Untergröningen, Oberamt Gaildorf, und Karl Koch, Gutsverwalter bei Gutsbesitzer Jäger auf dem Lindenhof in Enningen.

<sup>96</sup> AHW, Hdk. Bü. 2485 (Pachtvertrag 1926/38).

<sup>97</sup> AHW, Hdk. Bü 2484 Qu. 298 (15. 3. 1928; Erweiterung von 34 m<sup>3</sup> auf 64 m<sup>3</sup>).

<sup>98</sup> AHW, Hdk. Bü. 2485 (Verlängerung des Pachtvertrags 1938/50).

<sup>99</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 Qu. 363 (Geologisches Gutachten des Geologisch-Mineralischen Instituts der Technischen Hochschule Stuttgart, 3. 12. 1940).

<sup>100</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 Qu. 407 (Schreiben des Landesverbandes der Schafzüchter in Württemberg und Hohenzollern, 8. 7. 1942). Der bestehende Schafstall, 32 Meter lang und 12 Meter breit, bot Platz für 400 Schafe mit Lämmern.

Über das Pächterehepaar Mayer brachte der Krieg schweres Leid: Drei der vier Söhne fielen in Russland.<sup>101</sup> Obwohl der jüngste Sohn Interesse an der Weiterführung des Pachtverhältnisses zeigte, gab es infolge des schlechten Zustandes der Gebäude Schwierigkeiten. Im Februar 1946 brannte dann noch der Viehstall ab.<sup>102</sup> Nun verließ der Sohn mit seiner Frau die Domäne, weil er aufgrund der beengten Verhältnisse für sich keine Zukunft auf dem Hof sah.<sup>103</sup> Die Frau des Domänenpächters starb im November 1947, so dass nun niemand mehr den Haushalt auf der Achalm führte. Aber im folgenden Frühjahr konnte das neue Stallgebäude genutzt werden.

Für die Hofkammer stellte sich angesichts der Situation die brisante Frage, was man mit dem Gut tun sollte. Es gab zwei Pacht Liebhaber, darunter den Schwiegersohn des Ehepaars Mayer, der allerdings kein erfahrener Landwirt war. Da die Beamten keine Möglichkeit sahen, das Gut jemals auf Dauer rentabel zu betreiben, stimmte Herzog Philipp Albrecht schließlich nach einigem Zögern einem Verkauf der Domäne Achalm zu.

## Verkauf der Achalm

Als Argumente für einen Verkauf der Domäne hatten die Hofkammerbeamten neben der mangelnden Rentabilität angebracht, dass es zu diesem Zeitpunkt noch genügend Kauf Liebhaber gebe, es aber zweifelhaft sei, wie lange diese günstige Situation noch anhalten würde. Dies bestätigte sich umgehend, als sofort nach Bekanntwerden der Verkaufsabsicht einige ernsthafte Kaufangebote bei der Hofkammer eintrafen. Indessen war völlig klar, dass auch die Stadt Reutlingen ein Interesse an dem Berg hatte, zumal ihr ein Vorkaufsrecht zustand, wenn sie die Achalm für öffentliche Zwecke ankauft. Deshalb verhandelten die Beamten im Jahr 1949 mit Oberbürgermeister Oskar Kalbfell.<sup>104</sup> Dieser zeigte großes Interesse an der Achalm, sah sich jedoch außerstande, den geforderten Kaufpreis von 100 000 DM in bar aufzubringen. Man schätzte bei der Hofkammer, dass der Erwerber noch einmal dieselbe Summe aufwenden müsste, um die erforderlichen Maßnahmen auf dem Gut durchzuführen: den Abbruch des alten Wohnhauses, die Erbauung eines neuen

<sup>101</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 Qu. 441 (Schreiben des Pächters Jakob Mayer, 1. 4. 1945). Beileidsbekundungen zum Tod der beiden anderen Söhne finden sich ebenfalls in den Akten.

<sup>102</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 Qu. 442 (Telegramm des kommissarischen Bürgermeisters Krüger, Eningen unter Achalm, 3. 2. 1946, über den Brand am 2. Februar um 18 Uhr); Qu. 443 (7. 2. 1946).

<sup>103</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 Qu. 508/509 (Schreiben des Domänenpächters Jakob Mayer, 1. 10. 1948; Schreiben des Hofkammeramts Stuttgart, 11. 10. 1948).

<sup>104</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Notiz über die Besprechung mit Oberbürgermeister Kalbfell, 15. 1. 1949).

Wohn- und Wirtschaftsgebäudes sowie den Bau einer Wasserleitung.<sup>105</sup> Nach einer Verhandlung mit dem Reutlinger Oberbürgermeister und Stadtdirektor Künzel ging bei der Hofkammer ein Angebot in Höhe von 70 000 DM bei sofortiger Barzahlung ein.<sup>106</sup> Einen Teil des Kaufpreises wollte man durch eine Haussammlung in Reutlingen aufbringen.<sup>107</sup> Die von der Stadt Reutlingen gebotene Summe lag damit weit unter den Vorstellungen der Hofkammer. Dort vermutete man, dass Oberbürgermeister Kalbfell kurz vor der anstehenden Bundestagswahl, bei der er kandidierte, vorsichtig taktieren würde, zumal die Meinung der Reutlinger Bürger bezüglich des Ankaufs offenbar geteilt war. Die Hofkammer sah sich allerdings im Zugzwang, da bei einem Inkrafttreten der Gesetze zur Bodenreform ein freier Verkauf nicht mehr möglich sein würde. Deshalb bot sie die Achalm den drei Pächtern der eigenen Domänen Achalm, Steinbachhof und Weil an. Die Überlegungen gingen dahin, die Stadt Reutlingen zur Ausübung ihres Vorkaufsrechts zu veranlassen, ohne Oberbürgermeister Kalbfell damit politisch zu schaden.<sup>108</sup> Allerdings teilte ein Reutlinger Informant der Hofkammer mit, dass in der Öffentlichkeit das Interesse an einem Ankauf der Achalm stark nachgelassen habe und viele Einwohner den Kauf als Unfug ansähen.<sup>109</sup>

Die Verkaufsverhandlungen mit verschiedenen Interessenten zogen sich in die Länge. Im Dezember 1949 erschien in der Stuttgarter Zeitung eine Meldung, dass die Domäne Achalm um 90 000 DM an die Schafhalterfirma Weeger & Hausch in Kirchheim unter Teck verkauft werde, falls die Stadt Reutlingen ihr Vorkaufsrecht nicht ausübe. Die Stadt verzichtete auf den Ankauf des Gutes, insbesondere auch deshalb, weil Oberbürgermeister Kalbfell angesichts der Kosten für den Ankauf und die Unterhaltung des Gutes eine zurückhaltende Position einnahm. Wahrscheinlich hoffte er, durch Zuwarten den Kaufpreis drücken zu können.<sup>110</sup> Darauf verkaufte die Hofkammer ihre Domäne Achalm am 15. Februar 1950 an den Schafhalter Theodor Hausch aus Kirchheim unter Teck.<sup>111</sup> Nun aber sah sich Oberbürgermeister Oskar Kalbfell heftigen Attacken seitens der Lokalpresse ausgesetzt, die ihm Versäumnisse im Zuge der Kaufverhandlungen vorwarf. Auch in der Reutlinger

---

<sup>105</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Notizen des Herzogs Philipp Albrecht von Württemberg zur Besprechung mit Oberbürgermeister Kalbfell, 24. 5. 1949).

<sup>106</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Niederschrift über die Besprechung mit Oberbürgermeister Kalbfell und Stadtdirektor Künzel, 25. 5. 1949; Schreiben des Oberbürgermeisters, 28. 5. 1949).

<sup>107</sup> Diese Haussammlung kam nie zustande, obwohl bereits Spendenaufrufe vorbereitet wurden. Vgl. Stadtarchiv Reutlingen, S 90 Nr. 533 (Gemalter Spendenaufruf von Friedrich Bernhard Kleiner, 1949/50).

<sup>108</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Notizen der Hofkammer, 12. 7. 1949).

<sup>109</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Schreiben des Architekten Adolf Melber an das Hofkammeramt Stuttgart, 4. 7. 1949).

<sup>110</sup> Stadtarchiv Reutlingen, Hauptamtsregistratur Az. 941–20 (Anfrage der Hofkammer, 26. 4. 1949).

<sup>111</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Kaufvertrag vom 15. 2. 1950); der Kaufpreis betrug 100 000 DM.

Öffentlichkeit gingen die Wogen hoch, da nun doch viele Einwohner einen Ankauf der Achalm geradezu als Ehrensache für die Stadt ansahen. In einer lebhaften Gemeinderatssitzung am 9. März 1950 übten Mitglieder des Gemeinderats scharfe Kritik an der Stadtverwaltung und an einzelnen Gemeinderäten wie Eugen Wirsching, die gegenüber den Ankaufsplänen eine eher nüchterne Haltung eingenommen hatten. Gegen Vorwürfe, er habe durch persönliche Versäumnisse die Erwerbung vereitelt, wehrte sich Kalbfell mit einer langen Erklärung im Reutlinger General-Anzeiger.<sup>112</sup> Nun fasste der Gemeinderat den Beschluss, das Vorkaufsrecht der Stadt Reutlingen auszuüben, und erhob eine gerichtliche Klage gegen die Hofkammer. Gleichzeitig jedoch sondierte man beim Erwerber Hausch über die Möglichkeiten eines Ankaufs des Gipfelgeländes der Achalm.<sup>113</sup> Am 8. Dezember 1950 kam es zu einer juristischen Auseinandersetzung vor dem Fideikommissenat des Oberlandesgerichts Tübingen, die mit einem Vergleich endete. Der Kaufvertrag zwischen der Hofkammer des Hauses Württemberg und dem Schafhalter Hausch blieb unangefochten. Dagegen überließ Hausch der Stadt Reutlingen unentgeltlich den bewaldeten Gipfel der Achalm mit dem Aussichtsturm.<sup>114</sup> Im Gegenzug verpflichtete sich die Stadt zur Unterhaltung von Wegen sowie zur Abtretung von Holznutzungs- und Jagdrechten und gewährte Hausch ein unverzinsliches Darlehen zum Bau einer Gastwirtschaft.<sup>115</sup>

Der Domänenpächter Jakob Mayer erhielt die Erlaubnis, bis Lichtmess (2. Februar) 1951 auf der Domäne zu verbleiben, um eine ordnungsgemäße Übergabe an den Käufer zu gewährleisten.<sup>116</sup> Nun wurde das Wohngebäude aus dem frühen 19. Jahrhundert abgebrochen.<sup>117</sup> Mit dem Abzug des Domänenpächters endete eine jahrhundertlange Beziehung zwischen dem Haus Württemberg und der Achalm.

---

<sup>112</sup> Reutlinger General-Anzeiger, 10. 3. 1950.

<sup>113</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Besprechungsprotokoll, 2. 8. 1950). In der Stuttgarter Zeitung vom 15. 12. 1950 erschien die Meldung, dass die Firma Weeger & Hausch den bewaldeten Gipfel mit Ruine und Aussichtsturm der Stadt Reutlingen schenken wolle.

<sup>114</sup> In diesem Textabschnitt wurden Anregungen aus den Texten zu einer im Dezember 2000 gezeigten Ausstellung in den Vitrinen des Stadtarchivs Reutlingen, teils als wörtliche Zitate, aufgenommen (Titel: Der „Kampf um die Achalm“ 1950, Bearbeiter: Gerald Kronberger). Mein Dank gilt Herrn Stadtarchivdirektor Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt für seine weiterführenden Hinweise.

<sup>115</sup> Stadtarchiv Reutlingen, Gemeinderatsprotokolle 1950 § 388 (Beschluss vom 14. 12. 1950).

<sup>116</sup> AHW, Hdk. Bü 2485 (Notiz, 12. 7. 1950).

<sup>117</sup> Reutlinger General-Anzeiger, 27. 1. 1951.

**Anlage 1****Verwalter und Pächter auf der Domäne Achalm<sup>118</sup>****Gutsaufseher**

Jakob Friedrich Scheuler, Pfullingen	1822
[...] v. Mayer	1822–1823
Ernst Geismayer	1823–1824
[...] Pfaff	1824–1825
Philipp Jakob Fritz	1825–1829
[...] Renz	1829–1832
Johann Adam Haux, Assessor, Reutlingen (nebenamtlich)	1833–1846
[...] Braun, Finanzkammerregistrator, Reutlingen	1846–1850
[...] Ruoff, Verwaltungsaktuar, Reutlingen	1850–1860

**Oberschäfer**

[...] Fischer	1860–1879
Wilhelm Kirschbaum	1879–1885
Friedrich Vogt	1885–1909

**Pächter**

Ernst Geiger, Schafhalter, Reutlingen	1909–1921
Albert Müntz, Korvettenkapitän a. D., Tübingen	1921–1926
Jakob Mayer, Hülbenhof, Gemeinde Anhausen, Oberamt Münsingen	1926–1950

**Anlage 2****Wollverkauf 1823 bis 1908<sup>119</sup>**

1823

Käufer: Vicomte Perrault de Jotemps<sup>120</sup>, Croissy bei Paris.

1824

Käufer: Vicomte Perrault de Jotemps, Croissy bei Paris.

<sup>118</sup> Bis 1860 war auf dem Gut ein Aufseher angestellt, der die Rechnungsführung übernahm; ein Oberschäfer war für den landwirtschaftlichen Betrieb verantwortlich. Seit 1860 befanden sich Ökonomie und Rechnungsführung in der Verantwortung des Oberschäfers. AHW, Hdk. Bü 2864 (Kgl. Dekret, 12. 10. 1860).

<sup>119</sup> AHW, Hdk. Bü 2896. In den fehlenden Jahren konnten die Käufer nicht ermittelt werden; Käufer von kleinen Mengen sind nicht berücksichtigt.

<sup>120</sup> Verfasser eines Werks über die Schafzucht: Vicomte Perrault de Jotemps, Fabry Gerod: Nouveau traité sur la laine et sur les moutons, Paris 1824.

1825

Käufer: Kaufmann und Tuchfabrikant Christian Heinrich Enslin, Stuttgart. Preis: Feine Wolle ungewaschen 115 fl. pro Zentner (= gewaschen 230 fl.); Wolle von Mannersdorfer und Bastardschafen 75 fl.

1826

Käufer: Tuchmacher Johann Georg List, Reutlingen. Preis: 61 fl. pro Zentner.

1827

Käufer: Kloz.

1828

Käufer: Fabrikant Schönleber, Ludwigsburg. Preis: Nazer Wolle 100 fl. pro Zentner; sächsische Wolle 110 fl.

1829

Käufer: Ehrmann, Straßburg. Preis: 110 fl. pro Zentner.

1830

Käufer: Fabrikanten Gebr. Hartmann, Esslingen; unbekannte Fabrikanten in Reutlingen und Metzingen. Preis: 100 fl. pro Zentner.

1834

Käufer: Fabrikanten Gebr. Hartmann, Esslingen; Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten (unbedeutender Posten).

1845

Käufer: Fabrikanten Gebr. Hartmann, Esslingen (Merinowolle, Englische Wolle); Fabrikant Merz, Augsburg (Merino-Englische Wolle). Preis: 115 fl. pro Zentner.

1846

Käufer: G. H. Kellers Söhne, Stuttgart (Merinowolle); Arbeitshaus Ludwigsburg (Merino-Englische Wolle). Preis: 185 fl. pro Zentner.

1847

Käufer: Hans Kaspar Schütz, Zürich (Merino-Englische Wolle); G. H. Kellers Söhne, Stuttgart (Merinowolle); Arbeitshaus Ludwigsburg (Englische Wolle). Preis: 190 fl. pro Zentner.

1848

Käufer: Jakob Ruoff, Cannstatt (Merino-Englische Lockenwolle); Gottfried Schöttle, Ebhausen (Merino-Englische Lammwolle); Arbeitshaus Ludwigsburg (Englische Wolle); Karl Alber, Großheppach (Merinowolle); Tuchmacher Maier, Reutlingen (Merino-Englische Wolle); G. H. Kellers Söhne, Stuttgart (Merinowolle). Preis: 160 fl. pro Zentner.

1849

Käufer: Tuchmacher Maier, Reutlingen (Merino-Englische Wolle); G. H. Kellers Söhne, Stuttgart (Merinowolle); Arbeitshaus Ludwigsburg (Englische Wolle); August Borst, Göppingen (Merinowolle). Preis: 185 fl. pro Zentner.

1850

Käufer: G. H. Kellers Söhne, Stuttgart (Merinowolle); Arbeitshaus Ludwigsburg (Merino-Englische Wolle). Preis: 185 fl. pro Zentner.

1859

Käufer: Württembergische Handelsgesellschaft.

1860

Käufer: Tuchmacher Michael Reifstänger, Metzingen; Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten.

1861

Käufer: Tuchmacher Sigel, Metzingen; Firma Gebr. Hartmann, Esslingen.

1863

Käufer: Tuchmacher Sigel, Metzingen; Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten; Friedrich Möhrlin, Freudenstadt.

1864

Käufer: Seeger, Calw.

1865

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten.

1866

502 Schafe, Wollertrag pro Schaf 1,8 Pfund.

Käufer: Lehnemann, Springer und Dautel, Backnang, gemeinsam; Friedrich Möhrlin, Freudenstadt. Schurwolle: 150 fl. pro Zentner; Lammwolle: 100 fl.; Lockenwolle: 75 fl.

1867

419 Schafe, Wollertrag pro Schaf 1,9 Pfund.

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten. Schurwolle: 180 fl. pro Zentner; Lammwolle: 120 fl.; Lockenwolle: 90 fl.

1868

364 Schafe, Wollertrag pro Schaf 1,8 Pfund.

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten. Schurwolle: 170 fl. pro Zentner; Lammwolle: 113 1/3 fl.; Lockenwolle: 85 fl.

1869

420 Schafe, Wollertrag pro Schaf 1,7 Pfund.

Käufer: Tuchmacher Lehnemann & Consorten, Backnang. Schurwolle: 133 fl. pro Zentner; Lammwolle: 88 2/3 fl.; Lockenwolle: 66 1/2 fl.

1871

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten.

1872

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten; C. C. Lutz, Nagold.

1873

Käufer: Alfred Schmid, Göppingen.

1874

Käufer: Tobias Gauß, Rohrdorf.

1875

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten.

1876

Käufer: Alfred Schmid, Göppingen.

1877

(Achalm und Weil). Preise pro Zentner: 250 M./225 M./100 M (versch. Qualitäten).

Käufer: Tuchmacher J. J. Lang, Metzingen, und Tuchmacher Kostenbader, Metzingen (Tuchwolle); Tuchmacher J. J. Lang, Metzingen (Kammwolle); Maurer, Aidlingen.

1878

(Achalm und Weil). Preise: 260 M./220 M./110 M.

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten (Schäpper- und Lockenwolle<sup>121</sup> vom Tuchwollstamm sowie Lammwolle); Tuchmacher J. J. Lang, Metzingen (Schäpper- und Lammwolle vom Kammwollstamm); Tuchmacher Kostenbader, Metzingen (Bollenwolle vom Kammwollstamm).

1879

(Achalm und Weil). Preise: 245 M./205 M. [Zum Vergleich: Jährlicher Durchschnittsertrag der Domäne Achalm: 3357 M.]

Käufer: Tobias Gauß, Tuchmacher und Flanellfabrikant, Rohrdorf OA Nagold.

1880

(Achalm und Weil). Preise: 250 M./220 M.

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten.

1881

(Achalm und Weil). Preise: 252 M./220 M.

Käufer: Tuchmacher Schneider, Rottenburg; Fa. Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten.

1882

(Achalm und Weil). Preise: 235 M./122 M.

Käufer: Firma Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten (gute Wolle); Tuchmacher Wilhelm Kostenbader, Metzingen (Locken- und Schweißwolle<sup>122</sup>).

1883

(Achalm und Weil). Preise: 215 M./107½ M.

Käufer: Fabrikant G. F. Wagner, Calw.

1884

(Achalm und Weil). Preise: 205 M./100 M.

Käufer: Tuchfabrikant J. H. Kalbfell, Reutlingen.

1885

(Achalm und Weil). Preise: 185 M./92½ M.

Käufer: Tuchfabrikant J. G. Kalbfell, Reutlingen.

---

<sup>121</sup> Schäpperwolle: Die gesamte von einem Schaf gewonnene Wolle, vgl. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Band 5, Tübingen 1920, Sp. 694. Lockenwolle: Weniger hochwertige Wolle von Bauch, Bein und Kopfansatz des Schafes.

<sup>122</sup> Bei der Schweißwolle handelt es sich um die unmittelbar vom lebenden Schaf stammende ungewaschene Wolle, die noch den Wollschweiß, Schmutz und vegetabilische Verunreinigungen etc. enthält.

1886

(Achalm und Weil). Preise: 180 M./90 M./40 M.

Käufer: Gebr. Zoeppritz AG, Mergelstetten (Feinbastardwolle, Locken- und Schweißwolle); Gottlob Ernst, Metzingen (Bollenwolle).

1887

(Achalm und Weil). Preise: 200 M./100 M.

Käufer: Tuchfabrikant Christian Völter, Metzingen.

1888

(Achalm und Weil). Preise: 168 M./84 M.

Käufer: Tuchfabrikant Uber, Reutlingen.

1889

(Achalm und Weil). Preise: 188 M./94 M.

Käufer: Tuchfabrikant Uber, Reutlingen.

1890

(Achalm und Weil). Preise: 170 M./85 M.

Käufer: Tuchfabrikant Uber, Reutlingen.

1891

(Achalm und Weil). Preise: 185 M./92½ M.

Käufer: Tuchfabrikant Uber, Reutlingen.

1892

(Achalm und Weil). Preise: 175 M./87½ M.

Käufer: Trappistenkloster Ölenberg/Elsass.

1893

(Achalm und Weil). Preise: 155 M./77 M.

Käufer: Tuchfabrikant Uber, Reutlingen.

1894

(Achalm und Weil). Preise: 150 M./75 M.

Käufer: Tuchfabrikant Uber, Reutlingen.

1895

(Achalm und Weil). Preise: 152 M./76 M.

Käufer: Tuchfabrikant Uber, Reutlingen.

1896

(Achalm und Weil). Preise: 142 M./71 M. Ganz geringe Kauflust; hochfeine Wolle nicht absetzbar.

Käufer: Tuchfabrik Gänslen & Völter, Metzingen.

1897

(Achalm und Weil). Preise: 136 M./68 M. Allgemeiner Preisrückgang 10–12 %; hochfeine Wolle (z. B. von der Herde des Grafen Rechberg) nicht mehr absetzbar.

Käufer: Trappistenkloster Ölenberg/Elsass; G. A. Göbel, Ebingen.

1898

(Achalm und Weil). Preise: 150 M./75 M. Allgemeiner Preisaufschlag 10 %.

Käufer: Tuchmacher Immanuel Günther, Nagold.

1899

(Achalm und Weil). Preise: 185 M./92 M.  
Käufer: Tuchmacher Friedrich Kapp, Nagold.

1900

(Achalm und Weil). Preise: 158 M. Flauer Verkauf; größerer Preisrückgang bei feinerer Wolle. Locken-, Schweiß- und Bollenwolle musste in den Kauf gegeben werden.  
Käufer: Tuchfabrikant Karl Braun, Metzingen.

1901

(Achalm und Weil). Preise: 133 M. Hofdomänenkammer: „Unter solchen Umständen, und da durch die bleibende Konkurrenz der überseeischen Wolle eine Besserung im Wollgeschäft nicht zu erwarten ist, dürfte die teilweise oder gänzliche Aufhebung der Schäferei ins Auge gefasst werden.“  
Käufer: Tuchmacher Göbel, Ebingen.

1902

(Achalm und Weil). Preise: 144 M. Vorschlag einer Reduzierung der Schäferei. Höhere Preise als im Vorjahr (5–10 %), aber schleppender Verkauf.  
Käufer: Wollgeschäft M. Eschborn, München.

1903

(Achalm und Weil). Preise: 155 M. Locken- und Bollenwolle wurde auf der Achalm zurückbehalten. Etwas erhöhte Preise, rascher Verkauf. Das Hofkameralamt hat den höchsten Preis des heurigen Wollmarkts erzielt.  
Käufer: Tuchmacher Günther, Nagold.

1904

(Achalm und Weil). Preise: 163 M. Rascher Verkauf.  
Käufer: Tuchmacher Adolf Göbel, Ebingen.

1905

(Achalm und Weil). Preise: 180 M. Höhere Preise, rascher Verkauf.  
Käufer: Tuchmacher Günther, Nagold.

1906

(Achalm und Weil). Preise: 192 M.  
Käufer: Tuchfabrik Johannes Braun, Metzingen.

1907

(Achalm und Weil). Preise: 166 M. Der Preis für die Achalmer Wolle war der höchste auf dem Wollmarkt erzielte Kaufpreis; allg. Abschlag von 30–35 M. pro Zentner.  
Käufer: Tuchmacher Adolf Göbel, Nagold.

1908

(Achalm und Weil). Preise: 156 M. Der Preis für die Achalmer Wolle war der höchste auf dem Wollmarkt erzielte Kaufpreis; weiterer Preisrückgang.  
Käufer: Tuchmacher C. F. Weitbrecht, Nagold.

# Der abgegangene Zwiefalter Klosterhof in Reutlingen

## Überraschende Entdeckungen 30 Jahre nach dem Abbruch

Von Egbert Martins

### 1. Zwiefalterhofstraße 2

Bei der Bearbeitung eines Vortrages über abgebrochene Gebäude in der Reutlinger Altstadt wurden durch die Vergrößerung auf dem Bildschirm des PCs auf einem alten Foto gotische Fensterschlitze im Giebel des Gebäudes Zwiefalterhofstraße 2 bemerkt (*Abb. 1*).

Die drei sehr schmalen „Fenster“ oben in dem hellen Giebel wurden als gotische Fensteröffnungen identifiziert. Der Giebel zeigt eine weitere Besonderheit: Beim genauen Hinsehen erkennt man, dass die hell verputzte Wand asymmetrisch ist; die Dachrinne links, wo der Anbau ansetzt, liegt etwas niedriger als die Traufe auf der rechten Seite. Die Giebelscheibe wurde im 2. Quartal des 19. Jahrhunderts<sup>1</sup> nach links um ca. 1 Meter verbreitert, um dahinter neue Gerberbalkone zu verstecken (*Abb. 2*). Das einstöckige Gebäude im Vordergrund, Zwiefalterhofstraße 4, mit dem flach geneigten Dach lässt äußerlich nichts mehr von der alten Stättlichkeit erkennen. Die Kriegszerstörung hatte nur diesen unansehnlichen Rest von dem Hauptgebäude des ehemaligen Zwiefalter Klosterhofes übrig gelassen.

Vor dem Abbruch der Gebäude im Jahre 1974 für den Neubau des Parkhauses „Stadtmitte“<sup>2</sup> war man in Reutlingen der Meinung, von der geschichtlich wertvollen Substanz dieses einst reichsten der Reutlinger Klosterhöfe sei nichts mehr vorhanden, da er beim Stadtbrand 1726 vollständig niedergebrannt sei. Erhaltene gotische Bauteile waren deshalb an dieser Stelle sehr unwahrscheinlich. Trotzdem äußerten zwei Fachleute 2004 unabhängig voneinander übereinstimmend, dass die drei merkwürdigen schmalen Fensterschlitze oben im Giebel von Zwiefalterhofstraße 2 gotische Bauteile sein müssten.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Das ungefähre Baudatum erschließt sich aus dem Vergleich der Flurkarte 1847 mit dem Urkataster von 1820. Ab 1847 wird das Gebäude auf der Seite gegen das Dekanat (Aulberstraße) mit einem sehr schmalen Anbau, der der gesamten Seitenwand vorgelagert ist, dargestellt.

<sup>2</sup> Vgl. Egbert Martins: Reutlingen – 30 Jahre Stadtbild im Wandel, in: Reutlinger Geschichtsblätter (künftig: RGB) NF 43 (2004), S. 28–30. Der Autor war ab 1973 als Sachbearbeiter im Stadtplanungsamt mit dem Bau des Parkhauses und damit mit dem Abbruch des Zwiefalter Klosterhofs dienstlich befasst.

<sup>3</sup> Der Autor hat den Bauhistorikern Dr. Bernd Breyvogel und Tilmann Marsteller M. A. 2004 einen Bildausschnitt des Giebels, der keinen örtlichen Zusammenhang erkennen ließ, vorgelegt und beide um eine Einschätzung gebeten.



Abb. 1: Zwiefalter Hof von der Gartenstraße aus, 1974. Vorne das nach dem Krieg nur mit einem Notdach provisorisch geschützte Erdgeschoss des Gebäudes Zwiefalterhofstraße 4, darüber die nordöstliche Giebelscheibe des Gebäudes Zwiefalterhofstraße 2 mit den drei fast schwarzen „Schlitzen“ im Giebeldreieck.

Daraufhin wurden im Stadtarchiv alle von dem Ensemble vorhandenen Fotos durchgeschaut. Der Giebel war jedoch auf keinem anderen der zahlreichen Bilder besser zu sehen. In einem kleinen Bestand von Baugesuchsplänen fanden sich jedoch 2 Plansätze mit Zeichnungen des Gebäudes aus unterschiedlichen Jahren.<sup>4</sup> 1919 wurde an der Südostecke des Hauses ein dreigeschossiger Verandaanbau errichtet. In den Zeichnungen ist zwar nur ein kleiner Teil des bestehenden Wohnhauses dargestellt (Abb. 2), überraschenderweise haben aber die Außenwände im dargestellten Bereich in allen drei Geschossen eine Wandstärke von 1,0 Meter. Außerdem ist ein Baugesuch von 1927 für den „Einbau von Wohnräumen“ erhalten: Im Dachgeschoss sollten fünf Zimmer entstehen, belichtet durch zwei lange Gauben, auf jeder Seite eine. Die Pläne zeigen den Grundriss des zweiten Obergeschosses und des Dachgeschosses

<sup>4</sup> StadtA Reutlingen, Baurechtsamt, Bauakten Zwiefalterhofstraße 2.

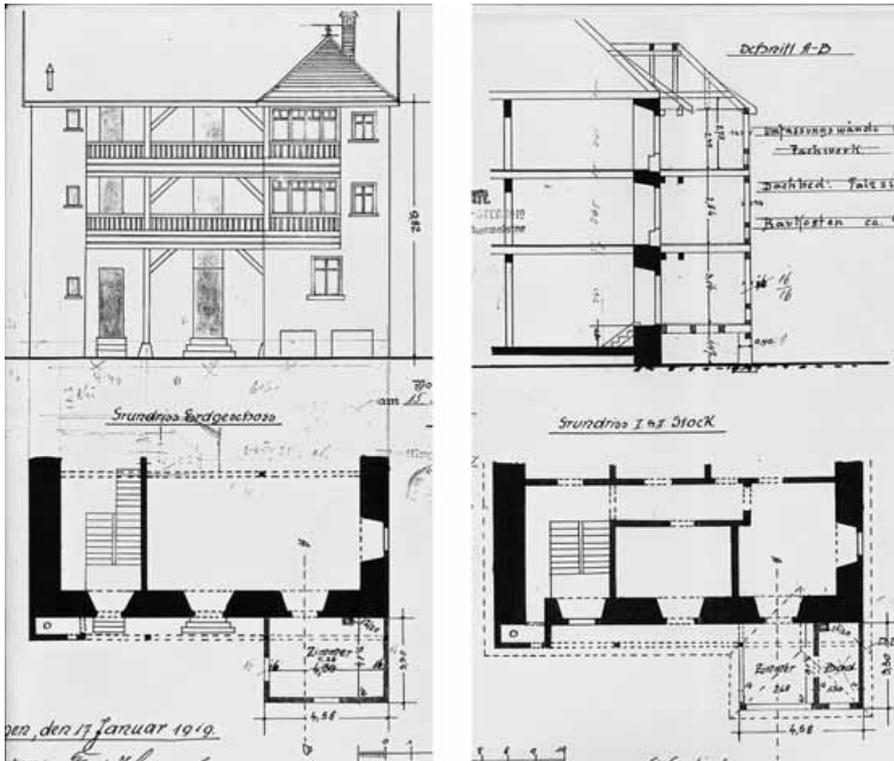


Abb. 2: Baugesuchsplan 1919, „dreistöckiger Veranda-Anbau“. Der Plan zeigt die südöstliche Längswand des Gebäudes Zwiefalterhofstraße 2 als Ansicht (oben links) mit den nur 0,9 Meter tiefen Balkonen, die zwischen 1820 und 1842 von einem Weißgerber errichtet wurden, unten links einen Teil des Erdgeschosses, oben rechts einen Schnitt und unten rechts einen Teil der Grundrisse des ersten und zweiten Geschosses. Links endeten die Balkone in einem kleinen WC, rechts wurden die vorhandenen Balkone 1919 durch den größeren Anbau entfernt. Beide Giebelscheiben, links und rechts, waren vor 1842 für das WC und die Balkone um fast 1 Meter in Richtung Südost gegen das Dekanatsgebäude verbreitert worden.

(Abb. 3). Auch in diesen Plänen sind die dargestellten Außenwände 1,0 Meter dick. Außenwände mit so großem Querschnitt sind in Reutlingen sehr ungewöhnlich. Die eigentümlich schiefen Fenstergewände im zweiten Obergeschoss beim Treppenhaufenster und im Dachgeschoss bei den Giebelfenstern auf beiden Seiten zeigen, dass mit etwas Mühe eine neue Nutzung in wesentlich ältere Außenmauern mit vorhandenen Wandöffnungen eingebaut werden sollte. Das Baugesuch von 1927 wurde nicht ausgeführt.

Wichtig in diesem Zusammenhang ist jedoch: Wenn zwei Plansätze von unterschiedlichen Architekten mit fast 10 Jahren zeitlichem Abstand überein-

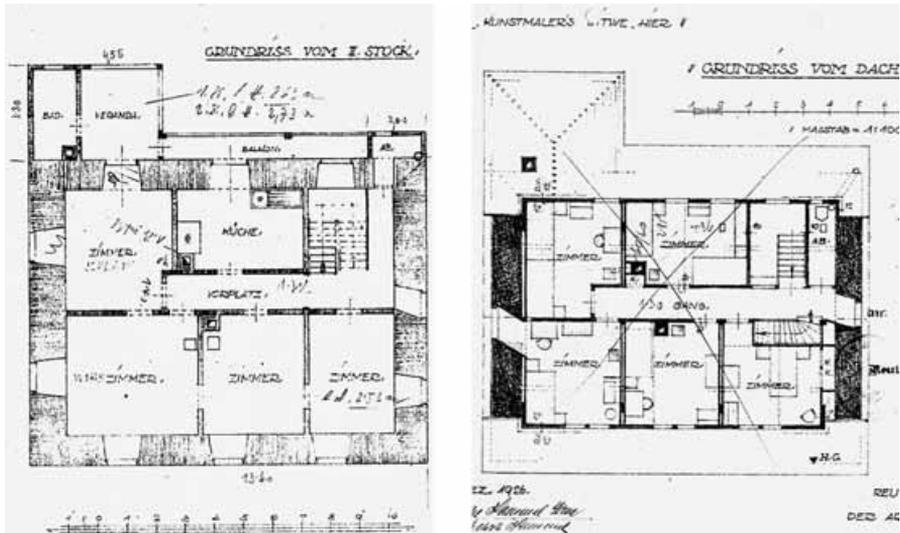


Abb. 3: Baugesuchsplan 1927, „Einbau von Wohnräumen“ in Zwiefalterhofstraße 2. Links das zweite Obergeschoss, die Wohnung der Witwe des Kunstmalers Friedrich Hummel, rechts das geplante Dachgeschoss. Die Himmelsrichtung der Pläne von 1919 und 1927 ist unterschiedlich: Was in Abb. 2 „unten“ ist, ist hier „oben“.

stimmend die Wände des Hauses so ungewöhnlich massiv darstellen, kann man davon ausgehen, dass die Mauern tatsächlich so stark waren. Danach scheint es erwiesen, dass das gesamte Gebäude bis hoch in die Giebelscheibe 1 Meter dicke Außenwände gehabt hat. Es war über alle Geschosse ein steinernes Haus. Aus heutiger Sicht erscheint es unbegreiflich, dass diese in Reutlingen ganz ungewöhnliche Tatsache in den 1960er und 70er Jahren offenbar weitgehend übersehen wurde. Einige frühere Bewohner bzw. Besucher des Hauses, die 2005 befragt wurden, schilderten übereinstimmend die sehr tiefen Fenster. Es wurde berichtet, dass im zweiten Obergeschoss die Fensterlaibungen von Kunstmaler Hummel, der bis zu seinem Tod 1920 hier gewohnt hatte, ausgemalt worden seien. Eine Besucherin erinnerte sich an Pferdebilder, die Ende der 1960er Jahre noch gut erkennbar waren.

Bei der Stadt, beim Denkmalamt und bei historisch Interessierten aber scheint dies alles nicht bekannt gewesen zu sein. In den erwähnten Bauakten findet sich auch ein Schriftsatz des aus Reutlingen stammenden Denkmalpflegers Gustav Adolf Rieth. Er hat sich in den 1960er Jahren anlässlich eines Baugesuches für Garagen im Hof mit dem Grundstück beschäftigt, doch war auch für ihn nur das benachbarte Dekanat, Aulberstraße 1, denkmalpflegerisch relevant. Karl Keim, einer der besten Kenner der Reutlinger Lokalgeschichte, hat in seinen Artikeln im Reutlinger General-Anzeiger in den 1970er Jahren ebenfalls die Meinung vertreten, mittelalterliche Reste seien beim Zwiefalter

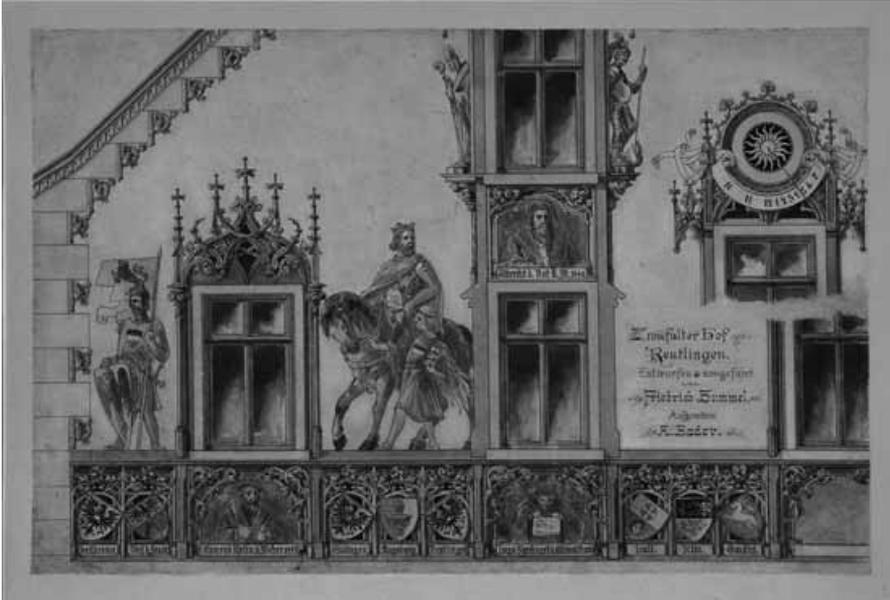


Abb. 4: Die aquarellierte Federzeichnung des sonst nicht weiter bekannten H. Bader – das Original befindet sich im Reutlinger Heimatmuseum – gibt einen farbigen Eindruck des Wandbildes von Fritz Hummel, wie es kurz nach der Fertigstellung ausgesehen hat. Es zeigt Kaiser Barbarossa zu Pferd, geführt von einem Knappen, links einen Landsknecht, über dem Mittelfenster ein Bürgermeisterporträt, rechts die auf der Fassade unter dem Giebel platzierte Sonnenuhr. In dem durchlaufenden Band unter den Fenstern befinden sich die Wappen anderer Reichsstädte und zwei weitere Porträts von Reutlinger Bürgern. Die Zeichnung gibt nur einen Ausschnitt wieder, das ausgeführte Wandbild war breiter und höher (s. Abb. 5).

Klosterhof nicht erhalten. In der von ihm verfassten historischen Beschreibung, die bei der Grundsteinlegung des Parkhauses mit eingemauert wurde, hieß es: „Im Stadtbrand von 1726 wurden die Klosterhofgebäude wie auch die gesamte Nachbarschaft bis auf die Grundmauern vernichtet; der Wiederaufbau erfolgte in einfachen Zweckbauten.“<sup>5</sup> Auch in dem 1990 von Heimatmuseum und Stadtarchiv herausgegebenen Ausstellungskatalog „Stadt Bild Geschichte“ wird über das Gebäude gesagt: „Das nach dem Stadtbrand errichtete Gebäude befand sich an der Stelle des alten Zwiefalter Klosterhofs.“<sup>6</sup>

<sup>5</sup> Reutlinger General-Anzeiger (GEA) vom 1. 4. 1975. Bei Karl Keim: Alt-Reutlingen. Bilder, Berichte, Erinnerungen, in: RGB NF 13 (1975), S. 48–50, ist der volle Wortlaut der Urkunde, die bei der Grundsteinlegung eingemauert wurde, abgedruckt.

<sup>6</sup> Stadt Bild Geschichte – Reutlinger Ansichten aus fünf Jahrhunderten, hrsg. von Heimatmuseum und Stadtarchiv, Reutlingen 1990, S. 170.



Abb 5: Das Wandbild von Fritz Hummel auf der Fassade von Zwiefalterhofstraße 2, fotografiert kurz nach der Fertigstellung 1897.

Für alle diese Aussagen ist sicher der sogenannte „Bettelplan“ eine Quelle gewesen. In diesem unmittelbar nach dem Brand gefertigten Plan ist der Baublock mit dem Zwiefalter Hof, wie vier Fünftel der Gebäude in der Altstadt, als durch das Feuer zerstört dargestellt.<sup>7</sup>

<sup>7</sup> Zum „Bettelplan“ aus dem Jahr 1727 siehe u. a. Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 6), S. 52 f. (mit Abb.).



Abb. 6: Zwiefalterhofstraße 2, Fassadenausschnitt mit Teilen des Wandbildes, Zustand Anfang 1970er Jahre. Das kürzere bemalte Band unter dem linken Fenster des 1. Obergeschosses enthielt in einem der drei Felder das Entstehungsdatum und den Namen des Künstlers.

Bei vielen Reutlingern war das Gebäude Zwiefalterhofstraße 2 beliebt. Der Grund war aber wohl weniger der historische Ursprung des Gebäudes, hauptsächlich das große Wandbild auf der Fassade zur Metzgerstraße (Abb. 4–6) begründete den Bekanntheitsgrad. Es war das einzige ältere große Wandbild in Reutlingen – Maler Friedrich (Fritz) Hummel hatte es 1897 auf die Fassade seines Hauses gemalt. Der Kunstmaler Hummel ist bis heute in Reutlingen noch relativ bekannt für seine Alt-Reutlinger Motive, aber auch für stimmungsvolle Bilder von der Alb.<sup>8</sup> Das Wandbild stellt in einem großen neugotischen Rahmen die Kaiser Friedrich Barbarossa und Maximilian zu Pferd mit einem Ritter und einem Landsknecht dar, darüber das Bild des reichsstädtischen Bürgermeisters Albert Roth (1340) und direkt unter dem Giebel eine Sonnenuhr. Die Figuren standen auf einem unter den Fenstern durchlaufenden Band mit den Wappen von Reutlingen und zehn reichsstädtischen

<sup>8</sup> Siehe Thomas Leon Heck; Joachim Liebchen: Reutlinger Künstlerlexikon, Reutlingen/Tübingen 1999, S. 126.

Schwesterstädten<sup>9</sup> sowie den Porträts bekannter Reutlinger Bürger, des Webers Conrad Yelin, des Chronisten Hugo Spechbart (Spechtshart) und des Buchdruckers Johannes Ottmar (*Abb. 5*). Die Giebelkanten waren mit Eckquadern gestaltet, die zusätzlich mit floralem Ornament verziert waren. Auch die Fenster und Wappen waren mit reichhaltigen Schmuckelementen und neugotischen Fialen umrahmt.<sup>10</sup>

Auf der linken Seite der Fassade befand sich unterhalb des linken Fensters im 1. Obergeschoss noch ein zweites, kürzeres, aus drei Elementen bestehendes Band, das bis zu einem zweigeschossigen Anbau mit Terrasse reichte. Auf einem wohl Anfang der 1970er Jahre aufgenommenen Foto (*Abb. 6*) ist dieser untere Abschluss des Bildes erkennbar: links das Feld mit der Signatur des Künstlers „F. Hummel, inv. + pxt, A. D. 1897“ (F. Hummel entworfen und gemalt im Jahre 1897), daneben das Wappen der Malerinnung mit dem Spruch „Ohn Glück und Gunst ist Kunst umsonst“ und rechts die Inschrift „Zwiefalten hat mich aufgebaut/Geb Gott, daß immer auf mich schaut/Im deutschen Reiche, fromm und recht/Ein freies tüchtiges Geschlecht.“ Dieser schöne Wunsch des Malers wurde leider schon von seiner Familie wenig beachtet. Obwohl ihr das Gebäude bis 1965 gehörte und die Witwe des Malers bis 1958 im Hause wohnte, wurde keinerlei Aufwand für eine Erhaltung des Bildes betrieben. 1959 hatte die Familie sogar die Absicht, den ganzen Garten vor der Fassade bis zur Metzgerstraße mit Garagen zu überbauen. Das Wandbild hätte dann mehr oder minder einen Garagenhof „geschmückt“. Nur durch den Einspruch eines Nachbarn wurde dieses Vorhaben verhindert.<sup>11</sup>

Auf das große Wandbild konnte man also schon länger nicht mehr mit viel Freude „schauen“. Das mag eine Erklärung dafür sein, dass das Gebäude mit dieser auffälligen Fassade überraschenderweise in den Bildbänden über Reutlingen nach dem Krieg nicht vorkommt, und auch unter einer sehr großen Anzahl von Postkarten mit Reutlinger Motiven fand sich keine, die diese Fassade zeigt.<sup>12</sup> Offenbar wirkte das ganze Haus schon eine Reihe von Jahren etwas heruntergekommen. Vielleicht war die Planung der Stadt, das Gebäude zugunsten öffentlicher Stellplätze abzubrechen, teilweise mit ein Grund für den schlechten Zustand Anfang der 1970er Jahre. Jedenfalls war zum Zeitpunkt

<sup>9</sup> Die Wappen folgender Städte waren abgebildet (von links nach rechts): Heilbronn, Weil der Stadt, Esslingen, Augsburg, Reutlingen, Hall, Ulm, Gmünd, Biberach, Rottweil, Ravensburg.

<sup>10</sup> Siehe Karl Keim: Kein Stein blieb auf dem anderen. Vom Kloster Zwiefalten und seinem untergegangenen Hof in Reutlingen, in: Unsere Heimat. Beilage zum GEA, April 1979; s. auch Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 6), S. 170, wobei es sich bei der hier abgebildeten farbigen Zeichnung jedoch nicht um einen Entwurf, sondern um eine Wiedergabe („Aufnahme“) des vorhandenen Bildes handelt (s. *Abb. 4*).

<sup>11</sup> Stadt Reutlingen, Baurechtsamt, Bauakten Zwiefalterhofstraße 2.

<sup>12</sup> Überprüft wurden die Postkartensammlungen des Stadtarchivs und des Reutlinger Architekten Kurt Scherzinger mit jeweils über 2000 Postkarten.



Abb. 7: Das Gebäude Zwiefalterhofstraße 2 vom Turm der Marienkirche, 1974, kurz vor dem Abbruch.

des Abbruchs 1974 von dem Glanz, den die Fassade Ende des 19. Jahrhunderts ausgestrahlt hatte, nicht mehr viel zu erahnen.

Der äußere Eindruck des Hauses ließ so auf Anhieb nicht erkennen, dass sich bis in die Giebelscheiben Mauern eines mittelalterlichen Gebäudes erhalten hatten. Die seitlichen Balkone und der Terrassenanbau versteckten ebenso wie das große Wandbild den mittelalterlichen Kern. Nur wenn man genau hinschaut, sieht man, dass auch dieser vordere Giebel unsymmetrisch ist. Der schmale seitliche Anbau für eine Toilette pro Geschoss und die erwähnten schmalen Gerberbalkone (Abb. 2) sowie das um ca. 1 Meter verbreiterte Dach zeigen, dass die Giebelscheibe nicht in einem Stück errichtet worden ist (Abb. 1 und 7). Einem aufmerksamen Betrachter hätte das auffallen können.

In dem 2003 veröffentlichten Archäologischen Stadtkataster heißt es, der Klosterhof sei 1726 „teilweise abgebrannt“ und danach „wieder aufgebaut“ worden.<sup>13</sup> In dem ausführlichen Text über den Zwiefalter Hof wird eine Kapelle beschrieben, die über einem Keller gestanden habe. Eine erste Kapelle des Klosterhofes ist bereits 1277 erwähnt. Später wird auch von weiteren

<sup>13</sup> Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 23: Reutlingen, hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Reutlingen, bearb. von Alois Schneider, 2003, S. 164–167.

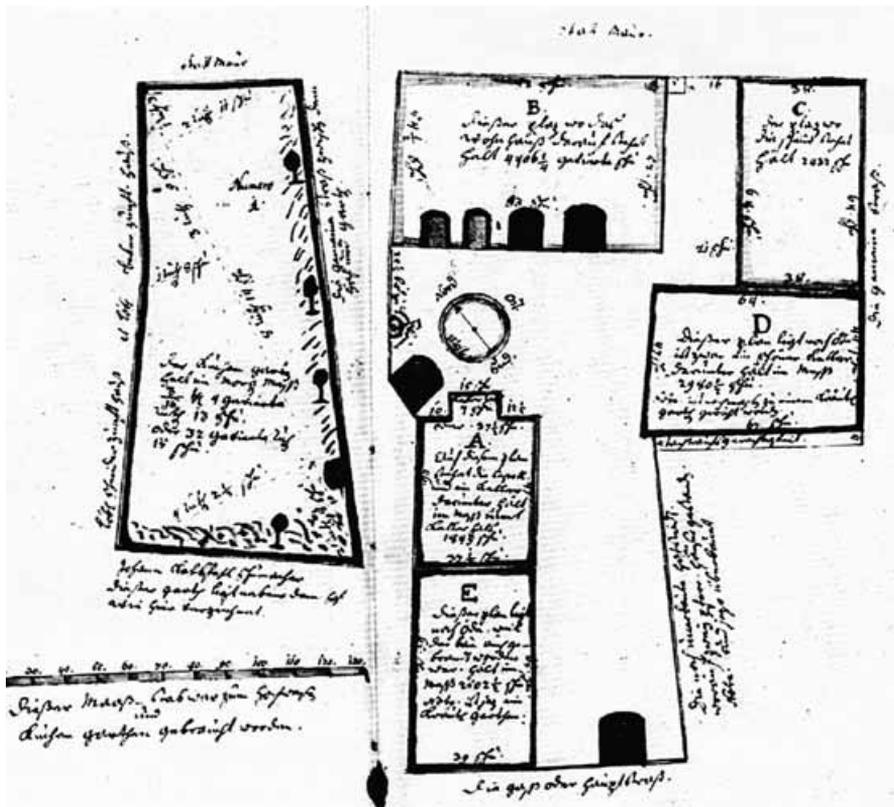


Abb. 8: Plan des Zwiefalter Klosterhofes aus dem Jahr 1766. Rechts das mit einer Mauer umgebene Klosterhof-Areal, links, durch eine Gasse („gemeine straß“) getrennt, der ebenfalls ummauerte Küchergarten.

Kapellenbauten auf dem Grundstück berichtet, doch bleibt unklar, wo diese gestanden haben. Von einer heißt es, sie habe sich „hinter dem Pferdestall und dem Kellerhals“ befunden. Sie hatte Gewölbe und war 1559 ausgemalt worden. Diese Kapelle wurde offenbar zeitweilig auch von der Reutlinger Bevölkerung besucht. Deswegen dürfte sie relativ groß gewesen sein.

Nach den Ausführungen im Archäologischen Stadtkataster sind nach dem Stadtbrand 1726 „Haus, Scheuer und die mit einem Dach abgedeckte ‚Zarge‘ der Johanneskapelle“ wieder aufgebaut worden. Wenn auch der Ausdruck „Zarge“ nicht sicher zu deuten ist (vermutlich: Umfassungsmauer<sup>14</sup>), so war doch offensichtlich ein Dach vorhanden – also müssen auch Wände, vermutlich bis zur Höhe des Daches, erhalten geblieben sein. In einem aus dem Jahr

<sup>14</sup> Vgl. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. VI, Tübingen 1924, Sp. 1051 f.

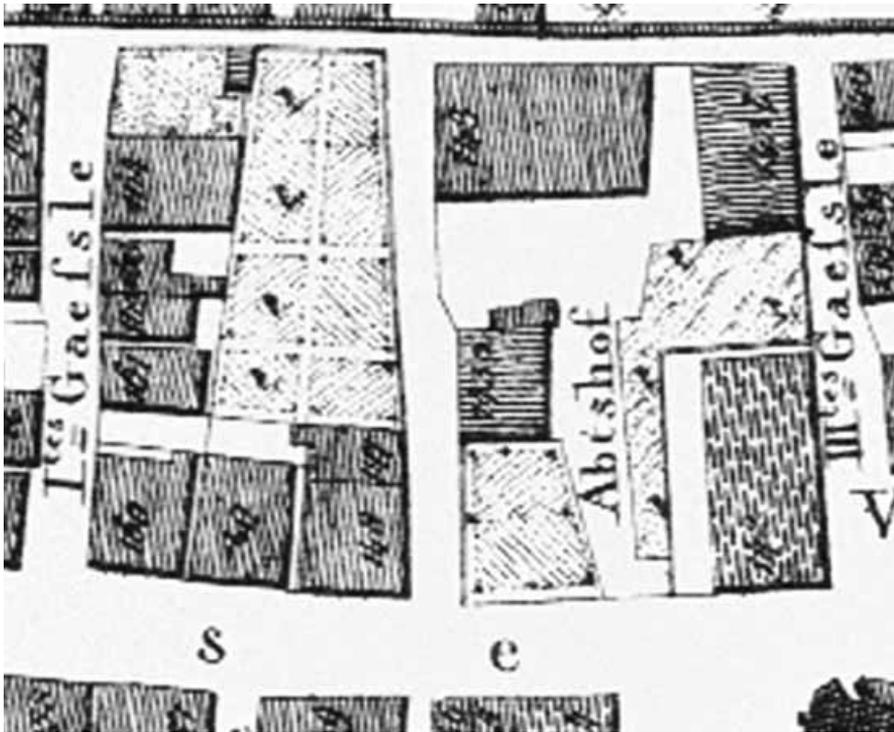


Abb. 9: Der „Abtshof“, Ausschnitt aus dem Reutlinger Urkataster von 1820. Unten verläuft die Metzgerstraße, rechts die Aulberstraße („III. tes Gaessle“), links die Schmiedstraße („I. tes Gaessle“), ungefähr in der Mitte die spätere Zwiefalterhofstraße und oben die Mauerstraße.

1766 stammenden Messungsbeschrieb samt Plan des Zwiefalter Hofes (Abb. 8)<sup>15</sup> ist eine überbaute Fläche (A) als Kapelle bezeichnet. Der oben erwähnte Kellerhals ist auf dem Plan ebenfalls zu erkennen: Es ist der schmale Anbau gegen das Gebäude B. Dieser einstöckige Anbau war bis zum Abbruch vorhanden (Abb. 9 und 11). Das mit dem Buchstaben A gekennzeichnete Gebäude ist folgendermaßen beschriftet: „Auf diesem Plan steht die Capell und ein Keller darunter, hält im Maß samt Kellerhals 1849 Schu.“ Das mit B bezeichnete Hauptgebäude des Klosterhofes oben in der Mitte des Plans trägt folgenden Text: „Dießer Plaz, wo das Wohnhauß darauf steht, hält 4406  $\frac{1}{4}$  gevierte Schu.“ Oben rechts (Gebäude C) befindet sich die Scheuer. Die zahlreichen kleinen schwarzen Flächen mit Bögen stellen Tore dar. Beim Gebäude

<sup>15</sup> Siehe Archäol. Stadtkataster (wie Anm. 13), S. 247, Tafel 10. Der Plan befindet sich im HStA Stuttgart im Bestand B 554 (Kloster Zwiefalten), Bü. 73.



Abb. 10: Das Gebäude Zwiefalterhofstraße 2 von der Metzgerstraße aus, 1974. Die beiden niedrigen Fenster im Sockel gehören zu dem Gewölbekeller des Gebäudes.

B gibt es vier, bei A und C sind keine Eingänge dargestellt. Die Flächen D und E sind als „öde“ (unbebaut) bezeichnet; bei D ist allerdings vermerkt, dass „ein schöner Keller“ darunter liegt, bei E heißt es: „Dießer Plan ligt noch öde, weil der Bau auch gebrandt worden war [...] ist jez ein KräuterGarthen.“ Westlich des Hofes, durch einen Durchgang („die gemeine straß zwischen dem Hof und Garten“) getrennt, hatte das Kloster weiteren Besitz: Dort lag der ebenfalls ummauerte Küchengarten.

Der Plan von 1766 ist recht genau, wie der Vergleich mit dem Erstkataster aus dem Jahr 1820 (Abb. 9) zeigt. Der Klosterhof ist hier mit „Abtshof“ bezeichnet. Die einzige auffällige Veränderung gegenüber dem Plan von 1766 ist ein kleiner Anbau rechts neben der Kellerhalstreppe des Gebäudes A, der allerdings in der

Flurkarte des Jahres 1847 schon wieder fehlt. Es ist offensichtlich, dass dieses im Plan von 1766 als „Capell“ bezeichnete und im Kataster von 1820 mit der Nummer 143 a eingetragene Gebäude mit der späteren Zwiefalterhofstraße 2 identisch ist.

Die „Kapelle“ enthielt nach der alten Beschreibung nicht nur den Kirchenraum, sondern es wird ausdrücklich auch ein Keller darunter genannt. Der tonnengewölbte Keller von Zwiefalterhofstraße 2 war mit einer Scheitelhöhe von ca. 3,50 Meter ungewöhnlich hoch.<sup>16</sup> Aus alledem erscheint es wahrscheinlich: Beim Stadtbrand 1726 ist die alte Johanneskapelle des Klosterhofes zwar teilweise zerstört worden, doch hatten die Außenmauern den Brand überstanden. Sie dienten bis zum Abbruch 1974 unerkannt als Mauern des Wohnhauses Zwiefalterhofstraße 2.<sup>17</sup>

<sup>16</sup> StadtA Reutlingen, Baurechtsamt, Bauakten Zwiefalterhofstraße 2. Auf der Mappe, in der die Pläne des Baugesuchs von 1927 für einen Dachausbau enthalten sind, findet sich eine vermaßte Bleistiftzeichnung, die höchstwahrscheinlich den Querschnitt dieses Kellers wiedergibt.

<sup>17</sup> Ob diese Kapelle ursprünglich tatsächlich die volle Höhe des Gebäudes eingenommen hat, oder aber nur das Erdgeschoss als Kapelle genutzt wurde, und sich darüber Lagergeschosse befunden haben, lässt sich aus den vorhandenen Quellen nicht klären. Aus den überlieferten Unterlagen ist auch nicht mit Sicherheit nachweisbar, dass das Gebäude durchgehend als



Abb. 11: Anbau für die Kellerhalstreppe in der Mitte des Nordostgiebels von Zwiefalterhofstraße 2, Anfang 1970er Jahre.

Beim Verkauf des Klosterhofes nach 1803 ist neben dem geräumigen Wohngebäude auch ein großer Fruchtkasten, „das Steinhaus“ genannt, an den Reutlinger Metzger Johann Georg Benz veräußert worden.<sup>18</sup> Die Kapelle war also zu dieser Zeit bereits profaniert, in dem Gebäude befanden sich eine Schafstal-

---

Kapelle diente, doch scheinen dem Autor die Indizien dafür recht überzeugend. Im Laufe der Jahrhunderte ist in den Quellen von verschiedenen Kapellen auf dem Areal des Zwiefalter Klosterhofes die Rede (s. Archäol. Stadtkataster, wie Anm. 13, S. 164–166).

<sup>18</sup> Archäol. Stadtkataster (wie Anm. 13), S. 166.

lung, Futterböden und darunter ein geräumiger Keller.<sup>19</sup> Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts fanden mehrere Besitzerwechsel statt. Auf den Metzger folgte bald ein Weißgerber und danach ein Rotgerber, 1890 ist das Haus im Besitz der Malerfamilie Hummel. Bei so vielen Wechseln und auch durch die unterschiedlichen Nutzer u. a. durch Gerber hatte sich wohl die Überlieferung des Wissens über die ursprüngliche Nutzung verloren. Die seitlichen Balkone (*Abb. 2, 7 und 12*), das große Wandbild von 1897 und die Gestalt des kleinen eingeschossigen Anbaus in der Mitte der nordöstlichen Giebelwand für die Kellerhalstreppe (*Abb. 11*) – die meisten äußeren Details zeigten Bauformen, die zu einer Bauzeit nach 1726 passten. Die ungewöhnlich großen Ausmaße des Gebäudes (13,60 × 10,60 m) und die Traufhöhe von deutlich über 11 Meter, der hohe Sockel wegen des Kellers sowie der fehlende Chor ließen nicht an die Reste einer Kapelle denken. Die beiden erhaltenen Kapellen des Königsbronner Klosterhofes neben dem Heimatmuseum und des Marchtaler Hofes, Oberamteistraße 29, sind wesentlich kleiner, außerdem niedriger und ohne großen Keller darunter.<sup>20</sup>

Der ehemalige Küchengarten des Klosterhofes auf der anderen Seite der (späteren) Zwiefalterhofstraße ist auf dem Katasterplan von 1820 als ein mit einer Mauer abgeschirmter Garten zu erkennen (*Abb. 9*); er blieb noch längere Zeit unüberbaut. Zwischen dem Wohnhaus oben an der Ecke Mauer-/Zwiefalterhofstraße und dem Eckgebäude oben rechts an der Aulberstraße („III<sup>tes</sup> Gaessle“) ist nach späteren Flurkarten und erhaltenen Baugesuchsplänen wohl kurz vor 1840 ein schmaler Zwischenbau errichtet worden (heute Mauerstraße 34).

## 2. Zwiefalterhofstraße 4

Das Gebäude Zwiefalterhofstraße 4 ist das im Plan von 1766 (*Abb. 8*) mit B bezeichnete ehemalige Wohnhaus des Klosterhofes. Das nur zweigeschossige Gebäude mit hohem Sockel sah mit seinem hohen Walmdach sehr stattlich aus. Die Fotografie aus der Zeit um 1910 (*Abb. 12*) zeigt rechts das zwei-

<sup>19</sup> Ebd.; StadtA Reutlingen, Steuerbuch der Metzgerzunft Teil IV, Bl. 1929 b u. 2238 b. Vermutlich sind aber im Klosterhof bis zur Säkularisation gelegentlich katholische Messen gefeiert worden. Zu den permanenten Streitigkeiten zwischen dem Kloster Zwiefalten und der Reichsstadt Reutlingen wegen der Abhaltung katholischer Gottesdienste vgl. Theodor Schön: Die Klösterhöfe in der Reichsstadt Reutlingen, in: Diözesanarchiv von Schwaben 16. Jg. 1898, v. a. S. 69–74, 94–96, 108–111 und 169–174.

<sup>20</sup> Gegen die Theorie, es handle sich beim Gebäude Zwiefalterhofstraße 2 um die Reste einer Kapelle, wurde vorgebracht, dass das Gebäude nicht geostet sei. Doch haben die erhaltenen Kapellen von zwei anderen Klosterhöfen in Reutlingen (Königsbronner und Marchtaler Hof) ziemlich genau die gleiche Orientierung wie diese. Auch die kürzlich bei Bauarbeiten ergrabene ehemalige Franziskanerkirche an der Klosterstraße hatte eine solche Ausrichtung.



Abb. 12: Blick in den Innenhof des ehemaligen Zwiefalter Klosterhofs von der Aulberstraße aus, aufgenommen um 1910. Rechts das Hauptgebäude Zwiefalterhofstraße 4 mit dem hohen dreigeschossigen Dach, links Zwiefalterhofstraße 2 mit den Gerberbalkonen (noch vor dem Anbau an der Südostseite), im Hintergrund das Gartentor.

geschossige Haus mit dem sehr hohen dreigeschossigen Dach aus Richtung Aulberstraße (vermutlich ist es aus einem Obergeschossfenster des Gebäudes Weibermarkt 1 aufgenommen). Der Blick geht durch die heute noch vorhandene Lücke zwischen dem Dekanat, Aulberstraße 1, und dem Giebel von Aulberstraße 1/1 in den Hof des Klosterhofes. Auf der linken Seite sind noch die Gerberbalkone an der Südwand von Zwiefalterhofstraße 2 zu sehen. Dieser Teil der Balkone wurde durch einen größeren Anbau wenig später ersetzt (Abb. 2 und 11).

Dieses Hauptgebäude des Klosterhofes ist schon auf dem Stich des Ludwig Ditzinger aus dem Jahr 1620 als besonders großes Gebäude unmittelbar links neben der Marienkirche zu erkennen.<sup>21</sup> Es ist dort als zweigeschossiges Gebäude mit steinernem Erdgeschoss und Fachwerkobergeschoss abgebildet. Auch in verschiedenen schriftlichen Quellen wird die Behausung des Abtes als besonders stattlich geschildert.<sup>22</sup> Beim erwähnten Verkauf an den Reutlin-

<sup>21</sup> Siehe Stadt Bild Geschichte (wie Anm. 6), S. 27–33 (mit Abbildungen).

<sup>22</sup> Johann Fizion: Cronica Unnd Grindtliche Beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reutlingen ... (Reimchronik aus dem 2. Quartal des 17. Jh., ediert von A. Bacmeister),

ger Metzger Benz im Jahr 1805 ist von einem „sehr geräumigen Wohngebäude“ die Rede, „worinnen 2 heizbare Stuben, 2 Stuben-Kammern, ein heizbares Zimmer gegen das Pfarrhaus, hinlängliche Kammern für Dienstboten, nebst Kuchen und andern Bequemlichkeiten, alles auf einem Boden, 2 große Fruchtböden unter dem Dach, im untern Stock ein kleines Stüble, Kämmerle und Kühle, Schaafstallung, ein großer Öhrn, worunter ein sehr großer Keller befindlich ist“.<sup>23</sup>

Das Gebäude hatte am 1. März 1945 bei einem Luftangriff sein mehrgeschossiges Dach und das 1. Obergeschoss verloren. Im Kriegsschadenplan 1946 ist es als „total – oder bis 80 % zerstört“ eingestuft. Erst 1949 hatte es oberhalb des Erdgeschosses ein Notdach erhalten, weitere Wiederaufbaumaßnahmen oder Erhaltungsarbeiten sind nicht erfolgt (*siehe Abb. 1*).

Das Gebäude hatte zwei Eigentümer: Es befand sich zu  $\frac{3}{5}$  in Privatbesitz und zu  $\frac{2}{5}$  im Besitz der evangelischen Kirchengemeinde Reutlingen. Der Kirche gehörte zwar ein größerer Teil des Erdgeschosses, nämlich der Raum gegen die Zwiefalterhofstraße und ein Raum in der Mitte, aber einige Räume gegen das benachbarte Gebäude Mauerstraße 34 waren grundbuchlich dem Miteigentümer gesichert. Diese Besitzverhältnisse haben den Wiederaufbau erschwert. Von außen gut sichtbar hatte das Gebäude zum Hof hin bis 1955 ein stattliches Portal aus der Renaissancezeit, das im Krieg nicht wesentlich beschädigt worden war (*Abb. 17*).

Im Erdgeschoss war vor dem Zweiten Weltkrieg das Pfandlokal der Gerichtsvollzieherstelle, im Obergeschoss befanden sich Wohnungen, und der Keller wurde teils als Abstellraum für die Wohnungen, teils von Küfer Vohrer aus der Lindenstraße genutzt. Nach dem Krieg wurde das erhalten gebliebene Erdgeschoss mit seiner ungewöhnlichen Größe von drei Parteien genutzt: Der Bereich gegen die Zwiefalterhofstraße diente der Firma Dietterlein als Abstellraum, zur Aulberstraße hin hatte Schmied Ehrenfried eine Härterei, und in der Mitte lagerte die Kirche Fragmente von Figuren aus der Marienkirche, teils im Original, teils als Gipskopien. Von diesem Raum haben sich evangelische Pfadfinder 1947 einen nur ca. 4,5×7 Meter großen provisorischen Jugendraum abgeteilt und ausgebaut, der mindestens bis 1959 genutzt wurde.<sup>24</sup> Der Eingang zu dem Pfadfinderraum lag an der Mauerstraße mehr als

---

Stuttgart 1862, S. 68 f.; s. auch Chr. Fr. Gayler; Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, itzt Königlich Württembergischen Kreisstadt Reutlingen . . . , Teil 2, Reutlingen 1845, S. 270.

<sup>23</sup> StadtA Reutlingen, Steuerbuch der Metzgerzunft Teil IV, Bl. 1929 b. Karl Keim beschreibt in seinem Artikel in der GEA-Beilage „Unsere Heimat“ vom April 1979 (wie Anm. 10) dieses Gebäude einmal als „Kornhaus“, einmal als „Wirtschaftsgebäude“, aber auch als „Hauptgebäude“. Alle „drei“ Beschreibungen betreffen ein und dasselbe Gebäude.

<sup>24</sup> Ein Streifzug durch 50 Jahre evangelische Pfadfinderarbeit in Reutlingen, hrsg. vom Verband christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder, Reutlingen 1979.

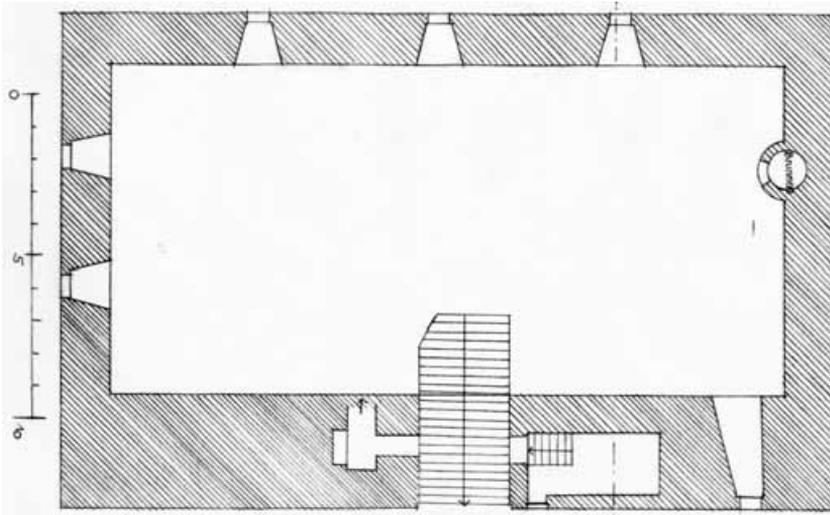


Abb 13: Zwiefalterhofstraße 4, Untergeschoss-Grundriss ohne Einzeichnung der geplanten Luftschutzeinrichtungen, August 1944 (Neuzeichnung 2006); oben die Mauerstraße, unten der Kellerzugang vom Hof.

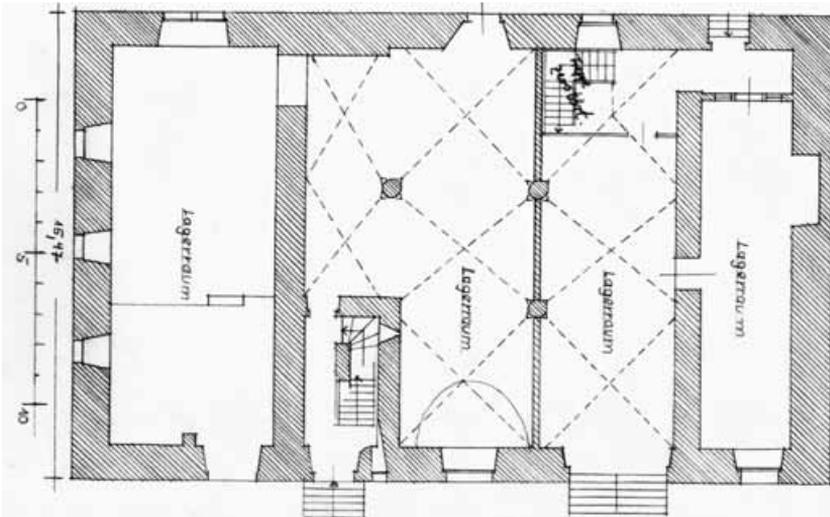


Abb 14: Zwiefalterhofstraße 4, Grundriss des in mehrere Lagerräume unterteilten Erdgeschosses, 1944 (Neuzeichnung 2006). Selbst der mittlere Raum mit den Renaissancesäulen war durch eine dünne Mauer geteilt. Oben verläuft die Mauerstraße, unten auf der Hofseite sind die vier Türen, die bereits auf dem Plan von 1766 zu sehen sind. An der zweiten Türe von links (mit Treppe) befand sich das Renaissanceportal mit dem Eingang zu den Wohnungen im Obergeschoss.

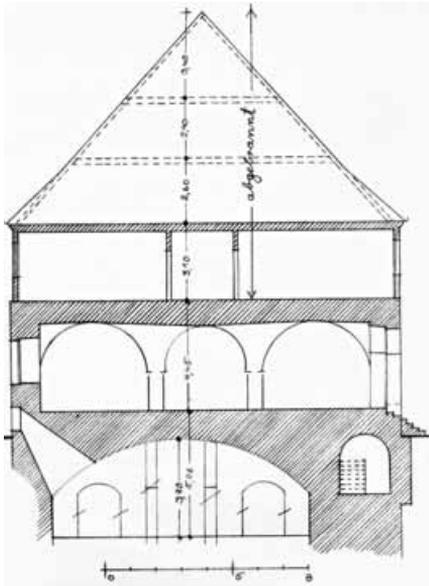


Abb 15: Schnitt des Gebäudes Zwiefalterhofstraße 4, aufgenommen 1944 mit Nachträgen von 1947 (Neuzeichnung 2006); links die Mauerstraße, rechts der Hof. Laut Einschrieb im Plan vom Januar 1947 waren das Obergeschoss und die drei Dachgeschosse abgebrannt.

einen Meter über der Straße, eine Treppe gab es nicht, es musste geklettert werden. Diese einzige Öffnung diente zugleich als Fenster. Der Raum konnte mit einem einfachen Ofen beheizt werden; auf Abb. 1 ist links auf dem Dach das schmale Schornsteinrohr zu sehen.

In den Akten der Denkmalpflege<sup>25</sup> hat sich ein Plansatz des Reutlinger Architekturbüros Paul Ehmann und Albert Staiger aus dem Jahr 1944 mit Keller- und Erdgeschoss-Grundriss sowie einem Schnitt erhalten. Geplant war seinerzeit der „Einbau von L.S.[Luftschutz]-Räumen für 62 Personen“ im Untergeschoss des Gebäudes, was allerdings nicht realisiert wurde. In die Schnittzeichnung ist bei Obergeschoss und Dach mit 3 Geschossen nachträglich eingeschrieben „abgebrannt“. Heute stellen diese Pläne die einzige genaue zeichnerische Unterlage über das Gebäude dar. Leider sind sie dunkel und kontrastarm und deshalb für eine Wiedergabe im

Druck nicht geeignet. Der Autor hat die Pläne daher neu gezeichnet (Abb. 13–15); die Beschriftungen entsprechen inhaltlich den Einschrieben im Original, nur die Maßketten sind ein Zusatz, um den Abbildungsmaßstab zu verdeutlichen (die Pläne sind im Maßstab 1:100 gezeichnet).

Im Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart ist außerdem ein Erdgeschoss-Grundriss der Architekten Ehmann und Staiger vom April 1945 vorhanden (Abb. 16).<sup>26</sup> Geplant war seinerzeit der „Einbau eines Versammlungsraumes im Erdgeschoss mit 240 Plätzen“. In den Akten der Denkmalbehörde in Tübingen, mit der die Angelegenheit in der Folge besprochen wurde, liegt zusätzlich ein farbig angelegter Plan aus dem Jahr 1947, in dem die abzubrechenden und neuen Bauteile in Gelb und Rot deutlich gekennzeichnet sind

<sup>25</sup> Regierungspräsidium Tübingen, Ref. 25 Denkmalpflege (bis 2005 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen), Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof.

<sup>26</sup> Landeskirchliches Archiv (LKA) Stuttgart, Dekanat Reutlingen, Alt-Reg. Nr. 16.

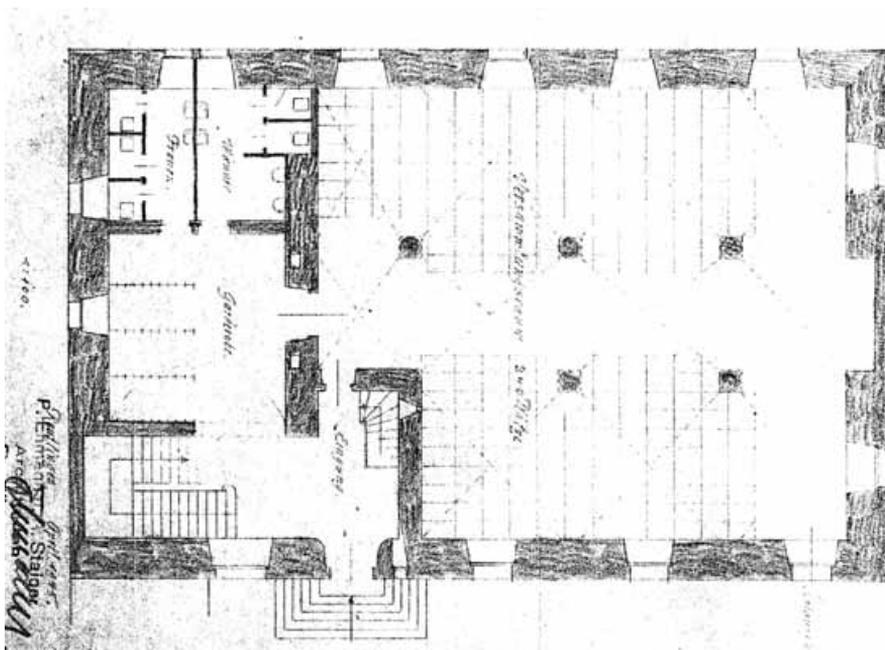


Abb 16: Erdgeschoss-Grundriss Zwiefalterhofstraße 4, 1945. Planung eines kirchlichen Versammlungsraumes mit 240 Plätzen durch die Reutlinger Architekten Paul Ehmann und Albert Staiger.

(leider eignet sich dieser Plan ebenfalls nicht zur Wiedergabe im Druck).<sup>27</sup> Durch ihn und die dazu vorhandenen Aktennotizen ist der damalige Zustand des Erdgeschosses gut belegt. Eine Halle in der geplanten Größe war nicht (mehr) vorhanden (vgl. Abb. 14). Schon der Plan von 1766 zeigte schematisch vier große Türen an der Hoffassade, wie dies auch auf dem Foto aus der Zeit vor 1920 (Abb. 12) und auf einer erhaltenen Baugesuchszeichnung aus dem Jahr 1935<sup>28</sup> zu sehen ist. Die vier Türen ergeben nur einen Sinn, wenn das Erdgeschoss schon lange in unterschiedliche Räume unterteilt gewesen ist, wie dies z. B. aus der Bauaufnahme von 1944 zu ersehen und auch schon 1805 bei der Veräußerung des Gebäudes beschrieben ist. Die in den Plänen von 1944 und 1945/47 dargestellten Kreuzgratgewölbe waren allerdings vorhanden, ebenso drei alte Säulen, zwei weitere sollten anstelle einer sehr dicken massiven Wand neu hergestellt werden.

<sup>27</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Erdgeschoss-Grundriss, Architekten P. Ehmann und A. Staiger Reutlingen, 31. 1. 1947.

<sup>28</sup> Baurechtsamt, Bauregistratur, Aulberstraße 1/1, Terrassenanbau 1935.

Alle genannten Pläne zeigen zweifelsfrei, dass auch das „Wohnhaus“ des Klosterhofes den Stadtbrand 1726 weitgehend überstanden hat, und zumindest Erdgeschoss und Keller im Zweiten Weltkrieg kaum zerstört worden waren. Sie sind nach 1945 noch in so gutem Zustand gewesen, dass ein Umbau für eine kirchliche Nutzung ernsthaft erwogen wurde. Die kleine dreijochige kreuzgratgewölbte Halle mit den drei steinernen Säulen aus grünem Schilfsandstein<sup>29</sup> war in Reutlingen ohne Vergleich, auch wenn sie durch Zwischenwände unterteilt war. Der mit 21 × 10 Meter ungewöhnlich große tonnenförmige Keller war noch bis 1973 in relativ gutem Zustand.<sup>30</sup> Bis Ende der 1960er Jahre wurde, wie bereits erwähnt, ein Teil von Küfer Julius Vohrer genutzt, der hier ein großes Fass liegen hatte, in dem schwäbischer Most lagerte, der u. a. nach Frankfurt am Main geliefert wurde, wo er als „Äppelwoi“ verkauft wurde.<sup>31</sup> Der übrige Teil diente als Vorratskeller für den privaten Mitigentümer, dessen unmittelbar benachbartes Wohnhaus keinen Keller hat.

Aus dem vorhandenen Schriftverkehr wird auch ersichtlich, dass Erdgeschoss und Keller wegen des Baustoffmangels nach dem Krieg lange ohne Notdach waren.<sup>32</sup> Mehrere Jahre waren Anträge auf Bauholz abgelehnt worden. Die erhaltenen baulichen Reste waren deshalb zwischen 1945 und 1949 mehr oder weniger ungeschützt der Witterung ausgesetzt gewesen. Das hat den steinernen Wänden und den Gewölben sicher erheblichen Schaden zugefügt. Die drei Renaissance-Säulen hatten starke Ausblühungen und der Raum, in dem sie standen, wird Anfang der 1970er Jahre als sehr feucht und muffig beschrieben.<sup>33</sup>

### 3. Der Klosterhof als Kulturdenkmal

Der gesamte Klosterhof wird, wie auch die anderen ehemaligen Klosterhöfe in Reutlingen, im 1897 veröffentlichten Inventar der württembergischen Kunst- und Altertums-Denkmale als bemerkenswertes Denkmal bezeichnet.<sup>34</sup> 1925 wurde der Zwiefalter Hof auf Beschluss des Denkmalrates unter

<sup>29</sup> Steinrestaurator Hans Krauß aus Tübingen hat den Raum beim Abtransport der steinernen Marienkirche-Fragmente gesehen und erinnert sich an die drei Säulen: Ähnlich wie beim Maximilianbrunnen auf dem Marktplatz hätten sie im unteren Teil eine starke Ausbuchtung gehabt, vermutlich seien sie aus drei Stücken hergestellt gewesen. An die Art der Kapitelle hat er keine Erinnerung mehr, aber an sehr starke Salzausblühungen (Gespräch mit Herrn Krauß im Januar 2006).

<sup>30</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Schreiben des Architekten Erich Jakobi vom 5. 12. 1973.

<sup>31</sup> Gespräch mit Julius Vohrer, Reutlingen, 2005.

<sup>32</sup> LKA Stuttgart, Dekanat Reutlingen, Alt-Reg. Nr. 509/2.

<sup>33</sup> Gespräch mit Hans Krauß, Tübingen, Januar 2006 (wie Anm. 29).

<sup>34</sup> Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg, bearb. von Eduard Paulus, Inventarband Schwarzwaldkreis, Stuttgart 1897, S. 254.

der Nr. 2077/4 in das Verzeichnis der Baudenkmale aufgenommen.<sup>35</sup> Nach heutigem Sprachgebrauch war er damit ins Denkmalsbuch eingetragen. 1955 wurden die beiden Gebäude Nr. 2 und 4 jedoch aus dem Denkmalverzeichnis wieder gelöscht.<sup>36</sup> Wie und warum ist das geschehen?

Laut einer Aktennotiz der Denkmalbehörde vom 15. 1. 1947 über eine Besprechung beim Evangelischen Dekanat in Reutlingen stellte der Zwiefalter Hof „mit seinen erhaltenen Gewölben im Keller und Erdgeschoß und mit dem reichen Renaissance-Portal ein denkmalpflegerisch wichtiges Objekt dar.“<sup>37</sup> Die Kirche beabsichtigte damals, „im Erdgeschoß einen Versammlungsraum zu schaffen, wobei später eingebaute Zwischenwände entfernt und dadurch erhaltene Renaissancesäulen freigelegt werden sollen.“ Das massive Erdgeschoss mit Kreuzgratgewölben und drei steinernen Säulen sowie der mindestens ebenso alte große tonnengewölbte Keller waren folglich unbeschadet über den Krieg gekommen. Auch das Portal außen an der Hofseite war noch gut erhalten. Es zeigte nach den Unterlagen der Denkmalbehörde „die Jahreszahl 1557, die Initialen und das Meisterzeichen des Bildhauers Hans Motz sowie zwischen Delphinen die Wappen des Klosters Zwiefalten und des Abtes Nikolaus Buchner.“<sup>38</sup>

Die Bauabsichten für den Saal zerschlugen sich allerdings, weil sich die Kirche offenbar mit den Miteigentümern nicht einigen konnte. Einige Jahre später erschien in den Reutlinger Nachrichten vom 28. 8. 1954 ein Artikel mit



Abb. 17: Renaissance-Portal an der Hoffassade des Gebäudes Zwiefalterhofstraße 4. Das Portal ist 1955 in den Garten des Heimatmuseums versetzt worden.

<sup>35</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Entwurf für Erlass des Reg.-Präs. Tübingen vom 22. 9. 1955 (s. Anm. 36).

<sup>36</sup> Erlass des Regierungspräsidiums Tübingen Nr. 880/55 vom 22. 9. 1955. Der Erlass ließ sich im RP nicht mehr ermitteln, liegt aber im Entwurf in den Akten des damaligen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege (jetzt Regierungspräsidium Tübingen, Ref. 25 Denkmalpflege) vor.

<sup>37</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25).

<sup>38</sup> Erlass vom 22. 9. 1955 zur Löschung des Zwiefalter Hofes aus dem Denkmalverzeichnis (s. Anm. 35). Siehe auch Chr. Fr. Gayler (wie Anm. 22), S. 270.

dem Titel „Kann das Renaissance-Portal noch gerettet werden?“ Dadurch wurde zumindest eine Rettung des Portals angestoßen, während das Gebäude mehr oder minder ungenutzt weiter verfiel. Weil die Eigentümer das Portal nicht unterhalten oder angemessen schützen konnten oder wollten, wurde vorgeschlagen, es in den Garten des Heimatmuseums zu versetzen. Der private Eigentümer stellte dazu allerdings die Bedingung, den Denkmalschutz für das Anwesen Zwiefalterhofstraße 4 aufzuheben. Die Stadt hat daraufhin im Dezember 1954 mit der Begründung, dass „ein öffentliches Interesse an dem Denkmalschutz nach dem jetzigen Zustand nicht mehr bestehe“, empfohlen, „das Gebäude Zwiefalterhofstraße 4 aus dem Denkmalverzeichnis zu löschen.“<sup>39</sup> Das Evangelische Dekanatsamt als Miteigentümer hat das Anliegen schriftlich unterstützt und betont, die Kirche habe kein Geld, um das Gebäude wieder aufzubauen. 1955 hat das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege in Tübingen der Löschung zugestimmt, und das steinerne Portal ist, wie vorgesehen, im selben Jahr in das Lapidarium des Museums versetzt worden, wo es bis heute an der Mauer neben der Kapelle steht. Im Archäologischen Stadtkataster von 2003 wird über das Portal ausgesagt, es sei am Gebäude Nr. 4 „sekundär verbaut“ gewesen.<sup>40</sup> Nach den jetzt wieder aufgefundenen Plänen und anderen Unterlagen, die im Innern Renaissance-Säulen bezeugen, darf jedoch angenommen werden, dass es für das Wohnhaus des Klosterhofes geschaffen wurde und bis 1955 an seinem ursprünglichen Standort gestanden hat.

Bei der Prüfung des Antrags auf Löschung ging es der Denkmalbehörde 1955 nach den erhaltenen Hinweisen nur um äußerlich sichtbare „Bauteile von kunstgeschichtlichem Wert“, also um das „schöne Renaissanceportal“. Die im Denkmalamt vorliegenden Pläne von 1944 und 1947 mit der kreuzgratgewölbten Halle und die oben genannte Aktennotiz von 1947, in der sowohl Erdgeschoss wie Keller als denkmalpflegerisch bedeutsam bezeichnet wurden, spielten bei den Überlegungen 1955 offenbar keine Rolle mehr. Da der verbliebene eingeschossige Rest des Gebäudes äußerlich wenig attraktiv aussah, hat man offenbar die vorhandenen Akten nicht mehr geprüft und vor der Löschung auch keine Innenbesichtigung durchgeführt.

Überraschenderweise wurde bei dieser Gelegenheit nicht nur das Gebäude Zwiefalterhofstraße 4, sondern auch Nr. 2 gleich mit aus dem Denkmalverzeichnis gelöscht, obwohl dies gar nicht beantragt war. „Nebengebäude“

<sup>39</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Schreiben der Stadt Reutlingen vom 3. 12. 1954.

<sup>40</sup> Archäol. Stadtkataster (wie Anm. 13), S. 166. Diese Aussage geht vermutlich auf eine Bildunterschrift von Karl Keim aus dem GEA vom 11. 5. 1974 zurück. Bei den Überlegungen des Denkmalamtes bis 1955 ist von einer Sekundärverwendung noch nicht die Rede. Auch im Evangelischen Gemeindebuch Reutlingen, hrsg. von der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Stuttgart 1954, heißt es auf S. 34: „Das in seinen Grundmauern noch stehende Hauptgebäude mit dem Renaissanceportal wurde 1557 erbaut.“

waren 1955 offenbar noch nicht interessant. Soweit heute feststellbar ist, wurde dieses Haus, obwohl im Krieg nicht beschädigt, ohne weitere Nachprüfungen mit aus dem Verzeichnis genommen.

#### **4. Abbruch des Zwiefalter Klosterhofes**

Aus den städtischen Bebauungsplanakten ist ersichtlich, dass die Denkmalbehörde noch dreimal Stellungnahmen zum Zwiefalter Klosterhof abgegeben hat, zunächst 1970 im Zusammenhang mit der Planung eines ebenerdigen Parkplatzes und 1973/74 wegen des Parkhauses. 1970 wird nur Bezug auf die 1955 erfolgte Löschung aus dem Denkmälerverzeichnis genommen. Gegen den im Bebauungsplan vorgesehenen Abbruch der beiden Gebäude wurden deshalb „keine Einwendungen“ erhoben.<sup>41</sup> Ende Juli 1973 wurde das Denkmalamt ein zweites Mal gehört, jetzt zum Bebauungsplan für ein Parkhaus. Erst neun Monate nach der Anfrage der Stadt – der Gemeinderat hatte inzwischen bereits den Satzungsbeschluss für den Bebauungsplan gefasst – reagierte die Denkmalbehörde. Die Ursache für diese Verzögerung waren vermutlich interne Überlegungen beim Amt aufgrund des neuen Denkmalschutzgesetzes und das aufkommende Interesse für die Kunst des 19. Jahrhunderts. Man diskutierte, ob das Wandbild am Gebäude Nr. 2 ein schützenswertes Denkmal sei. Besichtigungen der Gebäude von innen waren jedoch immer noch nicht üblich, der äußere Eindruck spielte die Hauptrolle.<sup>42</sup>

In der auf 27.3.1974 datierten Stellungnahme der Tübinger Außenstelle des Landesdenkmalamtes, die, zusammen mit einem Schreiben des Regierungspräsidiums vom 23.4., erst am 29.4.1974 bei der Stadt einging, wurde der Keller von Zwiefalterhofstraße 4 nun mit einem Mal als Kulturdenkmal bezeichnet und seine Erhaltung gefordert.<sup>43</sup> Der Anstoß dazu kam aber nicht vom Denkmalamt, sondern von einem Reutlinger Architekten, der im Dezember 1973 auf den Keller aufmerksam gemacht hatte.<sup>44</sup> Einer der Eigentümer wollte den Keller unbedingt als Lagerraum behalten, er hatte deshalb Einspruch gegen den Bebauungsplan eingelegt und zusätzlich einen befreundeten Architekten gebeten, ihm bei dem Verfahren zu helfen. Allein wegen dieses gewissen Eigennutzes wurde der Keller durch den Architekten besichtigt. Dieser hatte dabei noch andere Kollegen hinzugezogen, die sich alle schnell ei-

---

<sup>41</sup> Stadtplanungsamt, Bebauungsplanakten I 130, Stellungnahme des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Tübingen vom 20. 8. 1970.

<sup>42</sup> Mündliche Auskunft 2005 von Herrn Klaus Scholkmann, Tübingen, der seinerzeit die 3. Stellungnahme zum Bebauungsplan im Denkmalamt bearbeitet hat.

<sup>43</sup> Stadtplanungsamt, Bebauungsplanakte I 136, Stellungnahme des LDA Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen, an das Reg.-Präsidium Tübingen vom 27.3.1974.

<sup>44</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Schreiben des Architekten Erich Jakobi vom 5. 12. 1973.

nig waren, dass der Keller unbedingt erhalten werden müsse. Architekt Erich Jakobi war dabei die treibende Kraft. Sogar ein Flugblatt wurde verteilt, in dem für den Erhalt des historischen Kellers unter dem geplanten neuen Parkhaus geworben wurde. Der Jazzclub In der Mitte und andere mögliche Betreiber hatten ihr Interesse bekundet, den Keller zu nutzen.

Der GEA schrieb daraufhin unter einem wenig attraktiven Foto des Kellers: „Soll und kann man den Zwiefalterhof-Keller erhalten?“<sup>45</sup> In dem kurzen Text spielten die hohen Kosten für die Erhaltung eine wesentliche Rolle und es wurde behauptet, dass Fachleute der Ansicht seien, „daß dieser Keller nicht mehr so historisch wertvoll ist, wie angenommen wird“, wobei man nicht sagte, um welche „Fachleute“ es sich handelte. Wegen der Planung für das Parkhaus, so hieß es weiter, sei es ohnehin zu spät. Ein „Arbeitskreis Stadtentwicklung“ der Architektenkammer Reutlingen kam zwei Tage später in der gleichen Zeitung zu Wort: Alle Argumente wurden begründet zurückgewiesen, u. a. wurde gefordert, die Mehrkosten für die Erhaltung des Kellers erst einmal genau zu ermitteln, bevor eine abschreckend hohe Summe genannt würde.<sup>46</sup> Die Initiative kam aber zu spät und blieb letztlich ohne Erfolg. Das weitgehend ungenutzte Erdgeschoss von Zwiefalterhofstraße 4 hatte nicht mehr interessiert; es wurde weder auf Denkmaleigenschaft noch auf eine Erhaltungsmöglichkeit hin untersucht.

Nur wenige Tage nach Eingang des Schreibens vom Denkmalamt mit der Auflage, den Keller von Zwiefalterhofstraße 4 als Kulturdenkmal zu erhalten, berichtete der GEA am 11. Mai 1974 über den bereits erfolgten Abriss.<sup>47</sup> Um eine Gefährdung der seit Jahren von der Stadt verfolgten Planung eines großen Parkhauses in der Altstadt durch eine eventuelle neue Einschätzung der Denkmalbehörde zu verhindern, war die Abbruchgenehmigung „nach Durchführung des Verfahrens“ am 23. April erteilt und „unmittelbar danach mit den Abbrucharbeiten begonnen“ worden,<sup>48</sup> obwohl der Baubeginn des Parkhauses noch lange nicht absehbar war. Die Stadt hat den Abriss anschließend als „aus gutem Glauben“ begründet: Man habe den früheren Stellungnahmen, die keine Denkmaleigenschaft festgestellt hätten, vertraut.<sup>49</sup> Das waren aber nachträgliche Entschuldigungen, denn man wusste durch ein Schreiben des Regierungspräsidiums durchaus, dass der Bebauungsplan mit dem Abriss des Zwiefalter Hofes noch nicht genehmigt war, weil die Stellungnahme des Denkmalamtes noch ausstand.

---

<sup>45</sup> GEA vom 6. 12. 1973.

<sup>46</sup> GEA vom 8. 12. 1973, „Argumente für Erhaltung des Zwiefalterhof-Kellers“.

<sup>47</sup> GEA vom 11. 5. 1974.

<sup>48</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Stadt Reutlingen Baurechtsamt an Landratsamt Reutlingen, 18. 9. 1974.

<sup>49</sup> Stadtplanungsamt, Bebauungsplanakten I 136, Stadtplanungsamt an Reg.-Präsidium Tübingen, 21. 5. 1974.

Als das Denkmalamt am 22. Oktober 1974 wegen einer notwendig gewordenen kleinen Bebauungsplanänderung für das Parkhaus erneut um eine Stellungnahme gebeten wurde, wurde „kein Einwand“ mehr erhoben, zumal Erdgeschoss und Keller von Zwiefalterhofstraße 4 schon abgebrochen waren.<sup>50</sup> Zwei Monate zuvor hatte die Denkmalbehörde allerdings im Zuge der Kontroversen über den voreiligen Abriss des Gebäudes kritisch zum Ausdruck gebracht, „daß das Parkhaus den heutigen Stadtkernsanierungserkenntnissen *nicht* mehr entspricht.“<sup>51</sup>

Das benachbarte zweite Haus des Klosterhofes, Zwiefalterhofstraße 2, wurde von der Denkmalbehörde – abgesehen von amtsinternen Überlegungen wegen des Wandbildes – im Zusammenhang mit dem Bebauungsplan nicht bewertet. Das Amt hat 1973/74 für den Klosterhof von sich aus nichts unternommen, obwohl das seit 1971 geltende Denkmalschutzgesetz dafür eine Grundlage abgegeben hätte. Danach ist ein Gebäude ein Kulturdenkmal, wenn an dessen „Erhalt aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse“ besteht. Diese neuen Anforderungen waren bei den handelnden Personen seinerzeit offenbar noch nicht ausreichend ins Bewusstsein gerückt. Man schien weiter nur auf sichtbaren „kunstgeschichtlichen Wert“ und „schöne“ Details zu achten. Dabei waren das massive Erdgeschoss mit Gewölben und den drei steinernen Säulen aus der Zeit der Renaissance bei Zwiefalterhofstraße 4 und das deutlich ältere dreigeschossige steinerne Haus Nr. 2 in Reutlingen einmalig. An ihrem „Erhalt“ hätte aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen vermutlich sehr wohl ein „öffentliches Interesse“ bestanden. Leider hat dies damals keiner der Verantwortlichen so gesehen.

Das Gebäude Zwiefalterhofstraße 2 stand nach dem Abbruch von Nr. 4 noch sechs Monate. Der nordöstliche Giebel lag nun frei auf dem Grundstück und war von den Straßen aus besser sichtbar. Die ungewöhnlichen steinernen Fenstergewände an allen Fenstern auf der rückseitigen Fassade und die drei schmalen gotischen Fensterschlitze im Giebel sind aber trotzdem niemandem aufgefallen. Der zweite recht große Keller des Klosterhofes und die in Reutlingen einmaligen steinernen Außenwände bis in das Dachgeschoss blieben unbeachtet. Der Autor war zwar mit einigen Reutlinger Architekten, die den Keller von Nr. 4 erhalten wollten, in dem großen tonnengewölbten Raum, aber das Erdgeschoss des Gebäudes hat er sich auch nicht zeigen lassen, und bei Nr. 2 hat er zwar von der Haustür ein schmiedeeisernes Gitter vom Ende des 19. Jahrhunderts geborgen, aber leider auch dieses Gebäude nicht von innen angeschaut. Die Überlieferung, es sei hier nichts von Bedeutung aus der

---

<sup>50</sup> Stadtplanungsamt, Bebauungsplanakten I 136.

<sup>51</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Landesdenkmalamt B.-W., Außenstelle Tübingen, an Landratsamt Reutlingen/Untere Denkmalschutzbehörde, 28. 8. 1974.

Zeit vor dem Stadtbrand erhalten geblieben, hat offenbar allen die Augen verschlossen.

## 5. Ein baulicher Überrest und noch erhaltende Details aus dem ehemaligen Klosterhof

An der Ecke Aulber-/Mauerstraße in den Gebäuden Aulberstraße 1/1 und 3 sind bis heute Reste der Scheuer des Zwiefalter Klosterhofes erhalten (Gebäude C in dem Plan von 1766, s. *Abb. 8*).<sup>52</sup> Eine ungewöhnlich dicke Erdgeschosswand gegen die Aulberstraße ist bei genauerem Hinsehen auch von außen erkennbar. Die Außenwand gegen die Pultdachgaragen von Aulberstraße 1 zeigt ebenfalls eine Besonderheit: Sie ist bis zur Höhe dieses Pultdaches mindestens 1 Meter dick, die darüber liegende Giebelscheibe mit Fenstern liegt ca. 60 cm weiter zurück – ein Detail, das kaum auffällt, aber zeigt, dass bis in diese Höhe eine ältere Wand bis heute erhalten ist. In den Akten des Baurechtsamtes liegt ein Baugesuch des Jahres 1935 für einen Terrassenanbau an Aulberstraße 1/1, in dem die südwestliche Giebelwand dargestellt ist. Daraus lässt sich erkennen, dass der alte Giebel damals noch vollständig vorhanden gewesen ist.<sup>53</sup>

Die runden Öffnungen im Dachgeschoss auf dieser Zeichnung (*Abb. 18*) zeigen die ehemalige Nutzung als Scheuer. Man muss allerdings berücksichtigen, dass die Zeichnung ungenau ist, weil ein exaktes Aufmaß dieser Fassade vermutlich nicht erfolgt ist – dafür wäre ein Gerüst erforderlich gewesen und für das relativ einfache Baugesuch eines Terrassenanbaus hat man einen solchen Aufwand sicher nicht betrieben. Die Darstellung der Öffnungen in dieser Fassade ist daher eher symbolisch zu verstehen, d. h. diese Wand hatte übereinander liegende runde Öffnungen, deren genaue Anordnung, Form und Größe jedoch aus dem Plan nicht ablesbar ist. Die Zeichnung zeigt aber den heute noch vorhandenen Rücksprung in Höhe der Traufe: Die alte Giebelscheibe hatte einen wesentlich dünneren Querschnitt als die Wand darunter.

Die jetzigen Wohnungen im Dachgeschoss von Aulberstraße 1/1 mit normal großen Fenstern in der Giebelwand sind erst 1948 errichtet. Dabei wurde der obere Teil der Wand erneuert und die Traufhöhe des Gebäudes gegen die Aulberstraße angehoben.<sup>54</sup> Eine Teilung der ehemaligen Scheuer in zwei Teile

<sup>52</sup> Die Aussage von Karl Keim, die Reste des Zwiefalter Klosterhofes seien 1974 durch „Sanierungsmaßnahmen ... total ausgeräumt“, sind insoweit nicht ganz korrekt (GEA-Beilage „Unsere Heimat“ vom April 1979, wie Anm. 10).

<sup>53</sup> Baurechtsamt, Bauregistratur, Aulberstraße 1/1.

<sup>54</sup> Ebd.

erfolgte bereits vor 1842.<sup>55</sup> Heute lassen die Außenansichten nicht mehr erkennen, dass die beiden Gebäude Aulberstraße 1/1 und 3 aus einem Gebäude des Klosterhofes hervorgegangen sind. Durch die Aufstockung von Nr. 1/1 ist das ehemals einheitliche Dach mit durchlaufendem First verloren gegangen. Von der Scheuer des Klosterhofes aus der Zeit vor dem Stadtbrand ist nur noch ein Teil der alten Außenwand in den beiden Gebäuden Aulberstraße 1/1 und 3 erhalten. Einen großen Gewölbekeller gab es hier nicht.

Wie oben beschrieben, wurde 1955 das Renaissance-Portal des Wohnhauses in den Garten des Heimatmuseums versetzt. Karl Keim berichtet

in den Geschichtsblättern 1975, dass auch die Johannes-Figur von einem Brunnen im Hof, ein Abtswappen und ein Inschriftenstein im Heimatmuseum aufbewahrt werden.<sup>56</sup> Eine Zeichnung dieser Brunnenfigur und eine Beschreibung des bereits 1881 abgebrochenen Brunnens ist im Nachlass des Reutlinger Bildhauers Friedrich Launer erhalten.<sup>57</sup> 2005 sind von der Figur nur noch Fragmente vorhanden. Das Wappen mit den Initialen M. A. für Abt Michael aus dem Jahr 1628 und eine Inschriftentafel des Abtes Georg von 1509 beschrieb Karl Keim 1974 im GEA.<sup>58</sup> Beide Steine sind zwar angegriffen, aber noch gut erkennbar im Depot des Heimatmuseums erhalten.<sup>59</sup>

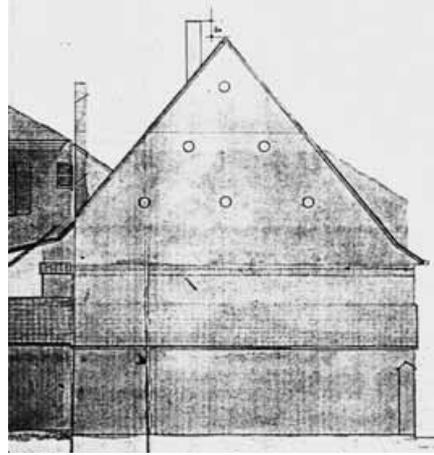


Abb. 18: Südwestliche Giebelwand von Aulberstraße 1/1 gegen den Hof des Dekanats, Zeichnung von 1935.

## 6. Abschließende Bemerkungen

Viele Fragen bleiben offen: Wie sahen die Fenster der Kapelle bei Zwiefalterhofstraße 2 einst aus? Wo lag der Eingang? Weil der Erdgeschoss-Fußboden

<sup>55</sup> Vgl. Urkataster 1820 und Plan von 1842; s. Dokumente zur Stadtgeschichte. Atlas mit Plänen und Luftbildern von Reutlingen, hrsg. von der Stadtverwaltung Reutlingen 1990, S. 5 und 6.

<sup>56</sup> K. Keim, *Alt-Reutlingen* (wie Anm. 5), S. 49.

<sup>57</sup> Siehe Gerald Kronberger: *Bildhauer Friedrich Launer (1827–1914) und die Reutlinger Baudenkmale*, in: RGB NF 40 (2001), S. 280 f. (mit Abb.).

<sup>58</sup> GEA vom 12. 11. 1974; hier findet sich auch eine Abbildung des Abtswappens nach einer Zeichnung von 1925.

<sup>59</sup> Mitteilung von Museumsleiter Dr. Werner Ströbele vom 25. 11. 2005.

wegen des Kellers deutlich über Straßenhöhe lag, muss es außen eine Freitreppe gegeben haben.

Es wäre schön, wenn sich noch frühere Besucher des Hauses Zwiefalterhofstraße 2 melden würden, um bisher nicht bekannte historische Details zu berichten. Waren noch Reste einer früheren Einwölbung zu erkennen? War vielleicht von innen ablesbar, wie ehemals die Fenster der Kapelle ausgesehen haben, bevor die offenbar hölzernen Decken eingezogen worden sind?<sup>60</sup> Vom Abbruch des Gebäudes, bei dem sicher manche Details für kurze Zeit erkennbar gewesen sind, fanden sich bisher nur zwei ziemlich undeutliche Fotos, eines im GEA vom 9. November 1974, ein zweites im Stadtarchiv. Gibt es in privater Hand bessere Bilder vom Abbruch? Oder gibt es mündliche oder schriftliche Berichte zum Beispiel aus dem Umfeld der Familie Hummel, die seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts bis fast zum Abbruch Eigentümerin des Hauses Nr. 2 gewesen ist?<sup>61</sup>

Von Gebäude Nr. 4 sind zwar die genannten Pläne erhalten, wie aber der konstruktive Erhaltungszustand der Gewölbe und des übrigen Mauerwerks vor dem Abbruch tatsächlich gewesen ist, ist nicht klar. In den Akten der Denkmalbehörde findet sich ein handschriftlicher Vermerk des Reutlinger Architekten Erich Jakobi, in dem von „planmäßiger Vernachlässigung des Erdgeschosses“ und von „völlig demolierten kreuzgewölbten Räumen“ die Rede ist.<sup>62</sup> Aus den Akten geht ferner hervor, dass es nach 1945 sehr schwierig war, ein Notdach über dem Erdgeschoss zu errichten. Erst 1949 wurde Holz dafür bewilligt. Das Erdgeschoss war also nicht planmäßig vernachlässigt, sondern durch das fehlende Dach geschädigt. Merkwürdigerweise heißt es 1948 in einem der Anträge auf Bauholz, das Notdach sei erforderlich, um „den schönen Keller“ vor Schaden zu bewahren;<sup>63</sup> vom Erdgeschoss ist schon damals nicht die Rede. War es 1948 schon in dem im Jahre 1973 beschriebenen Zustand? Waren die steinernen Säulen aus der Zeit der Renaissance noch in gutem Zustand oder schon stark verfallen?

All dies genauer zu wissen, wäre wichtig. Eindeutig aber ist, dass die Einschätzungen zum Zwiefalter Hof, die ab den 1960er Jahren vielfach veröffentlicht wurden, unzutreffend waren. Tatsächlich hatten sich in beiden Gebäuden des Klosterhofes trotz der Kriegsschäden eindrucksvolle Reste aus der Zeit vor dem Stadtbrand erhalten. 1974 wurden sie teils aus Unkenntnis, teils weil seinerzeit nicht ausreichend Interesse an historischen Bauten vorhanden war, ohne genauere Untersuchungen abgebrochen.

<sup>60</sup> Der Schnitt des Gebäudes aus dem Jahr 1919 (*Abb. 3*) stellt die Geschossdecken als nicht massiv dar, also waren es höchstwahrscheinlich Holzdecken.

<sup>61</sup> Die Nachfahren haben 2005 auf schriftliche Anfragen des Autors leider nicht geantwortet.

<sup>62</sup> Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (wie Anm. 25), Vermerk vom 5. 12. 1973.

<sup>63</sup> LKA Stuttgart, Dekanat Reutlingen, Alt-Reg. Nr. 357.

Die hier wiedergegebene Geschichte des Zwiefalter Klosterhofes in den Jahren nach 1945 ist nicht besonders ungewöhnlich für den Umgang mit Kulturdenkmälern in der Nachkriegszeit. Vermutlich gibt es im Lande zahlreiche vergleichbare Beispiele. Wenn man etwas aus dem geschilderten Fall lernen möchte, so dies: Der Wert eines Denkmals erschließt sich selten auf den ersten Blick und gewöhnlich auch nicht nur von außen. Erst eine genauere Untersuchung des Gesamtgebäudes durch einen Fachmann lässt erkennen, welche historischen Besonderheiten in einem alten Haus möglicherweise verborgen sind. Solche Überprüfungen wurden bei den Gebäuden des Zwiefalter Klosterhofes ebenso unterlassen wie bei vielen anderen älteren Gebäuden, die in Reutlingen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte abgebrochen wurden. Es wäre wünschenswert, dass dies nicht mehr geschieht, vor allem nicht bei solchen Häusern, bei denen Fachleute inzwischen schon von außen wertvolle Reste vermuten. Der Reutlinger Geschichtsverein hat für die Altstadt eine Liste solcher Häuser zusammengestellt. Falls an diesen Gebäuden Umbauten oder möglicherweise ein Abriss geplant werden, sollte vor endgültigen Entscheidungen ein Bauforscher mit der Durchführung einer genaueren Untersuchung beauftragt werden. Nur so können Fehler vermieden werden, wie sie – aus heutiger Sicht – beim Umgang mit dem Zwiefalter Klosterhof gemacht wurden. Die Erkenntnisse aus einer solchen bauhistorischen Untersuchung können einerseits Hinweise für eine Kosten sparende und historisch korrekte Modernisierung ergeben, oder andererseits, falls ein Abbruch unvermeidlich erscheint, wichtige Aufschlüsse zur Stadtgeschichte liefern, damit nicht weiter interessante historische Zeugnisse unerkannt verloren gehen, wie es in dem hier geschilderten Fall geschehen ist.

*Ohne die Hilfe zahlreicher Personen und Institutionen wäre der vorliegende Beitrag nicht möglich gewesen. Für wertvolle Hinweise und persönliche Erinnerungen sei folgenden Damen und Herren gedankt: Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Pfullingen; Heidi Denzel geb. Zwißler; Helmut Fischer; Gerda Flad geb. Jäck, Pfullingen; Hans Günter; Heinz Gutekunst; Adolf Hecht; Ursula Heinzl; Hans Kilian; Hans Krauß, Tübingen; Hermann-Josef Pretsch, Böhmenkirch-Steinenkirch; Kurt Scherzinger; Dr. Alois Schneider, Esslingen; Klaus Scholkmann, Tübingen; Heidi Stelzer; Martin Stiegler, Neuhausen. Außerdem haben folgende Ämter und Institutionen dankenswerterweise Unterlagen und Informationen zur Verfügung gestellt: Landeskirchliches Archiv Stuttgart; Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege; Regierungspräsidium Tübingen, Ref. 25 Denkmalpflege; Baurechtsamt; Heimatmuseum; Stadtarchiv; Stadtmessungsamt; Stadtplanungsamt; Standesamt.*



## Lore Arnold (1899–1979)

### Kauffrau in Reutlingen, Mutter der Blinden, Leiterin der Hauspflegestation

Von Jürg Arnold

#### Jugend und Ausbildung

Lore Arnold wurde am 29. Juni 1899 in Reutlingen am Marktplatz im Haus Wilhelmstraße 73 geboren. Sie erhielt den Rufnamen „Eleonore“, wurde jedoch stets „Lore“ genannt und oft „Lolo“ gerufen. Ihre Eltern waren der Textilkaufmann Robert Arnold und seine Frau Eugenie geb. Helb. Im Haus am Marktplatz befanden sich das Arnold'sche Geschäft und die elterliche Wohnung. Lores Vater erkannte ihre Begabung im Rechnen und sie durfte als Kind zu ihm ins Bett kriechen, wo er Rechenaufgaben mit ihr machte. Von Herbst 1906 bis zum Frühjahr 1916 besuchte Lore die Mädchenrealschule. Ihre Lokation unter den Schülerinnen lag etwa in der Mitte. Das Abgangszeugnis bewertete die Kenntnisse mit „genügend“. Im März 1914 wurde sie in der Marienkirche konfirmiert. Nach der Realschule besuchte sie an der Reutlinger Frauenarbeitsschule von April bis Juli 1916 den Kurs „Handnähen“. Sodann war sie von September 1916 bis Mai 1917 auf einer Handelsschule in Hannover, wo sie u. a. Unterricht in Buchführung, Steuer- und Finanzwesen erhielt. Während dieser Zeit wohnte sie im „Töchter-Pensionat von Fräulein Willms“ (Meterstraße 36), in dem sie enge Freundinnen fand. Nach dem Ende dieses Ausbildungsabschnitts wurde sie von ihrer Mutter abgeholt und durfte mit ihr zum ersten Mal nach Berlin fahren. Anschließend besuchte Lore in Reutlingen einen Nähkurs, der ein Jahr dauerte. Während des Ersten Weltkriegs ließ sie sich von der Kriegsbegeisterung anstecken. Ein Gedenkblatt bestätigte ihr: „Aus deutscher Vaterlandsliebe und deutschem Pflichtgefühl brachte Lore Arnold Gold zur Reichsbank, Reutlingen, den 4. Dezember 1915, Reichsbanknebenstelle“.<sup>1</sup>

#### Die Firma F. G. Arnold, Manufakturwaren und Damenkonfektion

In dem Gebäude Wilhelmstraße 73 wurde schon seit dem Mittelalter ein Kramladen betrieben.<sup>2</sup> Der Stadtbrand von 1726 zerstörte auch dieses Haus.

---

Für freundliche Mithilfe danke ich herzlich Frau Heidi Stelzer, Zweite Vorsitzende des Reutlinger Geschichtsvereins.

<sup>1</sup> Familienarchiv „Familie F. G. Arnold“ (in Privatbesitz), Nr. 27 u. 28.

<sup>2</sup> Zum Folgenden ausführlich Jürg Arnold: Die Familie Arnold aus Bonlanden auf den Fildern, Stuttgart 1975, S. 88–118, ferner Familienarchiv Arnold, Nr. 1–26.



Lore Arnold, etwa 1904.



Der blinde Vater Robert Arnold (1868–1919) mit Lore, 1914.

1685 hatte der aus Ebingen stammende Johann Jakob Krimmel in die Handlung eingeheiratet. Er und seine Nachkommen spezialisierten sich im 18. Jahrhundert auf den Handel mit Textilien. Der reiche „Kauf- und Handelsherr“ Ulrich Adam Krimmel (1745–1809) übertrug seine Seidenhandlung an die Söhne, seine Manufakturwarenhandlung am Marktplatz übergab er seiner Tochter Jakobine. Diese heiratete in zweiter Ehe 1809 Friedrich Gottlob Arnold (1781–1820), der die Handlung unter seinem Namen weiterbetrieb. Nach seinem frühen Tod führte zunächst die Witwe das Geschäft weiter und übergab es dann ihrem Sohn Carl (1812–1884). Dieser war ein außerordentlich tüchtiger und erfolgreicher Kaufmann, der sich auch an der Gründung von Fabrikbetrieben beteiligte. Unter den Gewerbetreibenden im Reutlinger Oberamt entrichtete er 1859 den siebthöchsten Steuerbetrag. Sein Sohn August (1842–1918) nahm zum Stoffverkauf seit etwa 1884 Damenkonfektion hinzu.

Vom Vertrieb von Stoffen, aus denen die Hausfrau, die Hausnäherin oder ein Schneider Kleider anfertigte, ging die Entwicklung zu einem Geschäft, das überwiegend fertige Kleidung verkaufte, die, soweit notwendig, in der „Nähstube“ geändert wurde. Augusts Sohn Robert (1868–1919) übernahm am 1. Januar 1899 die Handlung und führte den neuen Geschäftszweig verstärkt weiter. Bei Robert zeigten sich ab 1900 Merkmale von Multipler Sklerose, zu-



Die Familie des Textilkaufmanns August Arnold in Reutlingen, 1904; von links, hinten: Helene Arnold, August Arnold, Karl Kurtz, Eugenie Arnold geb. Helb, Gertrud Arnold, Elise Kurtz geb. Arnold, Robert Arnold, vorn: Walter Kurtz, Helene Arnold geb. Bantlin, Lore Arnold, Otto Kurtz, ferner der Spitz Barry.



Die mütterlichen Großeltern. Der Lederfabrikant Eugen Helb (1850–1932) war Teilhaber der Leder- und Maschinenriemenfabrik Johannes Helb in der Lederstraße 86; ab 1904 lebte er als Privatier. Seine Frau Marie geb. Schwenk (1856–1943) stammte aus einer Ulmer Zementfabrikantenfamilie. Auf ihren Knien die Enkelin Ruth Bürglen, stehend Lore Arnold (links) und ihre nur ein Jahr ältere Tante Marie Helb.

nächst vor allem durch eine Sehnervenatrophie. Schon 1901 konnte er nicht mehr allein unter fremden Leuten sein, später war es ihm nur bei guter Beleuchtung möglich, seine Finger vor den Augen zu sehen. 1912 benötigte er einen Rollstuhl, da er nicht über längere Strecken gehen konnte. In seinen letzten Lebensjahren saß er tagsüber in Decken gehüllt hinten im Laden. Die Leitung des Geschäfts übernahm seine Frau Eugenie (1877–1966). Sie hatte die Reutlinger Frauenarbeitsschule im Dezember 1897 mit dem „Diplom I. Klasse“ verlassen. Eugenie erhielt 1913 Generalvollmacht zur Führung der Firma „F. G. Arnold“ und wurde 1916 zur Prokuristin bestellt. Nach Roberts Tod am 13. Juni 1919 war sie Inhaberin des Geschäfts.<sup>3</sup> Die Verhältnisse ließen sie in die Rolle einer selbständigen Geschäftsfrau hineinwachsen. Bei einem anderen Lebensweg hätte sie ihre Talente wohl nicht entfalten können.

### Lore Arnold als Prokuristin und Teilhaberin der Firma F. G. Arnold

Lore trat am 1. Januar 1918 in das elterliche Geschäft ein. Der Vater konnte sie noch in die kaufmännischen Arbeiten, wie Buchführung und Lohnwesen, einführen, und bald wurde ihr der kaufmännische Teil unterstellt. Daneben besuchte sie von Februar bis Oktober 1919 die Handelsschule Gädertz in Reutlingen. Nach dem Tod des Vaters wurde sie am 5. August 1919 für volljährig erklärt und zur Prokuristin bestellt. Sie übernahm den kaufmännischen Bereich des Betriebs selbständig. Die „modische Leitung“ mit dem Einkauf lag bei der Mutter. Eugenie besaß einen ausgesprochen guten Geschmack für gepflegte Kleidung. Die beiden Frauen ergänzten sich bei der Geschäftsführung: Lore „grundsolide, schnell im Rechnen und schlagfertig in der Rede“ sorgte dafür, dass die Kasse stimmte, Eugenie „mit sicherem Geschmack und Freude am Schönen, hatte ein Händchen für die Auswahl der Ware“.<sup>4</sup>

Mit Gesellschaftsvertrag vom 23. Dezember 1922<sup>5</sup> nahm die Mutter Lore als Teilhaberin in das Geschäft auf, das unter derselben Firma als Offene Handelsgesellschaft weitergeführt wurde. Das Eigentum am Haus Wilhelmstraße 73 wurde auf die Firma F. G. Arnold OHG übertragen. Beide Gesellschafterinnen waren zur Geschäftsführung und zur Vertretung berechtigt. Dieses Recht erlosch für Lore, wenn sie einen Mann heiratete, der nicht in der Firma tätig war. Auch Rechtsnachfolger Lores waren zu Eugenies Lebzeiten von Geschäftsführung und Vertretung ausgeschlossen, sofern Eugenie nicht das

---

<sup>3</sup> Zu Eugenie und Robert Arnold s. auch Annegret Lamey: Aufs falsche Pferd gesetzt. Eine Familiengeschichte, Augsburg 2004, S. 52 f. Eugenie Arnold wurde am 25. Februar 1918 das Charlottenkreuz wegen ihrer Verdienste um das Rote Kreuz verliehen (Familienarchiv Arnold, Nr. 12).

<sup>4</sup> A. Lamey (wie Anm. 3), S. 54.

<sup>5</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 12 u. 19–26, auch zum Folgenden.



Das Ladengeschäft F. G. Arnold für Damenkonfektion und Manufakturwaren am Reutlinger Marktplatz, Wilhelmstraße 73, 1916.



Die Mutter Eugenie Arnold geb. Helb (1877–1966), 1939. Eugenie führte während der Erkrankung und nach dem Tod ihres Mannes das Geschäft.

Gegenteil wünschte. Diese Regelungen im Gesellschaftsvertrag zeigen, dass Eugenie den bestimmenden Einfluss in der Firma behalten wollte. Sie können außerdem psychologisch dazu beigetragen haben, dass Lore ledig blieb. Nach dem Tod von Robert Arnold waren in dem Unternehmen nur Frauen tätig.

Die weitere Entwicklung der Firma F. G. Arnold verlief gut. Sie war in dieser Zeit das größte und beste Damenbekleidungsgeschäft Reutlingens und der weiteren Umgebung. Es wurden Modelle des feinen Stils angeboten, billige Massenware wurde nicht geführt.<sup>6</sup> Damen- und Kinderkleider, Damenwäsche, Röcke, Strickwaren (Pullover, Jacken, Westen), Blusen und Schürzen wurden überwiegend in Berlin eingekauft. Stoffe kamen vornehmlich aus Berlin, aber auch von württembergischen Fabriken sowie aus Frankfurt. In den Jahren 1925 bis 1930 kaufte die Firma Stoffe auch in Dornbirn/Vorarlberg. Stickereien bezog man aus Plauen, Seide aus Frankfurt. Eugenie reiste im Frühjahr und im Herbst je eine Woche zum Einkauf nach Berlin

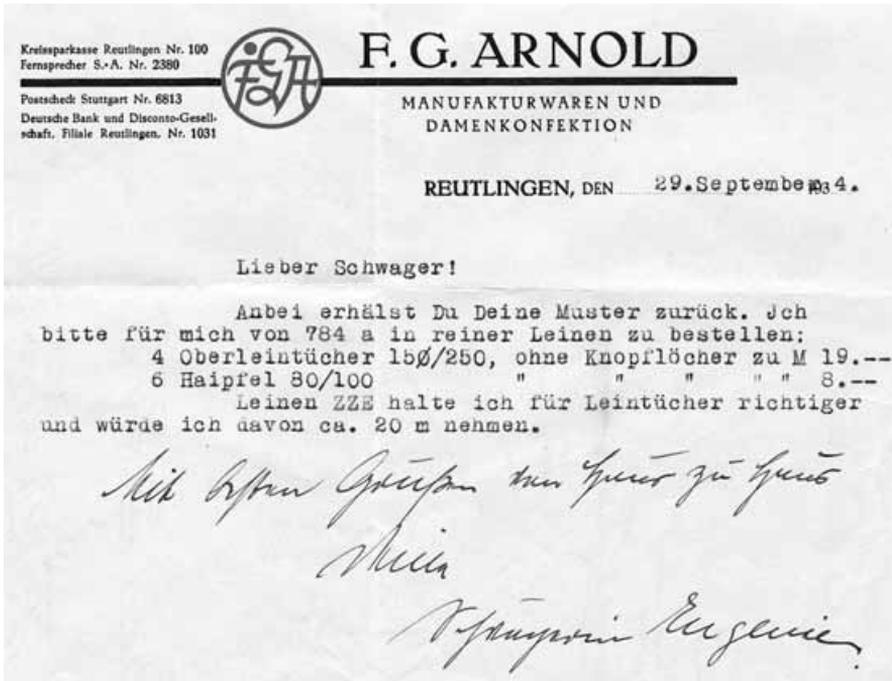
<sup>6</sup> 1929 lautete eine Anzeige: „F. G. Arnold, gegründet 1806, bietet in Damen- und Backfisch-Bekleidung, erstklassige Waren zu mäßigen Preisen. Große Auswahl in modernen Kleidernstoffen“ (Deutschlands Städtebau. Reutlingen, hrsg. vom Stadtschultheißenamt Reutlingen u. a., 2. Aufl., Berlin-Halensee 1929).

zur sogenannten Durchreise der Damenoberbekleidungsindustrie. Aber auch in den übrigen Jahreszeiten kam sie etwa alle zwei Monate dorthin. Zu den Lieferanten gehörten zahlreiche jüdische Geschäfte. Die Kleider und Kostüme wurden, soweit notwendig, in der Nähstube abgeändert oder ergänzt. Die Nähstube fertigte in Einzelfällen auch Kleider, z. B. Umstandsmoden und Röcke. Um 1916 waren etwa zwölf Angestellte beschäftigt, 1937 waren es ebenso viele (6 kaufmännische weibliche Angestellte, 6 gewerbliche weibliche Angestellte und ein weiblicher Lehrling), wozu bei Saisonverkäufen noch einige Aushilfen kamen. Der Umsatz lag 1926 bei 171 000 RM. Er stieg im folgenden Jahr auf 213 000 RM, sank dann aber bis 1932 und 1933 auf jeweils 114 000 RM. 1934 stieg er wieder auf 130 000 RM, und zwar 107 000 RM aus Konfektion und 23 000 RM aus Kleiderstoffen. Der „Gewerbliche Reinertrag“ (das steuerbare Einkommen aus dem Gewerbebetrieb) betrug 1926 21 740 RM, 1928 24 520 RM, 1929 6560 RM, 1930 5700 RM, 1934 19 820 RM, 1935 8520 RM und 1936 8070 RM. In den Jahren 1927 sowie 1931 bis 1933 wurde er mit „Null“ angegeben. Nach den Zahlenangaben verschlechterte sich die Lage des Unternehmens in den Jahren der Wirtschaftskrise erkennbar und verbesserte sich danach nicht dauerhaft auf den früheren Stand.<sup>7</sup>

Verschiedene Gründe ließen ab etwa 1933 in den beiden Frauen den Entschluss reifen, die Firma aufzulösen. Eugenie ging auf das 60. Lebensjahr zu und wollte sich zurückziehen. Lore war kaufmännisch und organisatorisch begabt, doch konnte sie die „modische Leitung“ nicht übernehmen. Der Gedanke, den Neffen Walter Arnold, den Sohn von Roberts Bruder Felix, als Nachfolger aufzubauen, war nicht weiterverfolgt worden. Ferner hätte das Haus gründlich umgebaut und modernisiert werden müssen, auch bestand keine Möglichkeit für eine Ausdehnung der Geschäftsräume. Wegen der Auflösung der jüdischen Modehäuser und der Beschränkungen im Dritten Reich wurde es schwieriger, die bisherige Art eines eleganten Modestils weiterzuführen. Auch hatten die Jahre der Weltwirtschaftskrise starke Einbußen beim Umsatz gebracht. Das Textilgeschäft wurde daher nach 128-jährigem Besitz in der Familie Arnold am 31. Dezember 1937 aufgelöst. Anschließend wurde Lores berufliche Stellung regelmäßig als „Haustochter“ bezeichnet, die Haus- und Gartenarbeiten besorgte.

---

<sup>7</sup> Umsatzzahlen 1932–1934 nach Schreiben vom 30. 10. 1935 an Marie Hiller (Familienarchiv Arnold, Nr. 65). Die höheren Umsätze in der Zeit von August bis Dezember 1934 führte Lore Arnold auch auf „Stoffhamsterei“ zurück. Der Umsatz nach den Stückzahlen ging 1934 zurück, vor allem bei den Mänteln. Die Gewerblichen Reinerträge nach StadtA Reutlingen, Ablieferung Steueramt 1964, Nr. 59 Bl. 634 und Nr. 61 Bl. 632, ferner Berichtigungsliste für 1935. Der persönliche Arbeitsverdienst des Unternehmers war im gewerblichen Reinertrag nicht enthalten (Art. 29 Gesetz vom 22. 8. 1922, Reg.Bl. für Württemberg 1922, S. 327).



Briefkopf der Firma F. G. Arnold von 1934. Der Brief war an Felix Arnold gerichtet, der Textilfirmen vertrat.

### Lore Arnold als Angehörige der Reutlinger Gesellschaft

Lore war nicht nur kaufmännisch begabt, gerne organisierte sie Feste und dichtete bei solchen Anlässen ganz ordentlich. Die lebenslustige und humorvolle Frau war dank ihres Witzes, ihrer Gesprächigkeit und ihrer positiven Grundeinstellung beliebt. Durch ihre Kontaktstärke war sie mit sehr vielen Menschen in Reutlingen und Umgebung bekannt. Als Angehörige einer alten Reutlinger Kaufmannsfamilie gehörte sie zur vermögenden Reutlinger Oberschicht. Hier hatte Lore gute Bekannte, schon weil ihre Mutter für die Damen dieser Schicht einkaufte. Lore war auch eine gern gesehene Besucherin der Bälle der Reutlinger Gesellschaft.<sup>8</sup> Besonders liebte sie Faschingsveranstaltungen. Ihre engste Freundin war Elisabeth (Lis) Fallscheer<sup>9</sup>, die 1923 den

<sup>8</sup> So lud z. B. der Textiltechnische Verein „Textilia“ 1921 die „Bundesschwester“ Lore Arnold zum Tee ein.

<sup>9</sup> Lis Wendler (1898–1968), Tochter von Emil Fallscheer (1864–1922), Mitinhaber der Hartpapierspulen- und Hülsenfabrik Emil Adolff.



Einladungs- und Tanzkarte für ein Tanz-Kränzchen im „Goldenen Ochsen“ am Reutlinger Marktplatz, 1919. Für die einzelnen Tänze trugen sich die Herren in die „Tanzfolge“ ein. Von den Reutlingern lassen sich feststellen: Walter Weisert (1901–1984), Textilfabrik, Richard Döttinger (1896–1961), Strickwarenfabrik, Richard Hintrager (1895–1923), Karl Hebsaker (1899–1956), Firma Ensslin & Laiblin, Rudolf Knapp (1896–1969), Eisenhandel. Die übrigen dürften Studenten des Technikums gewesen sein.

Fabrikanten Eberhard Wendler<sup>10</sup> heiratete. Zur Hochzeit erschien eine humorvolle und geistreiche Festzeitung, bei der Lore mitgewirkt hatte. Bei größeren Familienfeiern war es bis nach dem Zweiten Weltkrieg auch üblich, mit verteilten Rollen Humoristisches aus dem Leben der zu Feiernden vorzutragen. Weitere Freundinnen Lores waren die Schwestern von Lis Fallscheer, nämlich Lore Kurtz<sup>11</sup>, Marianne Müller<sup>12</sup> und Margarete Hämmerle<sup>13</sup>. Befreundet war Lore auch mit Hilde Gsell<sup>14</sup>, Elsbeth Wagner<sup>15</sup>, Margrit Weisert

<sup>10</sup> Eberhard Wendler (1900–1965) war Gesellschafter und Geschäftsführer der Firma Gebrüder Wendler, Weberei, Spinnerei (z. B. Hemdenstoffe, technische Gewebe).

<sup>11</sup> Lore Kurtz (1908–1997), verheiratet mit Hans Kurtz (geb. 1907, vermisst 1943 Stalingrad), Fabrikant in Firma Hermann Wagner, Metalltuch- und Maschinenfabrik (vor allem Siebe für die Papierherstellung). Hans Kurtz war Sohn von Carl Kurtz-Hähnle.



Hochzeits-Zeitung für Elisabeth Fallscheer und Eberhard Wendler, 2. Oktober 1923. An der Erstellung wirkte Lore Arnold mit.

geb. Anner<sup>16</sup>, Hilde Döttinger<sup>17</sup>, Lisa Gries geb. Hintrager<sup>18</sup> und Else Rhomberg geb. Gminder<sup>19</sup>. Einige der Freundinnen lebten in Dornbirn/Vorarlberg. Zu Heiraten zwischen Angehörigen von Reutlinger und Dornbirner Familien war es nach dem Studium von Dornbirner Fabrikantensöhnen auf dem Reutlinger Technikum für Textilindustrie gekommen. Gute Kontakte hatte Lore

<sup>12</sup> Marianne Müller (1900–1969), genannt „Mäusle“, verheiratet in erster Ehe mit Fritz Müller (1887–1926), Fabrikant (Pressen) in Esslingen, in zweiter Ehe mit Friedrich Langheck, Abteilungsleiter in Firma Emil Adolff.

<sup>13</sup> Grete Hämmerle (1894–1980), verheiratet mit Hubert Hämmerle (1891–1973), Textilfabrikant in Firma F. M. Hämmerle in Dornbirn.

<sup>14</sup> Hilde Gsell (1905–1999), Tochter von Emil Reuss und Julie geb. Hintrager. Emil Reuss war Inhaber der Fa. Eduard Fischer, Kurz- und Spielwaren-Großhandlung, Hosenträgerfabrikation. Hilde war verheiratet mit Paul Gsell, der die Fa. E. Fischer übernahm.

<sup>15</sup> Elsbeth Wagner (1901–1992), Sekretärin, Tochter von Professor Dr. phil. Max Wagner und Lina geb. Gminder.

<sup>16</sup> Margrit Weisert geb. Anner (1903–2000), Kusine 2. Grades von Lore, Tochter von Adolf Anner, Zwirnerei- und Nähfadenfabrikant, und Marie geb. Eisenlohr. Margrit Anner war verheiratet mit Walter Weisert, Textilfabrikant (Möve-Werk Weisert, Frottierwaren).

<sup>17</sup> Hilde Döttinger geb. Knapp (1899–1962), Tochter von Benno Knapp, Mitinhaber der Eisen-großhandlung Ulrich Adam Knapp, und Anna geb. Anner. Hilde Knapp war verheiratet mit Richard Döttinger (1896–1961), Strickwarenfabrikant (Fa. Büsing & Co.). Hilde Knapp und Lisa Hintrager waren Klassenkameradinnen von Lore.

<sup>18</sup> Lisa Gries geb. Hintrager (1899–1984), Tochter von Friedrich Hintrager in Firma Eduard Fischer.

<sup>19</sup> Else Rhomberg (1898–1963) Tochter von Karl Gminder, Textilfabrikant in Reutlingen, und Sophie geb. Frick, verheiratet mit Dr.-Ing. Arnold Rhomberg (1904–1980), Kommerzialrat, Textilfabrikant in Fa. Fussnegger in Dornbirn.

mit ihren Vettern Joachim und Carl August Gminder sowie Carlo Kurtz,<sup>20</sup> ferner mit Gerda Cellarius-Gminder und deren Mann Leo Cellarius<sup>21</sup> sowie mit Natalie und Hermann Höchel<sup>22</sup>. Eine enge verwandtschaftliche Verbundenheit bestand zwischen Lore und den Geschwistern ihrer Mutter und deren Kindern.<sup>23</sup> Von ihnen lebten in Reutlingen der Baustoffgroßhändler Hermann Helb sowie die Apothekerseheleute Else und Wilhelm Kachel. Ein enger Bekannter schon seit der Jugend war Adolf Kurtz.<sup>24</sup> Er nahm auch an Berg- und Skiwanderungen mit ihr teil. Ab 1950 war er zunächst mit Eugenie und dann mit Lore Miteigentümer eines Gebäudes in Reutlingen. Ein sehr gutes freundschaftliches Verhältnis hatten Eugenie und Lore in der Raabestraße mit der Nachbarsfamilie des Diplomingenieurs Paul Koesler und seiner Frau Grete sowie den vier Kindern.<sup>25</sup> Gut bekannt war Lore Arnold mit Dr. Paul Binder (1902–1981), dem Sohn einer Schulfreundin ihrer Mutter. Binder war Wirtschaftsprüfer in Stuttgart, Mitglied des Parlamentarischen Rats, Landtagsabgeordneter und Mitglied des Sachverständigenrats der Bundesregierung zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Lage. Mit Binders Frau Gisela war Lore befreundet.

Im Januar/Februar 1924 machte Lore Arnold zum ersten Mal Urlaub auf dem Bödele bei Dornbirn mit einer Gruppe von 14 Personen. Von da an war

<sup>20</sup> Joachim Gminder (1910–1997), Geschäftsführer der Fa. A. Rieber GmbH, Rohrleitungs- und Apparatebau (Tochterunternehmen der Baumwollspinnerei und Weberei Ulrich Gminder), Stadtrat; Carl August Gminder (geb. 1914), Ingenieur in Fa. A. Rieber; Carlo Kurtz (1905–1987), Direktor bei der Deutschen Schachtbau- und Tiefbohr-GmbH in Lingen/Ems.

<sup>21</sup> Gerda Gminder (1905–1970), Tochter von Karl und Sophie Gminder, heiratete Leo Cellarius (1902–1990), Chemiker, Direktor in Reutlingen.

<sup>22</sup> Natalie Höchel (1900–1966), Tochter von Adrian Möhrlin, Kaufmann in Ravensburg. Mit der Familie Möhrlin hatte die Familie Arnold enge Geschäftsverbindungen. Robert und sein Bruder Felix waren kaufmännische Lehrlinge bei Möhrlin in Ravensburg, umgekehrt war Adrian Möhrlin Lehrling in Reutlingen. Vgl. Geschichte der Familien Höchel-Möhrlin, hrsg. von Hermann Höchel, Stuttgart 1947.

<sup>23</sup> Die Geschwister der Mutter waren: Helene Helb (1876–1968) und ihr Mann Erhard Bürglen (1875–1951, Zigarrenfabrikant in Ulm); Thekla Helb (1879–1976); Hermann Helb (1880–1936, Prokurist in Zigarrenfabrik Bürglen in Ulm, dann Baustoffgroßhändler in Reutlingen) und seine Frau Hedwig geb. Beck (1898–1990); Else Helb (1882–1977) und ihr Mann Wilhelm Kachel (1874–1960, Apotheker in Reutlingen); Marie Helb (1898–1964) und ihr Mann Wilhelm Holzhäuer (1889–1965, Landgerichtspräsident in Hechingen). Unter den Kindern dieser Geschwister hatte Lore sehr gute Verbindungen mit Erhard Bürglen jr. (1905–1986, Syndikus in Firma Hohner, Musikinstrumente in Trossingen), Doris Goerlich geb. Helb, Dieter Kachel (Apotheker in Reutlingen) und Annegret Lamey geb. Holzhäuer. Vgl. auch A. Lamey, wie Anm. 3.

<sup>24</sup> Adolf Kurtz (1902–1987), Mitinhaber und Geschäftsführer der Fa. Gebrüder Elmer & Zweifel, Baumwollspinnerei und -webereien in Bempflingen. Er war ein Sohn von Dr. med. Wilhelm Kurtz, praktischer Arzt in Reutlingen. Dieser war ein Bruder des Fabrikanten Carl Kurtz-Hähnle. Lore Arnolds Eltern waren mit den Eltern von Adolf Kurtz befreundet.

<sup>25</sup> Paul Koesler (1900–1972), Gretel Koesler (geb. 1914).

sie sehr oft in den Alpen, in einem Gebiet etwa zwischen Engelberg und St. Moritz in der Schweiz und dem Achensee in Tirol. Besonders oft besuchte sie den Bregenzer Wald, das Montafon und das Arlberggebiet, manchmal zusammen mit ihrer Mutter. Bergtouren unternahm sie oft mit ihrer Freundin Margarete Hirzel.<sup>26</sup> Häufig weilte Lore in Schwende über Dornbirn bei der Textilfabrikantenfamilie Hämmerle. Lore Arnold unternahm „unvergessene Bergtouren“ – einmal war der Abstieg „wahnwitzig“, oft war es „lustig“, „wonnevoll“ und „arg schön“. Andere Eintragungen in ihr Reiseverzeichnis lauteten: „wir sind recht vergnügt zusammen und haben schon fest gelacht“ sowie „nette abendliche Gesellschaft, es wurde viel gesungen“. Lore reiste aber auch nach Norden. Anfang August 1927 fuhr sie mit anderen im Auto nach Bayreuth, wo die Reisegemeinschaft sechs Opern von Richard Wagner sah (Nibelungenring, Tristan, Parzival). Mehrmals besuchte sie Gertrud von Estorff<sup>27</sup> auf dem Rittergut Teyendorf bei Rosche, Kreis Ülzen. Beide hatten sich im Pensionat in Hannover kennengelernt. Wenige Jahre später, im Juli 1930, waren sie zusammen auf Helgoland, Amrum, Sylt und Föhr sowie im August 1934 in Kiel, Hamburg, Lübeck und Scharbeutz. 1936 besuchte Lore Dresden, im Spätjahr 1938 fuhr sie über Teyendorf, Lüneburg und Magdeburg nach Berlin. Im Mai 1939 reiste sie mit ihrer Mutter nach Oberitalien (Verona, Bologna, Florenz, Pisa, Rapallo, St. Margherita, Genua, Pavia, Mailand).

Lore interessierte sich auch für Kunst und ging sehr gerne ins Theater. Während ihrer Fahrt 1938 nach Berlin besuchte sie sieben Vorstellungen. Bei der folgenden Reise nach Berlin im Februar/März 1939 war sie wiederum mehrfach im Theater. In einem Heftchen notierte sie bis 1939 den Besuch von 97 Vorstellungen, viele davon in Stuttgart. In den Jahren 1920 bis nach 1970 war sie Mitglied eines Leseabends, der sich ein- bis zweimal im Monat traf.<sup>28</sup>

<sup>26</sup> Margarete Hirzel (1892–1981), Tochter von Adolf Hirzel, Major, und Stefanie geb. Knapp aus der Eisengroßhandlung Ulrich Adam Knapp. Stefanie war die Schwester von Benno Knapp.

<sup>27</sup> Gertrud von Estorff (1898–1980) besuchte 1918/19 die wirtschaftliche Frauenschule in Malchow/Mecklenburg, arbeitete dann bis 1926 in einem Kinderhospital in Celle und war 1928–1952 an der Bewirtschaftung des Guts Teyendorf beteiligt.

<sup>28</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 52. Im Lesekreis waren Pauline Neff-Scholderer bzw. Kiermeyer-Scholderer (1892–1974), Anna Haas (geb. 1896), Ella (Elle) Wagner (1895–1942), Martha Geyer (Lores spätere Mitstreiterin bei der Hauspflagestation), Marta Münz, Hedwig Helb geb. Beck (Frau von Lore Arnolds Onkel Hermann Helb), Julie Gminder (1902–1961, Tochter des Kommerzienrats Konrad Gminder, gehbehindert), Nora Bantlin (1903–1971), Margarete Kirsch, Ilse Kurtz (1907–1985, Frau von Adolf Kurtz), Hedwig Bantlin (1899–1986, Tochter von Anna Bantlin geb. Kurtz und Nichte von Carl Kurtz-Hähnle), Anne Mangold (Tochter des Landesökonomierats Paul Mangold), Frau Hirzel und Margarete Nördlinger, Trudel und Gretel Kurtz (Töchter von Carl Kurtz-Hähnle, Inhaber der Fa. Hermann Wagner, Metalltuch- und Maschinenfabrik; Gretel Kurtz, geb. 1906, die von Eugenie und Lore Arnold 1937 das Haus Wilhelmstraße 73 kaufte, war mit dem Buchhändler Werner Kocher verheiratet).



Lore Arnold, Ölgemälde des Vorarlberger Malers Hans Bertle, 1926.

Absicht zu repräsentieren, vielleicht auch Unterstützung einer Künstlerin, war es, wenn die Mutter 1920 ein sehr schönes Portraitbild von Lore durch die Bildnismalerin Marianne Wille anfertigen ließ. Diese stammte aus Graz und lebte von 1915 bis 1926 in Reutlingen.<sup>29</sup> In seiner Art noch wirkungsvoller wurde ein Ölgemälde, das 1926 der Vorarlberger Maler Hans Bertle von Lore Arnold schuf.<sup>30</sup> Bertle stammte aus Schruns im Montafon, studierte an der Akademie in München, blieb danach in München und erhielt zahlreiche Auf-

<sup>29</sup> Marianne Wille (geb. 1868 Graz, gest. 1927 Graz) studierte in Graz (Landeskunstschule) und in München. Die Kunstmalerin zog 1915 von Baden-Baden nach Reutlingen und wohnte dort bis 1918 Kaiserstraße 47, dann Planie 26 (Thieme/Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, 36. Band, Leipzig 1947; StadtA Reutlingen, Personen- und Adressbogen). Die Neue Galerie am Landesmuseum Joanneum in Graz besitzt zwei Arbeiten (Kreide auf Papier, wohl Schülerarbeiten) von ihr (Auskunft vom 15. 2. 2006). Das Bild von Lore Arnold (0,57 x 0,48 m) ist mit Ölkreide gemalt und mit „M. Wille 1920“ signiert.

<sup>30</sup> Hans Bertle (geb. 1880 Schruns, gest. 1943 Schruns); s. hierzu Andreas Rudigier, Philipp Schönborn, Peter Strasser: Bertle – eine Künstlerfamilie aus dem Montafon, Feldkirch 1992,



Lore Arnold, Ölkreidezeichnung der aus Graz stammenden Künstlerin Marianne Wille, 1920.

träge für Portraits von Angehörigen des bayerischen Königshauses. Er befasste sich mit ganz unterschiedlichen Themen wie sakraler Deckenmalerei, Kriegsbildern, religiösen Tafelbildern, Heimatbildern, Zeichnungen und Plakaten. Portraits begründeten seinen überregionalen Ruhm. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war er häufig in Vorarlberg tätig. Finanziell ging es ihm nicht immer gut. Er wurde deshalb von dem Dornbirner Fabrikanten Ernst

---

S. 89–144 u. 189. Das Ölbild hat einen Durchmesser von 0,46 m und ist mit „H. Bertle 1926“ signiert.

Rhomberg<sup>31</sup> gefördert. Dieser ließ mehrere Mitglieder der Familien Rhomberg und Hämmerle von Bertle portraituren, ebenso die als Urlauberin und Freundin der Familie in Dornbirn weilende Lore.

### Erste soziale Tätigkeit: Die „Aarau-Speisung“

Eine frühe soziale Tätigkeit Lore Arnolds fiel in das Jahr 1924. Angesichts der Not nach dem Weltkrieg und der Inflation unterstützten Schweizer Städte die Bevölkerung deutscher Städte mit Kleidern und Lebensmitteln. Die Stadt Aarau half Reutlingen. Mitte Januar 1924 trafen die ersten Lieferungen in Reutlingen ein. Das Aarauer Frauensekretariat richtete im Rathaus und im Gasthof „Ochsen“ zwei Suppenausgabestellen für „Erwerbslose“ und für den „notleidenden Mittelstand“ ein. Zwischen 14. Januar und 14. Juni 1924 wurden über 40 000 Suppenportionen ausgegeben. Lore Arnold übernahm als „Alleinzeichnende“ die Abrechnung der Ausgabestelle im Rathaus.<sup>32</sup>

### Der Volksdienst von Dr. Ernst Wendler

Nach dem Ersten Weltkrieg dachten viele in Deutschland daran, einen Arbeitsdienst einzuführen. Da der Staat zunehmend in finanzielle Schwierigkeiten geriet, sollten auf diese Weise öffentliche und gemeinnützige Zwecke erfüllt werden. Außerdem wollte man die Jugend ohne Rücksicht auf Beruf und soziale Herkunft zur Pflichterfüllung gegenüber Staat und Gesellschaft erziehen. In der Zeit der Massenarbeitslosigkeit um 1930 wurden diese Gedanken stärker vertreten. Nun ging es einmal um die Beschäftigung von Arbeitslosen und zum anderen um die Aufhebung von Klassenunterschieden. Angesichts der immer noch bestehenden Spaltung der Gesellschaft in Klassen erhoffte man so einen sozialen Ausgleich. Konsul Dr. Ernst Wendler<sup>33</sup> aus Reutlingen setzte sich für einen solchen Volksdienst ein und forderte für alle Deutschen nach der Berufsausbildung ein freiwilliges Arbeitsdienstjahr. Die Volksdienstfreiwilligen sollten in gemeinsamen Quartieren wohnen und dort Verpflegung sowie ein Taschengeld erhalten. Wendler fasste seine Gedanken

<sup>31</sup> Ernst Rhomberg (1871–1934), Textilfabrikant in Firma Herberger & Rhomberg in Dornbirn.

<sup>32</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 27; ferner StadtA Reutlingen, Registratur Az. 362527 Aarau. Die Reutlinger Stadtverwaltung gab zum Dank für die Unterstützung einer heute noch bestehenden Straße den Namen „Aaraustraße“.

<sup>33</sup> Ernst Wendler (1890–1986), Bruder von Eberhard Wendler (1900–1965), 1919–1921 Geschäftsführer in der Firma Gebrüder Wendler, dann diplomatischer Dienst, Konsul in Batavia und Sydney. Die ihm vom Auswärtigen Amt gewährte Beurlaubung ohne Bezüge dauerte vom 5. 11. 1930 bis 31. 3. 1932. Später war er Gesandter in La Paz (1937) und Bangkok (1942); Auskunfts Auswärtiges Amt vom 29. 12. 2005. Nach Aufenthalt in verschiedenen Internierungslagern wurde er 1947 wieder Geschäftsführer in der Firma Gebrüder Wendler.

1930 in einer Schrift „Volksdienst tut not. Ein Aufriß in 99 Leitsätzen“ zusammen und gründete am 14. April 1931 in Reutlingen einen „Volksbund zur Förderung des Freiwilligen Volksdiensts“, dessen Geschäftsführung er übernahm.<sup>34</sup> Hierfür hatte er vom Auswärtigen Amt ab November 1930 einen längeren Urlaub erhalten. Wendler sah in seiner Einrichtung weniger ein „Arbeitsinstrument“ als vielmehr eine Schule der Gemeinschaftserziehung und ein Mittel „zur Überbrückung der unheilvollen Gegensätze“ in der Gesellschaft.

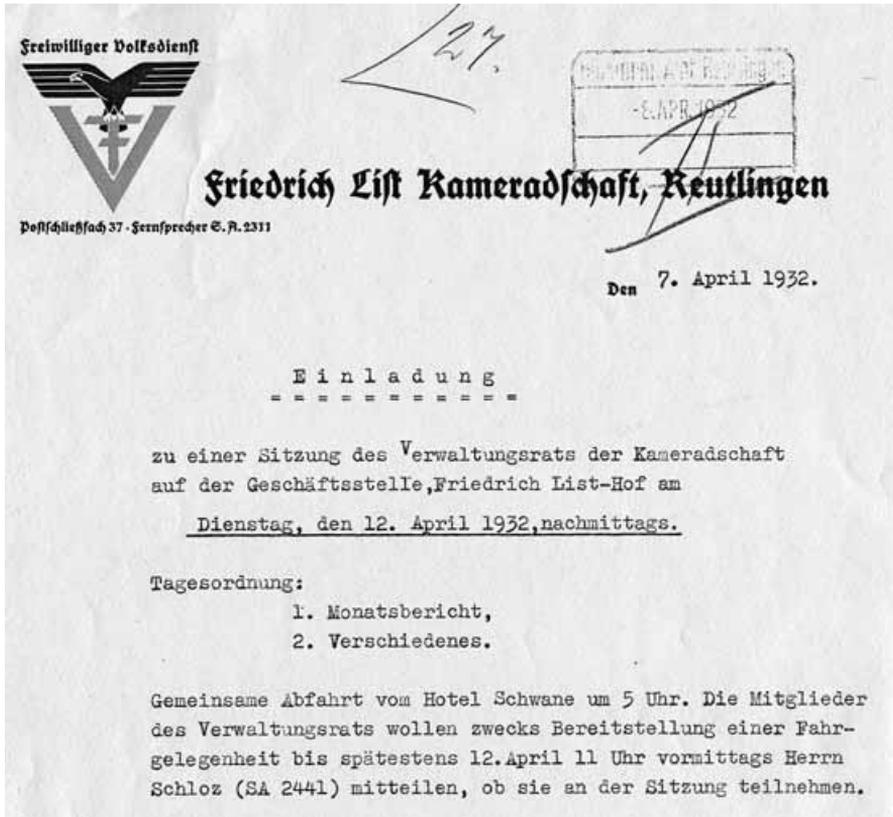
Lore Arnold beeindruckte der Anblick der vielen arbeitslosen Jugendlichen, die auf dem Reutlinger Marktplatz herumstanden. Sie war von dem Gedanken des freiwilligen Volksdiensts überzeugt und arbeitete etwa ab Oktober 1930 ehrenamtlich „feste mit“.<sup>35</sup> Für diese Mitarbeit konnte sie sich in gewissem Umfang von ihrem Geschäft freimachen. Wendlers Aufruf „Nicht auf den Staat warten! Wir wollen und müssen uns zuerst selbst helfen!“ war in ihrem Sinne. Anfang Juni 1931 bildete der Volksbund die „Kameradschaft Friedrich List“<sup>36</sup>, der die Stadt ein fünf Hektar großes Gelände 3 km südwestlich der Stadt an der Straße nach Gönningen verpachtete („Friedrich-List-Hof“). Auf dem Gelände, das die Stadt ab 1922 schrittweise erworben hatte, war früher eine Schieferölfabrik und dann die Gärtnerei Emil Fischer betrieben worden.<sup>37</sup> Der Volksbund richtete die vorhandene Scheuer zunächst als

<sup>34</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS), E 130 b Bü 3247 und 3248. Zum engeren Kreis des Volksbunds gehörten Konrad Gminder (1869–1939, Geschäftsführer der Textilfabrik Ulrich Gminder GmbH, Ehrenvorsitzender der Industrie- und Handelskammer), Gustav Groß (1852–1944, Fabrikant in Textilfabrik Hecht & Groß, Landtagsabgeordneter, Ehrenbürger von Reutlingen), Reinhold Kocher (Oberstudiendirektor an der Gewerbeschule), Paul Mangold (Landesökonomierat, Vorstand der Landwirtschaftsschule) und Hans Freytag (Buchdruckereibesitzer und Mitinhaber des Reutlinger General-Anzeigers, Gemeinderat, Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, 1933 auf dem Heuberg interniert). Siehe hierzu StadtA Reutlingen, Stadtpflege Nr. 359 Arbeitsdienst. Der Volksbund gab Mitteilungen heraus: „Freiwilliger Volksdienst. Mitteilungen des Volksbundes zur Förderung des Freiwilligen Volksdiensts“, Jg. 1 (1931) – Jg. 2 (1932/33). Die beiden ersten Hefte des Jahrgangs 1 sind in den Beständen des HStAS erhalten. Die Deutsche Bibliothek in Leipzig besitzt nur die Hefte 1 und 2 des Jahrgangs 2. Diese waren im Oktober 2005 in so schlechtem Zustand, dass keine Ablichtungen angefertigt werden konnten. – Zu Lores Mitwirkung s. ihren Bericht in: Familienarchiv Arnold, Nr. 27.

<sup>35</sup> Die enge Bekanntschaft mit der Familie Wendler könnte ebenfalls eine Ursache für die Beteiligung von Lore gewesen sein.

<sup>36</sup> Vgl. StadtA Reutlingen, Stadtpflege Nr. 358 Arbeitsdienst, auch zum Folgenden. Zur unentgeltlichen Verpachtung des Geländes vgl. StadtA Reutlingen, Gemeinderatsprotokoll 1931, S. 680 (§ 436) und S. 877 (§ 534), ferner Gemeinderatsprotokoll 1932, S. 377 (10. 3. 1932) und S. 688 (12. 5. 1932). Siehe auch Heidi Stelzer: Reutlingen in den Zwanziger Jahren [Chronik], Reutlingen 2001, S. 170.

<sup>37</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 3. 7. 1992. Das Anwesen fiel 1938 an die Heeresverwaltung und wurde nach dem Krieg von den französischen Streitkräften genutzt. In den 1990er Jahren kaufte die Stadt das Panzergelände. Heute befindet sich hier ein Umweltbildungszentrum. Siehe hierzu auch StadtA Reutlingen, Registratur Az. 362 5509.



Briefkopf der „Friedrich List Kameradschaft“, gebildet vom „Volksbund zur Förderung des Freiwilligen Volksdiensts“, dessen Gründer der Reutlinger Diplomat Dr. Ernst Wendler war. Der Volksbund wollte während der Weltwirtschaftskrise um 1931 Arbeitslose beschäftigen und Klassenunterschiede aufheben. Lore Arnold arbeitete als „Organisatorin der weiblichen Abteilung“ mit.

Quartier für 20 Männer ein und nutzte sie später zu Werkstätten. Vier Mädchen brachte man in einem vorhandenen massiven Gebäude unter. Lore Arnold war die „Organisatorin der weiblichen Abteilung“.<sup>38</sup> Bei einem Besuch des württembergischen Wirtschaftsministers Reinhold Maier am 23. Juli 1931 gehörte sie zu den Mitarbeitern, die den Minister empfingen. Die von Lore betreuten Mädchen der Kameradschaft richteten einen kleinen Imbiss im Freien her.<sup>39</sup>

<sup>38</sup> „Mitteilungen des Volksbundes“ Jg. 1 Nr. 2, August 1931. H. Stelzer (wie Anm. 36), S. 172.

<sup>39</sup> H. Stelzer (wie Anm. 36), S. 172.

In besonderer Erinnerung blieb Lore die Mitarbeit bei Festen. Eine von der Firma Ulrich Gminder übergebene Wohnbaracke wurde am 2. August 1931 mit einem Volksfest eingeweiht.<sup>40</sup> Die Klosterbrauerei Pfullingen stellte Tische und Bänke zur Verfügung, ein Schwein war geschlachtet worden. Bei herrlichem Wetter wurden Spiele veranstaltet und zum Tanz aufgespielt. Der Erlös war so groß, dass eine weitere Baracke gebaut werden konnte. Die Angehörigen der Kameradschaft arbeiteten auf einem landwirtschaftlichen Betrieb der Stadt (wohl Städtische Gutsverwaltung Alteburg) und auf dem etwa 4 km entfernten Gutsbetrieb der Firma Emil Adolff an der Degerschlachter Straße. In der Ziegelei der Firma Emil Adolff stellten sie Ziegel her.<sup>41</sup> Finanziert wurden die Tätigkeiten einmal vom Arbeitsamt, das wegen des ersparten Arbeitslosengelds mitwirkte. Sodann sammelte der Volksbund Geld, auch gaben Wirtschaftsunternehmen Unterstützung. Der „Friedrich-List-Hof“ stellte die erste Maßnahme des Freiwilligen Arbeitsdiensts in Württemberg dar. Der Rappenhof bei Leonberg wurde vom Volksbund als Jungvieh- und Fohlenweide benutzt. Wendler gründete auch in Ulm eine Kameradschaft. Insgesamt waren im Frühjahr 1932 auf drei Höfen 94 Freiwillige untergebracht.<sup>42</sup> Sie arbeiteten in der Landwirtschaft, beim Wegebau und bei Entwässerungsarbeiten. Im zweiten Halbjahr 1932 half der Freiwillige Arbeitsdienst bei der Erneuerung des Turms auf der Achalm mit.<sup>43</sup>

Lore Arnold nahm auch an den Sitzungen des Verwaltungsrats des Volksbunds teil.<sup>44</sup> Im Juli 1932 beschäftigten der Reutlinger Volksbund und weitere 13 Organisationen über 7000 junge Leute. Nach der Übernahme der Macht

<sup>40</sup> Vgl. StadtA Reutlingen, Gemeinderatsprotokolle 1931, S. 1146 § 668. Die Stadt war zur Veranstaltung eingeladen.

<sup>41</sup> H. Stelzer (wie Anm. 36), S. 172 u. 177. Die Degerschlachter Straße ist die heutige Emil-Adolff-Straße.

<sup>42</sup> Der freiwillige Arbeitsdienst war erstmals durch Reichsverordnung (VO) über die Förderung des freiwilligen Arbeitsdienstes vom 23. 7. 1931 (RGBl. I S. 398) gesetzgeberisch angesprochen worden. Die VO wurde durch die VO über den freiwilligen Arbeitsdienst vom 16. 7. 1932 (RGBl. I S. 352) ersetzt. Dadurch wurden Maßnahmen im Bereich der Arbeitslosenhilfe, der Arbeitsvermittlung, der Sozialversicherung und zur Erleichterung der Lasten der Gemeinden getroffen. Zur Leitung des freiwilligen Arbeitsdienstes wurden ein Reichskommissar und Bezirkskommissare bestellt. Nach der Broschüre „Arbeitsdienst in Südwestdeutschland. Hg. vom Bezirkskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst Kälin, August 1932“ hatte der Arbeitsdienst in Südwestdeutschland im August 1931 mit 60 Beschäftigten begonnen. Das waren offenbar die in Reutlingen Tätigen gewesen.

<sup>43</sup> H. Stelzer (wie Anm. 36), S. 188 u. 196. Am Turm sind die Buchstaben „FV“ angebracht.

<sup>44</sup> Sitzungen vom 16. 12. 1931, 10. 3. und 12. 4. 1932, StadtA Reutlingen, Stadtpflege Nr. 358, Arbeitsdienst. Im Verwaltungsrat waren vertreten das Arbeitsamt, das Oberamt und das Stadtschultheißenamt. Im Juni 1931 werden folgende Mitglieder genannt: Dr. Wendler (Vorsitz), Landesökonomierat Paul Mangold, Handwerkskammersyndikus Eberhardt, Prokurist W. Scholz und als Stellvertreter Gewerbelehrer Koch, Geschäftsführer des Bauernbunds Hehr, Konrad Gminder und Kaufmann Eugen Rembold (Mitteilungen Volksbund, 1. Jg. Nr. 1 vom 24. 6. 1931).

durch die Nationalsozialisten richtete Wendler seine Organisation sehr bald auf die neue Zeit aus. Schon am 6. April 1933 „entnahm“ Reichsstatthalter Murr „mit lebhafter Befriedigung, daß der Volksbund zur Förderung des Freiwilligen Volksdienstes sich in völligem Einklang mit den Zielen der nationalsozialistischen Bewegung“ befinde.<sup>45</sup> Im Herbst 1933 wurde der Volksdienst von nationalsozialistischen Organisationen übernommen. 1935 führte das neue Regime den Arbeitsdienst als Zwang ein. Lore Arnold war schon im Frühjahr 1933 aus der Tätigkeit im Volksbund ausgeschieden. Ohnedies musste sie sich bei der anziehenden Konjunktur mehr um ihr Geschäft kümmern. Sie lehnte die Nationalsozialisten ab und trat auch keiner ihrer Organisationen bei.

### Der Blindenverein – Bezirksgruppe Reutlingen

Lore Arnolds sehbehinderter Vater war seit 1. Januar 1910 Mitglied des im Jahr zuvor gegründeten Württembergischen Blindenvereins. Im Juni 1910 überlegte sich der Vater, in Reutlingen eine Ortsgruppe zu bilden. Da ihm der Arzt jedoch jede Aufregung verboten hatte, sah er davon ab.<sup>46</sup> Die Ortsgruppe wurde dann 1911 gegründet. Kommerzienrat Karl Laiblin (1850–1921) und seine Frau Emilie (1849–1920) sowie der blinde Eugen Siegmund luden die Blinden aus Reutlingen, Nürtingen und Tübingen zu einer Versammlung am 6. Juni 1911 in die Räume der Museumsgesellschaft ein.<sup>47</sup> Etwa 35 Damen und Herren kamen. Der blinde Violinvirtuose Morlang und Fräulein Zweigle am Klavier, beide aus Stuttgart, „versetzten durch das seelenvolle

<sup>45</sup> HStAS, E 130 b Bü 3248, Bl. 24.

<sup>46</sup> Württembergischer Blindenverein. Bericht über das erste Vereinsjahr 1909, S. 32; Exemplare der Veröffentlichungen des Blindenvereins bis zum Zweiten Weltkrieg befinden sich in Ablichtung im Stadtarchiv Heilbronn, im Original teilweise in der Württembergischen Landesbibliothek und im Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL), E 191 Bü 3965. Schreiben Robert Arnolds vom 8. 6. 1910 an den Vorsitzenden des Blindenvereins Dr. F. Neunhöffer. Schon am 8. 12. 1909 hatte Robert Arnold an Rudolf Kraemer, den Gründer des Württembergischen Blindenvereins, geschrieben und um Rat bei der Anschaffung eines Geräts gebeten (Familienarchiv Arnold, Nr. 19).

<sup>47</sup> Der Vereinsbote. Vierteljahresschrift des Württembergischen Blindenvereins, 1. Jg. Nr. 1, Oktober 1911, S. 12. Notizen von Lore Arnold (Familienarchiv Arnold, Nr. 34), ferner Manuskript im Besitz von Elisabeth Kromer, der früheren Vorsitzenden der Bezirksgruppe Reutlingen. Die Überlieferung, die Gründung der Ortsgruppe sei 1912 im „Goldenen Ochsen“ in Reutlingen erfolgt, trifft danach nicht zu. Zu Emilie und Karl Laiblin vgl. Heidi Stelzer: Die Gartenstraße im Wandel der Zeiten, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36, 1997, S. 112. – Lore Arnold kümmerte sich stets nur um Zivilblinde (Friedensblinde). Die Kriegsblinden waren schon 1920 „in corpore“ aus dem Württembergischen Blindenverein ausgetreten. Sie hatten wegen ihrer höheren Versorgungsleistungen jede Zusammenarbeit mit den Friedensblinden beendet (StAL, E 191 Bü 3965). Vgl. Christhard Schrenk: Rudolf Kraemer. Ein Leben für die Blinden (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 14), Heilbronn 2002, S. 18.

Spiel die Teilnehmer in eine gehobene Feststimmung“. Es wurde ein Komitee gebildet mit Kommerzienrat Laiblin als Vorsitzendem, Fräulein Gertrud Hofmann als Schriftführerin und Oberamtspfleger a. D. Mössinger als Kassier sowie weiteren 28 Mitgliedern.<sup>48</sup> Die Ortsgruppe hatte zunächst nur neun ordentliche (sehbehinderte) Mitglieder, auch aus Pfullingen, Metzingen, Nürtingen, Urach und Umgebung. Dem Komitee gelang es, in kurzer Zeit von unterstützenden (sehenden) Mitgliedern und einmaligen Zahlern 2889,90 Mark zu sammeln.<sup>49</sup> Laiblin war zusammen mit dem Reutlinger Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneten Friedrich List<sup>50</sup> im Beirat des Gesamtvereins in Stuttgart. Beisitzer im Vorstand des Gesamtvereins war der Bürsten- und Korbkaufmann Eugen Siegmund in der Metzgerstraße 48 in Reutlingen, der auch eine Verkaufsstelle für Erzeugnisse der Blinden betrieb.<sup>51</sup>

<sup>48</sup> Württembergischer Blindenverein. Bericht über das dritte Vereinsjahr bis 30. April 1912, Stuttgart, S. 14. Karl Laiblin begrüßte als Vorstand der Museumsgesellschaft und als Versammlungsleiter die Gäste. Major Frühling verlas „einen Vortrag“ des Vereinsvorsitzenden Dr. Neunhöffer, der nicht kommen konnte. Das Vorstandsmitglied Siegel aus Ulm bat die Anwesenden, sich zum „Propagandakomitee“ zu erklären und ein Werbeblatt zu unterzeichnen. Die weiteren Mitglieder des Komitees waren Frau Kommerzienrat Laiblin, Frau Fabrikant Adolf Anner, Frau Emilie Elmer, Fabrikantenwitwe, Kommerzienrat Johannes Eisenlohr mit Frau, Oberlehrer Fausel, Frau Kommerzienrat Fischer, Major a. D. Frühling, Sanitätsrat Dr. Julius Gayler, Frau Fabrikant Arthur Göppinger, Frau Apotheker Haas, Oberbürgermeister Hepp mit Frau, Regierungspräsident v. Hofmann mit Frau, Landgerichtsrat und Abgeordneter Freiherr Erwin von Seckendorff (Urach), Fabrikant Max Jope, Frau Stadtpfarrer Kneile, Rechtsanwalt Dr. List mit Frau, Frau Landgerichtsrat Muff, geb. v. Heider, Baurat Riekert mit Frau, Oberreallehrer G. Rücker, Oberregierungsrat Stamer mit Frau, Frau Dr. Steinacker, Medizinalrat Dr. Steinbrück und Frau Bankdirektor Luise Weil (vgl. auch: Der Vereinsbote, wie Anm. 47, 1. Jg. Nr. 2, S. 35).

<sup>49</sup> Bericht über das dritte Vereinsjahr (wie Anm. 48), S. 8 u. 34 ff. Der Vereinsbote (wie Anm. 47), 1. Jg. Nr. 3, April 1912, S. 49. In Reutlingen waren ca. 1570, in Betzingen ca. 65, in Enningen ca. 72, in Metzingen ca. 100, in Nürtingen ca. 165, in Pfullingen 110, in Unterboihingen 16 und in Urach ca. 130 Zahler. Am „glänzenden Ergebnis“ waren besonders beteiligt Inspektor Buck, Nürtingen, Stadtschultheiß Caspar, Metzingen, Pfarrer Palm, Enningen, Zeitungsverleger Hutzler, Reutlingen, Buchdruckereibesitzer Bühler und Frhr. v. Seckendorff, beide Urach. Karl Laiblin erhielt für die Zahlung von 300 Mark die Mitgliedschaft auf Lebensdauer.

<sup>50</sup> Friedrich List (1869–1940), 1906–1919 Präsident des Schwäbischen und des Deutschen Sängerbunds, 1912–1918 Mitglied des Reichstags, zweiter Vorsitzender des nationalliberalen Ortsvereins Reutlingen. Karl Laiblin war 1917 Mitglied des Verwaltungskomitees des Blindenvereins für ein Blindenerholungsheim, für das dann in Stuttgart-Rohr ein Gebäude erworben wurde (StAL, E 191 Bü 3965).

<sup>51</sup> Bericht über das dritte Vereinsjahr (wie Anm. 48), S. 12 u. 16, und über das vierte Vereinsjahr, S. 11; Der Vereinsbote (wie Anm. 47), 1. Jg. Nr. 1, S. 7, und Nr. 2, S. 35, 2. Jg. Nr. 1, S. 1; Schrenk (wie Anm. 47), S. 101. Dem Inhaber eines Gemischtwarengeschäfts Siegmund war vom Blindenverein eine Verkaufsstelle für Blindenwaren in Reutlingen übertragen worden. Er erhielt 20 v. H. der Umsatzvergütung, ein unverzinsliches Darlehen und die Kosten für ein Zeitungsinserat im Monat. Er verkaufte im Geschäftsjahr 1912/13 Korb- und Bürstenwaren, Wäscheleinen, weibliche Handarbeiten, Kokosmatten für insgesamt 208,40 M. Sieg-

In der Zeit bis 1920 führten vor allem Kommerzienrat Laiblin und seine Frau die Blinden und die Freunde der Blinden zusammen. Beide luden die Blinden mehrmals im Jahr ein und bewirteten sie.<sup>52</sup> In dieser Zeit übernahmen Mittelschulrektor Heinrich Fausel das Amt des Kassiers und Emma Appenzeller das Schriftführeramt. Die Nürtinger und die Tübinger Freunde lösten sich nach dem Ersten Weltkrieg aus der Bezirksgruppe.<sup>53</sup> Von 1921 bis 1932 war „sehender“ Vorstand Stadtpfarrer Rudolf Daur, der mit seiner lebhaften und geistreichen Art bei den Blinden beliebt war.<sup>54</sup> Es bildete sich ein „Damenkranz“, dem nach den Notizen Lore Arnolds Maria Anner geb. Eisenlohr, Frau Louis Gminder, Sophie Gminder, Elisabeth Lamparter, Anna Knapp sowie Sophie und Else Hebsaker angehörten.<sup>55</sup> Dieses Komitee sorgte nun für die Finanzierung der jährlichen vier Zusammenkünfte mit Kaffee und Hefezopf sowie der Weihnachtsfeiern im Gasthaus „Sonne“ am Tübinger Tor.<sup>56</sup> Das Amt des Kassiers versah von 1921 bis 1953 der Oberlehrer an der Volksschule Johannes Jauss, dessen Kasse allerdings meist „klaffend leer“ war. Frau Matthes aus Betzenried sammelte an den Haustüren für die Blinden und musste sich manche Unfreundlichkeit anhören. Pfarrer Daur und das Komitee veranstalteten Bazare zum Verkauf der von den Blinden hergestellten Waren. Die Bazare wurden in der nunmehrigen Vereinsgaststätte „Marchtaler Hof“ abgehalten.

---

mund starb Ende 1936, bis dahin war er im Beirat des Blindenvereins. Außerdem war er Leiter der Fachgruppe der Bürstenmacher im Blindenverein (StAL, E 191 Bü 3965).

<sup>52</sup> Das erste gesellige Zusammentreffen, das gut besucht war, fand am 21. 7. 1912 im großen Saal des „Volks-Kaffees“ statt (das alkoholfreie Gasthaus „Sonne“ am Tübinger Tor hieß auch „Volkskaffeehaus-Sonne“). Frau Laiblin „bewirtete mit Kaffee und Kuchen“, Vereinsvorstand Dr. Neunhöffer war erschienen. „Musikalische und deklamatorische Vorträge sehender Freunde gaben der Versammlung ein festliches Gepräge“ (Der Vereinsbote, wie Anm. 47, 2. Jg. Nr. 2, S. 39).

<sup>53</sup> Da die Mitgliederzahl in Reutlingen immer mehr zunahm, gründeten die Nürtinger am 24. 6. 1923 eine eigene Bezirksgruppe. Sie erwähnten noch später „das hochherzige Komitee und unseren Freund Siegmund“ (StAL, E 191 Bü 3965).

<sup>54</sup> Pfarrer Daur war in den 1930er Jahren auch Mitglied des Beirats des Württembergischen Blindenvereins. Vgl. StAL, E 191 Bü 3965; 25 Jahre Württ. Blindenverein, 1934; 30 Jahre Württ. Blindenverein, 1939; Jahresberichte Württembergischer Blindenverein für 1934/35, 1936/37 und für 1937/38.

<sup>55</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 34, auch zum Folgenden. Maria Anner (1877–1950), Frau des Fabrikanten Adolf Anner; Frau Louis Gminder = Julie Gminder geb. Helb (1882–1961); Sophie Gminder geb. Frick (1873–1962), Frau des Textilfabrikanten Karl Gminder; Anna Knapp geb. Anner (1874–1952), Frau des Benno Knapp, Mitinhaber der Eisengroßhandlung U. A. Knapp; Sophie Hebsaker geb. Bantlin (1881–1964), Frau von Hugo Hebsaker (1876–1972), Mitinhaber der Verlagsbuchhandlung und Druckerei Ensslin & Laiblin; Else Hebsaker geb. Beckh (1876–1943), Frau von Carl Hebsaker, Mitinhaber von Ensslin & Laiblin.

<sup>56</sup> Vgl. Ansprache zum Gedenken an Else Hebsaker Oktober 1943 in Familienarchiv Arnold, Nr. 34. Hier auch einige Unterlagen zur Bezirksgruppe aus den Jahren 1934–1948.

Lore Arnold übernahm bei der Veranstaltung am 4./5. Dezember 1928 die Organisation und die Kasse.<sup>57</sup> Es wurden Handarbeiten und Spielwaren angeboten sowie Lose verkauft. Es gab ein „Ringspiel“, ein „Glücksrad“ und ein „Schälenspiel“ sowie einen „Glückssack“, der besonders große Einnahmen brachte. Lore veranlasste Freundinnen wie Lis Wendler, Nora Bantlin, Lisa Hintrager, Elle Wagner, „Mäusle“ Müller und Julie Gminder zur Mitwirkung.<sup>58</sup> Während ihrer Tätigkeit an der Kasse bemerkte Lore, dass der blinde Kaufmann Küppers unberechtigt Geld an sich nahm, das sie ihm daraufhin aus der Tasche zog. Der Bazar selbst wurde ein voller Erfolg mit Einnahmen von 9200,50 Mark. Viele Waren wurden bestellt, die in der folgenden Zeit im Arnold'schen Geschäft am Marktplatz abgeholt werden konnten. Besonders beeindruckte Lore das Zusammentreffen mit der blinden Bürstenmacherin Ella Speidel. „Ich sehe noch ihr strahlendes Gesicht bei der großen Abrechnung ihrer Bürsten!“ Im nächsten Jahr organisierte Lore den Bazar in der gleichen Weise, doch betrugen die Einnahmen nur 3300 Mark, eine Auswirkung der Wirtschaftskrise.<sup>59</sup> Lore wurde nun um weitere Mitarbeit gebeten. Sie hatte „auf alles ein wachsames Auge“, doch war sie weder Vorsitzende noch Ehrenvorsitzende der Bezirksgruppe.<sup>60</sup> 1943 bezeichnete sie sich selbst als Betreuerin, Kassenwart<sup>61</sup> und Schriftführerin seit 1936. Daneben sorgte sie damals für die viermal jährlich stattfindenden Zusammenkünfte<sup>62</sup> sowie die sehr beliebten Ausflüge. „Sie sorgt für alle Vergnügungen“, hieß es einmal. Sie war

<sup>57</sup> Das Jahr 1928 als Beginn der Tätigkeit von Lore Arnold für den Blindenverein ist gesichert durch Notizen aus diesem Jahr (Familienarchiv Arnold, Nr. 34).

<sup>58</sup> Weitere Mitwirkende waren u. a. Luise Finckh (geb. 1900, verheiratet mit Zahnarzt Gerny; sie war eine lebenslustige, gescheite und unternehmende Reutlinger Persönlichkeit, „behängt mit Gold und Juwelen“), Inge Gminder (geb. 1912, Tochter des Textilfabrikanten Louis Gminder), Gerda Gminder-Cellarius, Trudel Kurtz, Nelly und Marga Gaiser. Lore notierte auch gleich, wer „schlechte Dienste“ geleistet hatte!

<sup>59</sup> Nun waren Mitwirkende aus Lores Bekanntenkreis u. a.: Lis Wendler, Marianne Müller, Trudel und Gretel Kurtz, Nora Bantlin, Lore Leuze, Marianne Grötzinger, Elsbeth Gminder und Margot Gminder (1913–2000, Tochter von Textilkaufmann Richard Gminder und Helene geb. Arnold). Bei einem Bazar am 14. 11. 1935 wirkten wiederum Damen der Reutlinger Oberschicht mit: Lore Kurtz, Dr. Annemarie Kübler (1910–1995), Jule Gminder, Nora Bantlin, Hilde Gsell, Elle Wagner, Frau Dr. Viktor Gayler (Herta Gayler, 1911–2001, sie war sehr musikalisch), Gerda Cellarius und Ruth Beutter (die spätere Frau von Joachim Gminder).

<sup>60</sup> So aber die Zeitungen (z. B. General-Anzeiger vom 9. 7. 1969 und 5. 1. 1973; Reutlinger Nachrichten vom 5. 7. 1975).

<sup>61</sup> Vermutlich war gewählter Kassier Johannes Jauss, während Lore die Beträge verwaltete, die sie durch Sammlungen erhalten hatte.

<sup>62</sup> 1929 trafen die Gruppen Nürtingen, Reutlingen und Tübingen in Metzingen zusammen, 1931 waren die Mitglieder der Gruppen Nürtingen und Reutlingen zu einer Bezirksgruppenversammlung in Tübingen eingeladen (Der Vereinsbote. Organ des Württembergischen Blindenvereins, Mai 1929, S. 13, und September 1931). Die „Weihnachtsfeier“ der Blinden am 3. 1. 1937 besuchte Oberbürgermeister Dr. Dederer mit seiner Frau.



Lore Arnold, etwa 1935.

„Mädchen für alles“, eine Art Geschäftsführerin. Lore und ihre Mutter gaben auch Spenden, z. B. übernahmen sie Portokosten.

Nach Lores Notizen war blinder Vorstand ab 1929 Robert Häussler, Lagerarbeiter in der Firma Ulrich Gminder, ein tatkräftiger Mann, den sie sehr schätzte und mit dem sie sich gut verstand. Sie versuchte, vom Verkauf der Blindenwaren auf Bazaren wegzukommen und die Blinden, wie dies allgemein vom Württembergischen Blindenverein angestrebt wurde, in der Wirtschaft unterzubringen. Arbeitsplätze, die von sehenden Arbeitern besetzt waren, wurden durch geeignete Vorrichtungen so verändert, dass Blinde sie übernehmen konnten. Die Blinden erhielten damit ein regelmäßiges Einkommen und erwarben Ansprüche aus der Sozialversicherung. Außerdem saßen sie

nicht mehr allein zu Hause, sondern konnten unter den Sehenden Bekannte und Freunde gewinnen. Lores Gedanken stießen auf Skepsis. Innerhalb von zwei Jahren gelang es ihr jedoch 30 „blinde Freunde“ in der Wirtschaft unterzubringen. Die Firmen Emil Adolff und Ulrich Gminder machten den Anfang, was bei den guten Beziehungen von Lore zu deren Inhabern nicht verwundert.<sup>63</sup> Ein weiteres Unternehmen, bei dem sie Arbeitsplätze für Blinde fand, war nach dem Zweiten Weltkrieg die Furnierfirma Danzer<sup>64</sup>. In der Eingliederung der Blinden in die Berufswelt sah Lore ihre Hauptaufgabe. Es sei ihr gelungen, allen in Betracht kommenden Blinden Beschäftigungsverhältnisse zu vermitteln.

Ein weiteres Anliegen von Lore war es, Spenden für die Blinden zu erhalten. Wo sie auf finanzielle Hilfe hoffen konnte, sprach sie vor und bekam auch meist Unterstützung. Für die jährlichen Weihnachtsfeiern erhielt sie Gaben

<sup>63</sup> Weitere Firmen, die Blinde übernahmen, waren nach Lores Notizen „Müller junior“ und „Heymann in Pliezhausen“ (beide konnten nicht lokalisiert werden). Siehe das Bild eines blinden Arbeiters beim Packen in der Firma U. Gminder in: Jahresbericht des Württembergischen Blindenvereins für 1936/37, S. 7.

<sup>64</sup> Mit diesem Unternehmen hatte Lore Arnold gute Kontakte, und sie erhielt von der Firma Danzer regelmäßig einen erheblichen jährlichen Zuschuss für die Hauspflegestation.

von der Reutlinger Geschäftswelt. Den Spendern gab sie Spendenbestätigungen für das Finanzamt, „die sie selbst ausfüllen durften“. So wurden die Weihnachtsfeiern stets schöne Feste für ihre blinden Freunde. Lore Arnold machte auch Hausbesuche. Sie setzte sich persönlich für die Blinden ein und war eine energische Fürsprecherin bei Behörden, wenn es um Bezugsscheine, Blindengeld und Ausweise ging. Vor allem in den Kriegs- und Nachkriegszeiten war sie Dauergast bei den Ämtern. Bis zur Rathaus spitze trug sie die Probleme „ihrer Blinden“ vor. Eine alleinstehende, etwas wunderliche blinde Frau habe sie, so wird berichtet, vor nationalsozialistischer Verfolgung bewahrt und bei einer anderen verhindert, dass sie in die Anstalt für Schwachsinnige nach Mariaberg gebracht wurde.<sup>65</sup>

Auf Stadtpfarrer Daur folgte 1932 als „sehender“ Vorstand der „mit Rat und Tat und guten Worten so liebevolle“ Stadtpfarrer Finckh.<sup>66</sup> Beim Aufbau der Blindenorganisation nach dem Krieg, insbesondere der Gründung eines Blindenvereins für Württemberg-Hohenzollern, arbeitete Lore Arnold mit dem Tübinger Gewerbeschulrat Karl Aichele sowie dem blinden Vorsitzenden des südwürttembergischen Vereins Karl Abele in Tübingen viel zusammen.<sup>67</sup> Die Versammlungen der Reutlinger Ortsgruppe waren noch 1948/49 in der alkoholfreien Gaststätte „Marchtaler Hof“, deren Wirtin Fräulein Ottenbacher sich auch in den schlechten Zeiten „in aufrichtiger Liebe“ um die Blinden kümmerte. Bei den Weihnachtsfeiern gab es Aufführungen der Geschwister Bröchel und Gedichtvorträge von Fräulein Appenzeller. Nach der Schließung des „Marchtaler Hofes“ zog der Verein zur Gaststätte „Pflug“ (um 1952), doch wurde dort wegen der vielen neuen Mitglieder bald der Platz zu eng. Man zog weiter zur Schlachthof-Gaststätte, wo man „herzlichst aufgenommen und bestens gepflegt wurde“. Dennoch wechselte man über den „Nürtinger Hof“ zum „Südbahnhof“, wo sich die Familie Adolf Faiss sehr um die Blinden kümmerte. Früher gab es Vesper mit Roter Wurst oder Bratwurst mit Salat, nun stand ein feines Mittagessen auf dem Tisch. Die Veranstaltungen mit musikalischer Umrahmung waren „fröhlich und lustig und man schied mit dankbarem Herzen“. Für Lore Arnold war es eine große Freude, bei solchen Veranstaltungen Enkel von Blinden begrüßen zu können, die nun das Abitur bestanden hatten. An Weihnachten wurden um 1970 etwa 80 Päckchen verteilt.<sup>68</sup> Viele Jahre lang, bis sie 1969 ihre Tätigkeit altershalber

<sup>65</sup> Mündliche Mitteilung von Elisabeth Kromer, Oktober 2005.

<sup>66</sup> Nach dem Jahresbericht 1936 bestand die Leitung der Reutlinger Bezirksgruppe aus Stadtpfarrer Finckh, Eugen Siegmund und Oberlehrer Jauss. Nach den Notizen von Lore Arnold war Finckh bis zu seinem Tod 1953 für die Blinden tätig. In den Unterlagen des Stadtarchivs Reutlingen, Fürsorgeamt Nr. 488, wird Stadtpfarrer i. R. Finckh 1948 als „früherer“ Vorstand des Blindenvereins in Reutlingen bezeichnet.

<sup>67</sup> Elisabeth Kromer: „Macher waren Lore Arnold und Gewerbeschulrat Aichele.“

<sup>68</sup> Um 1965 sollen der Bezirksgruppe etwa 65 Blinde in Reutlingen und Umgebung angehört haben.

aufgab, hatte Thea Hebsaker geb. Krull (1899–1975), deren Mann Karl Hebsaker Geschäftsführer des Verlags Ensslin & Laiblin war, beim Sammeln von Gegenständen für die Weihnachtspäckchen geholfen und „auch sonst Lore treu zur Seite gestanden“. <sup>69</sup>

1953 übernahm Hedwig Helb die Vereinskasse, die sie 1969 an Walter Bahnmüller weiterreichte. <sup>70</sup> Jetzt gab es keine Bazare mehr. Nach dem Tod von Pfarrer Finckh 1953 gewann Lore den Betzinger Missionar Braun als „sehenden“ Vorstand. <sup>71</sup> „Seine fröhlichen und geistig durchdrungenen Reden können die Blinden nicht missen. Jedes nimmt ein neues Licht in seine Dunkelheit für die nächsten Tage und Wochen mit nach Hause“, schrieb sie. Brauns Missionsreise 1954/56 nach Borneo überbrückte die Ortsgruppe und freute sich auf seine interessanten Briefe. Nachfolgerin von Braun, der zum Ehrenvorsitzenden bestimmt wurde, und von Robert Häussler wurde 1969 die blinde Schreibkraft Elisabeth Kromer.

Lore Arnold freute sich über die Ausflüge mit bis zu 100 Teilnehmern, darunter die Hälfte Blinde, z. B. nach Sigmaringen, Freudenstadt, zum Hohenzollern oder zu den Klöstern Lorch und Bebenhausen. Im Bus wurden Volkslieder gesungen. Die Ausflüge bereicherten das Denken und die Vorstellung der Blinden. Bei diesen Ausflügen war um 1965 die Mitarbeit von Johanna Böge aus Kirchentellinsfurt „unentbehrlich“.

1971 beabsichtigte Lore Arnold, ihre Tätigkeit in der Bezirksgruppe zu beenden, wohl auch deshalb, weil man „von Stuttgart in die Kassengeschäfte reinreden wollte“. Bei den offiziellen Landesblindensammlungen hatte sie sich nämlich stets geweigert, den Sammelerlös nach Stuttgart abzugeben. „Was ich hier in Reutlingen sammle, kommt auch direkt den Reutlinger Blinden zugute“, meinte sie. <sup>72</sup> Es fand sich jedoch kein Nachfolger, so dass Lore weitermachte. Auch in der folgenden Zeit vertrat sie die Interessen der Blinden beim städtischen Sozialamt und beim Landratsamt. Bei der Herbstzusammenkunft der Blinden am 9. Oktober 1977 im „Südbahnhof“ wurde ihre Tätigkeit gewürdigt. In Vertretung des Landrats übergab ihr der Leiter des Kreissozialamts Spreng als Dank des Landkreises einen Bildband. Ferner sprachen Missionar Braun und Heinz Lichy, der Vorsitzende des Blindenverbands Ost-Baden-Württemberg, die Bezirksgruppenleiterin Elisabeth Kromer und der Reutlinger Bürgermeister Kaiser, der einen Wachsabdruck des ältesten Reutlinger Stadtsiegels an Lore übergab. Tags darauf hieß es in der

<sup>69</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 9. 7. 1969.

<sup>70</sup> Ebd. W. Bahnmüller, dessen Frau blind war, verwaltete das Amt bis 1993.

<sup>71</sup> Um 1953 bestand der Vorstand aus: Missionar Braun, Betzingen (Vorsitzender), Robert Häussler, Betzingen (Stellvertreter), Hedwig Helb (Kassiererin), Emma Appenzeller, Reutlingen (an ihrer Stelle später Johanna Böge, Kirchentellinsfurt). Ausschussmitglieder waren: Braun, Bröchel, Mehl, Helb, Jauss, Speidel, Arnold, Appenzeller, später: Böge, Kromer, Hebsaker, Walter Gaiser (Familienarchiv Arnold, Nr. 34).

<sup>72</sup> Reutlinger Nachrichten vom 5. 7. 1975.

Presse: „Was die heute 78 jährige Reutlingerin für ‚ihre‘ Sehbehinderten über Jahrzehnte hinweg getan hat, ist in Worten nicht aufzuwiegen. Und der Dank für ihre Tätigkeit kam daher aus vollem Herzen, kam von Freunden, die um die Tatkraft, Hilfsbereitschaft und Herzlichkeit ‚ihrer‘ Lore Arnold wissen. Sie fühlt sich als Sehende den Reutlinger Blinden verbunden, ist ihnen Freundin, die mit Vergnügen an ihren Aktivitäten teilnimmt.“<sup>73</sup> In einem Vermerk des städtischen Sozialamts hieß es, Lore Arnold sei der Motor und die Seele des Blindenvereins, auch als andere Personen „auf dem Papier“ Vorsitzende gewesen waren. In einer Notiz von ihr selbst finden sich die Worte „Mutter der Blinden“, ein Begriff, mit dem sie auch nach ihrem Tod bezeichnet wurde.<sup>74</sup>



Widmung der Stadt Reutlingen für ein Buchgeschenk an Lore Arnold, unterschrieben von Bürgermeister Albert Schuler.

Aber Lore hörte nicht auf. 1977 war sie an der Organisation von Backkursen für Sehbehinderte beteiligt. Sie sah nach einer Küche und sorgte für einen Kostenträger. Anlässlich ihres 80. Geburtstags am 29. Juni 1979 erhielt sie von der Stadt Reutlingen „als kleines Zeichen des Dankes für ihre jahrzehntelange, unermüdliche und besonders mitfühlende Betreuung unserer blinden Mitbürger“ ein Buchgeschenk. Ein knappes halbes Jahr später hieß es in der Traueranzeige der Bezirksgruppe Reutlingen für Lore Arnold im Reutlinger General-Anzeiger vom 18. Dezember 1979: „Jahrzehntelang hat sie in aufopfernder Weise unseren Weg begleitet und ist uns mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Wir werden ihre Fürsorge sehr vermissen und wollen in großer Dankbarkeit das Andenken an sie in unseren Herzen bewahren.“

## Das Rote Kreuz

Von der „Haustochter“ Lore Arnold wurde im Zweiten Weltkrieg eine Tätigkeit zugunsten der Allgemeinheit erwartet. Wegen ihrer Erfahrungen im sozialen Bereich arbeitete sie ab Oktober 1939 beim Roten Kreuz in der „weib-

<sup>73</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 12. 10. 1977.

<sup>74</sup> StadtA Reutlingen, Sozialamt Nr. 154. – Zum Begriff „Mutter der Blinden“: Lore Arnold in: Familienarchiv Arnold, Nr. 27, und Reutlinger General-Anzeiger vom 19. 12. 1979.

lichen Bereitschaft“ mit.<sup>75</sup> Sicher war dies für Lore Arnold auch ein Schutz davor, in eine Parteiorganisation eintreten zu müssen.<sup>76</sup> Das Deutsche Rote Kreuz erbrachte im Krieg wichtige Tätigkeiten, und zwar nach nationalsozialistischen Grundsätzen – es war Bestandteil des NS-Staats.<sup>77</sup> Lores Arbeit beim Roten Kreuz begann mit einem Ausbildungskurs für Helferinnen unter Leitung des Arztes Dr. Max Weinhardt. Alle 8 bis 14 Tage wurde über medizinische Fragen und über Maßnahmen bei Körperschäden (z. B. auch durch Gase) vorgetragen. Es fehlte auch nicht der Lichtbildervortrag über Erbkrankheiten. Am 19. März 1940 wurden die Helferinnen geprüft und drei Wochen später vereidigt. Im Mai 1940 tat Lore Bahnhofsdiens. Nach Beginn des Frankreich-Feldzugs war am 27. Mai der erste große Lazarettzug nach Reutlingen gekommen, wo man ein Reservelazarett mit sechs Teillazaretten eingerichtet hatte. Das Teillazarett Hermann-Kurz-Schule diente der Unterbringung „schwerer Fälle“ und besaß einen Operationssaal.<sup>78</sup> Hier war Lore vom 29. Mai bis 7. September 1940 von 8 bis 18 Uhr, auch sonntags, tätig.

<sup>75</sup> Die Lore Arnold betreffenden Angaben über ihre Rot-Kreuz-Tätigkeit im Familienarchiv Arnold, Nr. 35. Nach einem Lebenslauf (ebd., Nr. 27) war sie schon um 1920 „auf der Dienststelle des Roten Kreuzes“ als „stellvertretende Kassiererin“ tätig gewesen. Im Winter 1932/33 hatte Lore bereits einen Erste-Hilfe-Lehrgang des Arbeiter-Samariterdiensts Reutlingen unter Leitung von Dr. Fritz Kübler besucht. Durch den Nationalsozialismus veranlasst war der Besuch eines Luftschutzlehrgangs im Herbst 1933 und eines „erweiterten“ Lehrgangs bei der Ortsgruppe Reutlingen des Reichsluftschutzbunds 1936 (ebd., Nr. 27).

<sup>76</sup> In diesen Zusammenhang kann eine Bemerkung in Lores Lebenslauf vom Mai 1943 eingeordnet werden. Sie bezeichnet sich darin als ehrenamtlicher „Kassenwart vom V.D.A.“. Diese Abkürzung ist als „Volksbund für das Deutschtum im Ausland“ aufzulösen. In einem Lebenslauf vom Oktober 1939 ist diese Tätigkeit nicht aufgeführt (Familienarchiv Arnold, Nr. 27). In Lores Nachlassunterlagen erscheint dieser Volksbund sonst nicht, so dass davon auszugehen ist, dass sie hier im Krieg versuchte, ihr Soll an „nationaler Arbeit“ zu erfüllen. Ein Kontakt Lore Arnolds mit den in den Adressbüchern jener Jahre genannten Leitern der Orts- und Bezirksgruppe des Volksbunds ist nicht bekannt.

<sup>77</sup> Die Veröffentlichung „50 Jahre Sanitätskolonne Reutlingen 1887–1937“ enthält folgendes Bekenntnis (S. 44): „Wir in der Sanitätskolonne Reutlingen werden Treue halten und unsere ganze Kraft dem Manne zur Verfügung stellen, der Deutschland vor dem Abgrund rettete, der unser Volk aus Nacht zum Lichte führte und dem unser ganzes Vertrauen gehört, unserem Schirmherrn, Führer und Reichskanzler: Adolf Hitler“, und (S. 54): „Unser Schirmherr Adolf Hitler hat in seiner Eigenschaft als Führer und Reichskanzler des Deutschen Volkes seinen Willen dahin kundgetan: Daß das Deutsche Rote Kreuz ein Bestandteil des nationalsozialistischen Staats und Träger völkerrechtlicher Aufgaben bleiben soll.“ Nach einem Taschenkalender für das Jahr 1937 aus dem Besitz von Lore Arnold gehörte zu den Aufgaben des DRK „Vorbereitung und Mitwirkung im amtlichen Sanitätsdienst des Heeres im Kriege und bei öffentlichen Notständen; Vorbereitung von Pflege-Einrichtungen im Kriege und des Sanitätsdienstes für Gas- und Luftschutz“ (Familienarchiv Arnold, Nr. 27). Der Reutlinger Landrat Knöpfle sprach bei der Vereidigung von 380 Helferinnen im April 1940 von „der nach nationalsozialistischen Grundsätzen ausgerichteten Arbeit des Deutschen Roten Kreuzes“ (StadtA Reutlingen, S 70 Nr. 1543, Reutlinger Zeitung v. 6. 5. 1940).

<sup>78</sup> Reutlingen 1930–1950. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit, hrsg. von Stadtarchiv und Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 1995, S. 196 u. 198.

Ab November 1940 besuchte Lore einen Kurs für Schwesternhelferinnen mit Vorträgen (z. B. über Dienst am Krankenbett und Erste Hilfe beim Luftschutz), u. a. von Dr. Weinhardt, Dr. Stoeche, Dr. Jost, Frau Dr. Kommerell und von der „Kreisfrauenleiterin und Feldführerin“ Fanny Jacob. Der Kurs endete am 2. Mai 1941 mit „Proben, Prüfung, Vereidigung und Kameradschaftsabend“ im Harmoniesaal.<sup>79</sup> Dazwischen war Lore an einzelnen Tagen beim Bahnhofsdienst, und am 1. und 2. März 1941 besuchte sie einen Lehrgang für Gruppenführerinnen.<sup>80</sup> Bereits am 17. Januar hatte Lore mit Frau Hauser Gruppen zusammengestellt, und es gab im RK-Zug eine „Gruppe Hauser/Arnold“. Lore war also zu diesem Zeitpunkt bereits stellvertretende Gruppenführerin.



Lore Arnold als Helferin beim Deutschen Roten Kreuz, 1941.

Am 31. Mai 1941 hatte Lore ein besonderes Erlebnis: Auf dem Marktplatz kam plötzlich ein Mädchen nieder. Statt des Krankenhauses rief man den Bahnhofsdienst. Lore hatte schließlich auf dem Marktplatz das Neugeborene, das mit der Mutter noch über die Nabelschnur verbunden war, in ihrer Schürze. Man witzelte, was ausgerechnet die unverheiratete Lore vom Kinderkriegen verstehe. Sie kümmerte sich in den folgenden Tagen weiter um

<sup>79</sup> Die Dienstbezeichnung „Schwesternhelferin“ erhielt Lore Arnold erst im Februar 1942. Das von Lore ausgesuchte Programm des Kameradschaftsabends enthielt nur in „Kolbenheyers Widmung“ nationalsozialistisches Gedankengut. Der Schriftsteller Erwin Guido Kolbenheyer vertrat den Gedanken, der Einzelne müsse sich „in die übergeordneten Wirklichkeiten von Art und Volk einordnen“.

<sup>80</sup> Unterrichtsplan des Gruppenführerinnen-Lehrgangs im Familienarchiv Arnold, Nr. 35. Den Lehrgang eröffnete DRK-Oberfeldführer Landrat Knöpfle. Es trugen vor: Feldführerin Jacob und Feldführer Dr. Weinhardt, Hauptführer Münch und die Hauptführerinnen Dr. Berg und Steinle sowie die Wachtführerin Votteler. Lore wurde damit Gruppenführerin. Auch sie konnte sich nationalsozialistischen Floskeln nicht entziehen, wenn sie beim betreffenden Gruppenführerinnen-Lehrgang sagte: „Wir alle hoffen und wünschen, daß wir ausgerüstet sind, wenn unser hochverehrter Führer uns ruft und daß wir dann unsere Arbeitskraft voll und ganz für unser geliebtes Vaterland einsetzen können, denn das alte Goethewort wird nie ausklingen: Die Tat ist überall entscheidend! Heil Hitler!“



Reservelazarett Hermann-Kurz-Schule. Die Verwundeten von Zimmer 310 im Juni 1940 mit den Schwestern Lore Arnold (sitzend) und Lore Weik (stehend).



DRK-Lehrgang für Gruppenführerinnen 2. März 1941 mit Kreisfrauenleiterin Fanny Jacob (2. von links) und Dr. Max Weinhardt (rechts).

Fräulein H., deren Papiere sie ordnete und der sie Übernachtungssachen besorgte.<sup>81</sup>

Der im Juni 1941 begonnene Russlandfeldzug führte zu neuem Einsatz. Am 7. August 1941 wurde in der Hermann-Kurz-Schule wieder ein Reservelazarett eingerichtet. Seine Leitung hatte Lore Arnold vom 10. August bis zum 15. Oktober. Lore tat in diesen Monaten fast jeden Tag Dienst. Dieser dauerte zunächst regelmäßig von 6.45 bis 20 Uhr, zum Teil aber auch über diese Zeiten hinaus. Am 12. August musste beispielsweise ein Lazarettzug in der Zeit von 22 bis 3.15 Uhr ausgeladen werden. Erst ab Ende August 1941 waren Lores tägliche Einsatzzeiten geringer.

Vom 19. bis 26. Oktober 1941 besuchte Lore Arnold einen Zugführerinnen-Lehrgang im DRK-Heim Marxzell bei Karlsruhe. Sie sah den Kurs kritisch. Bei den weltanschaulichen und rassepolitischen Vorträgen notierte sie schon damals in ihrem Notizbuch „mittelmäßig“ und „sehr mäßig“. Später vermerkte sie, man habe Fahnenhissen, Marschieren und Ordnungsdienst gelernt, nicht aber das, was eine Oberin im Lazarett zu tun hatte. Doch habe sie „den Mund halten gelernt“. Bei den geselligen Abenden des Kurses gefiel es ihr jedoch sehr gut. Da wurde gesungen, auch trug Lore ein Gedicht vor. Eine Kameradin schrieb ihr: „Ihr köstlicher Humor hat zu viel Schönerem in Marxzell beigetragen.“ Die „Zugführerinnen-Prüfung“ bestand Lore Arnold mit dem Ergebnis „gut“. Sofort nach der Rückkehr nach Reutlingen war sie vom 3. November bis zum 25. Dezember 1941 im Lazarett Hermann-Kurz-Schule tätig, und zwar öfters im Operationssaal und auf einer Station. Am 18. Dezember beging das Reservelazarett in der Bundeshalle eine Weihnachtsfeier mit Darbietungen der Tanzstunde Fride Wagner-Schick. Die Stadtkapelle Reutlingen sorgte für die musikalische Umrahmung.

Das ganze Jahr 1942 über organisierte Lore Arnold Dienst-, Kasino-, Verteidigungs- und Kameradschaftsabende. Es gab Darbietungen einer Betzinger Trachtengruppe und Vorträge von Mundart-Schwänken. Am 28. März sammelte sie für das DRK auf dem Albtorplatz. Bei späteren Sammlungen oblag ihr die Verteilung der Sammelbüchsen und die Zusammenstellung der Ergebnisse. An „Führers Geburtstag“ 1942 war der DRK-Zug in der List-Halle, und am Tag darauf besuchte der Zug den Film „Der große König“. Ab 19. Mai 1942 war Lore Arnold regelmäßig im Bahnhofsdienst eingesetzt. Es ging vor allem um den Empfang von Lazarettzügen. Die Helfer mussten oft auf die verspätete Ankunft der Züge warten, auch waren die Verwundeten häufig in schlechtem Zustand. Bei einem Kameradschaftsabend des Bahnhofsdiensts wurde in einer humorvollen Darbietung die Frage gestellt „Wer ist die letzte Rettung?“ und die Antwort lautete „Helferin Arnold“. Vom 7. Dezember 1942 bis zum 6. Januar 1943 leistete sie fast täglich Dienst in der Lazarettapotheke.

<sup>81</sup> Das Erlebnis nach Notizen von Lore Arnold (Familienarchiv Arnold, Nr. 27). Nach dem Geburtenbuch des Standesamts konnte es allerdings keiner Person zugeordnet werden.

Unterrichtsplan für den Gruppenführerinnen-Lehrgang  
am 1. und 2. März 1941 in Reutlingen.

S a m s t a g , den 1. März 1941:

- 15 - 15.30 Uhr Eröffnung (DRK. Oberfeldführer Landrat Knüpfle)  
 15.30 - 16 Uhr Aufgaben und Pflichten der DRK. Gruppenführerin  
 (Feldführerin Jacob)  
 16 - 17 Uhr Gas- und Luftschutz (Hauptführerin Dr. Berg)  
 17 - 18 Uhr Ordnungsdienst (Hauptführer Münch)

S o n n t a g , den 2. März 1941:

- 9 - 10 Uhr Dienstvorschrift (Hauptführerin Steinle)  
 10 - 11 Uhr Seuchenbekämpfung (Obermedizinalrat Dr. Beutter)  
 11 - 12 Uhr Prüfung in erster Hilfe (Feldführer Dr. Weinhardt)  
 12 - 14 Uhr Gemeinsames Mittagessen, Aussprache  
 14 - 15 Uhr Praktische Arbeit, Karteikarten, Meldungen usw.  
 (Hauptführerin Steinle)  
 15 - 16 Uhr Weltanschauliche Schulung (Dr. Reyer)  
 16 - 17 Uhr Geschichte des DRK. und Genfer Konvention (Wachführerin  
 Votteler)  
 17 Uhr Schlusswort (Feldführerin Jacob)  
 Anschliessend gemeinsamer Kaffee mit Aussprache.

Unterrichtsplan für einen Lehrgang des Deutschen Roten Kreuzes für Gruppenführerinnen, März 1941. Bemerkenswert sind die damaligen Dienstbezeichnungen beim Roten Kreuz.

Bereits ab August 1942 war Lore Arnold die Leitung der Rettungsstelle in der Johannes-Kepler-Oberschule an der Alteburgstraße übertragen worden. Bei jedem Luftalarm, erstmals am 19. September, hatte sie dort zusammen mit anderen Helferinnen Dienst zu tun. 1942 war sie in der Rettungsstelle bei insgesamt drei, 1943 bei 27, 1944 bei 80 und 1945 bei 34 Alarmen. Stets war auch ein Arzt eingeteilt, z. B. der Kolonnenarzt Dr. Wilhelm Baltisberger aus Betzingen, Frau Dr. Luitgard Schneider oder Frau Dr. Berg. Die männlichen DRK-Helfer waren bei Luftangriffen zur Bergung der Opfer aus den Trümmern eingeteilt. Sie hatten die Opfer zu den Rettungsstellen zu bringen, wo sie von den weiblichen DRK-Mitgliedern betreut wurden.

1943 wurde Lore noch bei weiteren Aufgaben eingesetzt: Bereitschafts-, Vereidigungs-, Kameradschafts- und Zugabende, Bahnhofsdienst, Luftschutzübungen in der Rettungsstelle, Lazarettendienst in der Hermann-Kurz-Schule und Sammeldienst für das DRK. Am 23. März und 7. November tat sie



bäude zerstört. In Lores Rettungsstelle kamen 56 Verwundete zur Betreuung. Viele mussten auch noch in den folgenden Tagen versorgt werden. Danach war Lore damit beschäftigt, die Vorräte aufzufüllen und die Heizung der Rettungsstelle wieder in Ordnung bringen zu lassen. Am 22. Februar folgte ein weiterer schwerer Angriff. Zwischen 11 und 11.30 Uhr warfen die Flieger etwa 300 Sprengbomben auf die Innenstadt. 144 Menschen waren tot und 150 Gebäude zerstört. Der Angriff vom 1. März, kurz vor 14 Uhr, veränderte am stärksten das Bild der Stadt. Etwa 600 Sprengbomben und 11 000 Stabbrandbomben töteten 117 Personen und zerstörten 200 Häuser.<sup>84</sup> Während dieser Angriffe leitete Lore die Rettungsstelle „und half so gut es ging“. Nach einem der Angriffe hatte sie mit einer anderen Schwester innerhalb von vier Stunden 74 Tetanuspritzen zu verabreichen. Lore war von den Angriffen so beeindruckt, dass sie noch nach Jahrzehnten die Tage in ihren Jahreskalendern vermerkte.

Am 20. April 1945 besetzten französische Truppen Reutlingen. Von 5. Juni bis 7. Dezember 1945 arbeitete Lore Arnold sehr häufig in der Verpflegungs- und Übernachtungsstelle des Roten Kreuzes für Rückwanderer, Vertriebene und entlassene Soldaten im Alten Lyzeum am Weibermarkt.<sup>85</sup> Andere Tätigkeiten waren das „Nähen von Läusekappen“ und die Organisation von Sammlungen für Kriegsgefangene. Das Rote Kreuz hatte hierfür ein Lager mit Kleidern, Schuhen und Wäsche angelegt. Ab Ende November 1945 schloss sich für Lore ein Dienst in der Handelsschule an. Am 8. Dezember 1945 zog die Verpflegungsstelle ins Gymnasium am Kanzleiplatz um, wo Lore bis April 1946 eingesetzt war. Am 19. Januar 1946 wurde in der „Aula“ ein Massenlager eingerichtet.

Ab 13. April 1946 war Lore Arnold zunächst nicht mehr für das DRK tätig. Aus der Notiz „Aussprache mit Frau Steinle“<sup>86</sup> am 11. Februar 1947 kann entnommen werden, dass es persönliche Meinungsverschiedenheiten gegeben hatte. 1948 half Lore bei zwei Sammlungen, 1949 tat sie nur im Mai an mehreren Tagen Dienst bei einer Motorschau. 1950 und 1951 nahm sie an Ausflügen nach Rottenburg und nach Freudenstadt teil, ferner war sie an Übungen und Prüfungen beteiligt und zählte Geld bei Sammlungen. 1952 wirkte sie wieder intensiv bei der Rotkreuztätigkeit mit, und zwar durch Besuch von Versammlungen und Kursen sowie Dienst bei Veranstaltungen. Vermutlich hing dies damit zusammen, dass Dr. Ernst Wendler, mit dem Lore früher gut zusammengearbeitet hatte, 1951 den Orts- und Kreisvorsitz des Roten Kreuzes übernommen hatte. Von 12. bis 14. Juli 1952 besuchte Lore einen Kurs über

<sup>84</sup> Ebd. Das ehemals Arnold'sche Haus am Markt ist verschont geblieben.

<sup>85</sup> Georg Münch: 75 Jahre Deutsches Rotes Kreuz in Reutlingen, 1962 (masch.schriftl. Manuskript im StadtA Reutlingen, DB Nr. 3326 K).

<sup>86</sup> Maria Steinle war 1936–1953 Bereitschaftsführerin (Georg Münch: 75 Jahre DRK, wie Anm. 85).

Strahlenbelastungen und Strahlenschäden in Karlsruhe und in Marzzell sowie im Juni und Juli 1952 einen Lehrgang „Pfleger des Kranken im Hause durch ein Familienmitglied“. Im Februar und Mai 1953 nahm sie an drei Hauspflegekursen teil. Damit befasste sich Lore beim Roten Kreuz mit einer Aufgabe, die später für sie bedeutsam werden sollte. Im Oktober 1953 betreute sie eine Gruppe von 17 Mädchen, die aus der Sowjetischen Besatzungszone stammten und als Hausmädchen in Privat- und Geschäftshaushalten arbeiteten. Sie wurden in 8-tägigen Kursen auf ihre Aufgaben vorbereitet.<sup>87</sup>

Bei einem Bereitschaftsabend am 13. Januar 1953 wurde Elsbeth Finckh (1905–1996) als Nachfolgerin von Maria Steinle zur Bereitschaftsführerin gewählt. Da Lore im Februar von Frau Steinle „die Kartothek übernahm“, ist davon auszugehen, dass sie selbst im Januar stellvertretende Kreisbereitschaftsführerin geworden war. 1953 wurde sie zusammen mit Elsbeth Finckh und Martha Gug als Leiterin des Einsatzzuges genannt. Damit hatte Lore Arnold ein wichtiges Amt im Kreisverein des DRK inne. Im März 1953 nahm sie in der DRK-Schule Pfalzgrafenweiler an einem 2-tägigen Kreisbereitschaftsführerinnen-Lehrgang und von 8. bis 11. Februar 1955 an einem weiteren Lehrgang teil. In der Weihnachtszeit 1953 besuchte sie die Weihnachtsfeiern der Jugend- und Mädchengruppen sowie des Jugendsozialwerks. Im Januar und Februar 1954 organisierte sie den Umzug des Wohnheims des Jugendsozialwerks für heimatlose Mädchen in das vom Roten Kreuz angemietete Gebäude Planie 17. Seit dieser Zeit befasste sie sich stark mit Verwaltungsarbeit, z. B. dem Abschluss von Mietverträgen, mit Satzungen, Abrechnungen, mit Fragen anderer DRK-Einrichtungen wie der 1954 gegründeten Bergwacht, mit der Organisation von Bereitschaftsabenden, der Teilnahme an Kreisvereinsitzungen, Besprechungen mit dem Kreisvorsitzenden Dr. Wendler und auch mit Sitzungen in Stuttgart. Warum sie das Amt der stellvertretenden Kreisbereitschaftsführerin am 8. Juni 1955 aufgab, wissen wir nicht.

In der zweiten Jahreshälfte 1955 und in den Jahren 1956 und 1957 war sie nur wenig für das Rote Kreuz tätig. Am 29. Juni 1957 half sie beim Umzug von der Planie in die Lederstraße. Wegen der Hauspflegetätigkeit schied sie am 1. Februar 1958 aus dem aktiven Dienst beim Roten Kreuz aus. Allerdings spielte hierbei wohl auch eine Rolle, dass sie mit der Tätigkeit und der Führung von Orts- und Kreisverband nicht zufrieden war. Auf einen Artikel des Reutlinger General-Anzeigers vom 30. Oktober 1973 über Unzulänglichkeiten beim Roten Kreuz notierte sie: „Das wußte ich seit Februar 1958!? Ging still ab, denn ich wollte nicht mit ‚bescheißen‘!? Alles unter Herrn Kalbfells Augen! Oh, es kommt noch mehr!“ 1973 war sie nicht einmal mehr passives Mitglied des Roten Kreuzes.

---

<sup>87</sup> StadtA Reutlingen, Hauptamt Az. 452-61; Reutlinger Nachrichten vom 24. 10. 1953.

## Die Hauspflegestation

Durch die Tätigkeit für die Hauspflegestation wurde Lore Arnold vor allem bekannt.<sup>88</sup> In den 1950er Jahren trat verstärkt das Problem auf, dass bei Erkrankungen von Müttern die Kinder nicht versorgt waren. Bisher hatten sonstige weibliche Familienangehörige, Nachbarinnen oder Hausangestellte geholfen. Die sozialen Verhältnisse änderten sich vor allem in Industriegebieten. Auch bei der Erkrankung von alleinstehenden Frauen oder von betagten verheirateten Frauen war die häusliche Versorgung nicht immer gesichert. Viele waren daher auf fremde Hilfe angewiesen. In Skandinavien richtete man hierfür Hauspflegestationen ein. Lore Arnold hatte sich 1952 und 1953 beim Roten Kreuz mit dieser Thematik beschäftigt. Seit 1955 befasste sich der „Arbeitskreis Hauspflege“ beim „Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge“ mit diesem Problem. In Tübingen wurde am 6. März 1956 ein „Verein für soziale Hilfe in Südwürttemberg-Hohenzollern e. V.“ unter dem Vorsitz von Erika Kienle gegründet.<sup>89</sup> Der Verein begann am 1. Mai 1956 die Hauspflege mit einer fest angestellten „Haushaltspflegerin“.

Auch aus Reutlingen kamen Anfragen wegen Hilfe, so dass der Verein an die Gründung einer Ortsgruppe dachte und sich an die Stadtverwaltung Reutlingen wandte. Da diese bereits die entsprechende Tätigkeit der Evangelischen Hausfrauenarbeitsgemeinschaft unter Irmgard Eberlen und der Katholischen Hauspflegeeinrichtung der St.-Anna-Schwestern unterstützte, sagte sie auch dem Tübinger Verein bei Einrichtung einer Station in Reutlingen einen monatlichen Zuschuss von 100 DM zu.<sup>90</sup> 1956 trat Frau Dr. Jonas vom Paritätischen Hauspflegeverband in Frankfurt, die Lore Arnold vom Rotkreuz-Kurs 1941 in Marxzell kannte und die sich nun für Hauspflegeeinrichtungen einsetzte, an sie heran. Lore lehnte jedoch eine Mitwirkung wegen ihrer Tätigkeit für den Blindenverein ab. Kurze Zeit später stürzte sie bei der Gartenarbeit und dachte, sie hätte sich etwas gebrochen. Dieser Unfall führte zum Entschluss, doch bei der Gründung einer Hauspflegestation mitzuhelfen. Der stellvertretende Vorsitzende des Tübinger Vereins Rudolf Schenkel kannte Lore von der Betreuung der Blinden. Als er sie im März 1957 besuchte, „fand er freundlichste Aufnahme und denkbar größtes Verständnis, da unsere Bestrebungen sich ganz mit denjenigen von Fräulein Arnold deckten“. Lore war

<sup>88</sup> Allgemein zu diesem Abschnitt Familienarchiv Arnold, Nr. 36.

<sup>89</sup> StadtA Reutlingen, Sozialamt Nr. 163 (Hauspflegestation), auch zum Folgenden. Erika Kienle war zugleich Vorsitzende des Paritätischen Wohlfahrtsverbands Südwürttemberg-Hohenzollern, stellvertretender Vorsitzender des Tübinger Vereins war Studienrat a. D. Rudolf Schenkel in Tübingen. Der Verein hatte seine Geschäftsstelle um 1960 in Tübingen, Gartenstr. 12, dem ehemaligen Haus des Corps Suevia.

<sup>90</sup> Entscheidung des Sozialausschusses des Gemeinderats vom 1. 3. 1957 (StadtA Reutlingen, Sozialamt Nr. 163).

bereit, ein Gastzimmer zur Unterbringung von Helferinnen zur Verfügung zu stellen. Sie gab Schenkel die Anschriften von zahlreichen Personen, die zur Gründungszusammenkunft einer Ortsgruppe eingeladen werden könnten.<sup>91</sup>

Am 9. April 1957 wurde im Hotel Harmonie die Ortsgruppe Reutlingen des Tübinger Vereins gebildet.<sup>92</sup> Schwester Luise Henning übernahm die Geschäftsführung, Lore Arnold das Amt der Kassiererin. Aufrufe zum Beitritt und zur Mitarbeit unterzeichneten Charlotte Kehrer, die hauptamtliche Hauspflegerin in Tübingen, ferner Cläre Schönemann<sup>93</sup> und Helene Wilke. Lore Arnold und Fräulein Johanna Böge aus Kirchentellinsfurt baten bei Bekannten und in der Wirtschaft um Unterstützung. Sie wurde reichlich gewährt. Schwierig war die Anwerbung von Helferinnen. Auf die erste Anzeige meldeten sich nur zwei Frauen. Dennoch entwickelte sich die Reutlinger Ortsgruppe gut. Sie hatte 1958 bereits 143 Mitglieder sowie 16 Hauspflegerinnen und war damit größer als die Tübinger Station.<sup>94</sup> Der Tübinger Verein sah bei seiner Versammlung im November 1959 mit Genugtuung die hohe Mitgliederzahl in Reutlingen und den starken Spendeneingang. Lore Arnold vertrat jedoch die Ansicht, diese Spenden sollten in Reutlingen bleiben. Daher gewährte sie der Tübinger Vereinsleitung keinen Einblick in die Kassengeschäfte. Die Vorsitzende Erika Kienle schrieb daraufhin am 25. April 1960 an die Stadt Reutlingen, „da Frl. Arnold fortgesetzt eine Überprüfung der Kassenführung verhindert und auch einen eigenen Verein unter Zuhilfenahme des Gelds unseres Vereins beabsichtigt, werden wir sie aus unserm Verein ausschließen müssen und gerichtlich gegen sie vorgehen müssen“. Die Stadt Reutlingen möge daher ihren regelmäßigen Zuschuss zunächst zurückhalten. Man versöhnte sich jedoch wieder. Bei einem „Kameradschaftsabend“ der Ortsgruppe Anfang Mai 1960 im Café Wagner in Reutlingen waren Lore Arnold und Erika Kienle anwesend. Die bisherige Geschäftsführerin Luise Henning schied aus. Als ihre Nachfolgerin führte Lore Arnold Martha

<sup>91</sup> StadtA Reutlingen, Sozialamt Nr. 163.

<sup>92</sup> Vgl. Reutlinger General-Anzeiger vom 9.4. und Reutlinger Nachrichten vom 11.4.1957. Anwesend waren Erika Kienle und R. Schenkel aus Tübingen sowie Stadtamtmann Röhm vom Reutlinger Sozialamt. Frau Charlotte Kehrer sollte ihren Dienst am 15. April 1957 als erste hauptamtliche Haushaltspflegerin beginnen. Die Ortsgruppe hatte den Briefkopf „Hauspflegestation Reutlingen. Verein für soziale Hilfe in Südwürttemberg-Hohenzollern. Ortsgruppe Reutlingen“.

<sup>93</sup> Clara (Klara-Angelika) Schönemann (1905–1997), Sozialfürsorgerin, 1946 Handarbeitslehrerin an der Waldorf-Schule (Freie Georgenschule). Traueranzeige der Georgenschule am 19.4.1997: „Sie wurde zur Seele der Schule. Von ihr ausgehend lebte unter uns ein starker künstlerischer Impuls in allen äußeren und inneren Formen, in Festen und Feiern. Was es heißt, einer Sache mit Mut und Herzenskraft ohne Eigennutz zu dienen, konnten alle von ihr lernen.“

<sup>94</sup> Der Tübinger Teil des Vereins hatte 130 Mitglieder, seine finanziellen Verhältnisse waren nicht so gut wie die der Reutlinger Ortsgruppe.

**Wer hat Lust und Zeit**  
bei der  
**Hauspflegestation**  
**Reutlingen**  
**mitzuhelfen?**

**Gesucht sind: Frauen, auch Rentnerinnen, mit Kenntnissen  
in Haushaltführung und leichter Krankenpflege.  
Arbeitszeit stundenweise. Tarifbezahlung.**

**M. Geyer, Kantstraße 23, Telefon 4383**  
**L. Arnold, Raabestraße 25, Telefon 5401**

Zeitungsanzeige der Hauspflegestation Reutlingen vom 9. März 1962: Suche nach Helferinnen.

Geyer ein.<sup>95</sup> Diese leitete vor allem den Einsatz der damals 15 Helferinnen und setzte sich „mit Kraft, Geist und Organisationstalent“ für die Sache ein. Mit Lore arbeitete sie gut zusammen.

Im September 1960 hatte sich die Reutlinger Ortsgruppe völlig von Tübingen getrennt.<sup>96</sup> Mit dem Tübinger Verein bestand Einigkeit, dass sich dieser bei Gründung eines Reutlinger Vereins aus der Hauspflegearbeit in Reutlingen zurückziehen würde. Am 27. Oktober 1960 wurde der gemeinnützige Verein „Hauspflegestation Reutlingen e. V.“ mit der Aufgabe der Haus- und Krankenpflege in Familien gegründet. Gründerinnen waren u. a. Lore Arnold, Martha Geyer und Johanna Böge sowie Paula Sigwarth und die Fürsorgerin Gertrud Zillhardt, beide vom Sozialamt Reutlingen, ferner Otto Würschinger,

<sup>95</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 4. 5. 1960. Die Erzieherin Martha Geyer (1897–1968) war 1959 aus Heilbronn zugezogen und dort im Rahmen der Bahnhofsmission tätig gewesen. Im Krieg hatte sie zwei Jahre lang ein Soldatenheim in Frankreich geleitet. Martha Geyer stammte aus Reutlingen und war schon zuvor mit Lore Arnold bekannt gewesen.

<sup>96</sup> Bericht von Lore Arnold am 22. 9. 1960 gegenüber dem Städtischen Sozialamt (StadtA Reutlingen, Sozialamt Nr. 163).

der Landesgeschäftsführer (Direktor) des Paritätischen Wohlfahrtsverband in Stuttgart. Lore Arnold wurde Erste und Martha Geyer Zweite Vorsitzende.

Die Hauspflege war ein Spezialgebiet der sozialen Hilfe und wurde vom Reutlinger Verein im Rahmen der freien Wohlfahrtspflege ausgeübt. Seine Aufgabe war der Einsatz von Hauspflegerinnen, um einem Notstand abzuwehren, der durch Krankheit oder Abwesenheit (z. B. Kur) der Hausfrau entstanden war, ferner die Versorgung erkrankter Alleinstehender und die Versorgung von erkrankten Kindern von berufstätigen Müttern. Die Tätigkeit konnte zur Vermeidung oder Abkürzung eines Krankenhausaufenthalts führen. Die Hauspflegerinnen pflegten und versorgten Erkrankte, betreuten die Kinder, besorgten die täglichen Hausarbeiten, kochten, wuschen Kinderwäsche und kauften auch ein. Großputz, große Wäsche und Gartenarbeit gehörten nicht zu ihren Pflichten. Die Pflege dauerte meistens täglich 3–4 Stunden einschließlich der Mahlzeiten, höchstens jedoch 6–7 Stunden, ohne Samstage und Sonntage. Die Pflege ging über längstens 6 Wochen. Entscheidend war die Pflege „in der eigenen Häuslichkeit des Patienten“. Die Kosten der Pflege betragen 1957 pauschal 6,50 DM je Tag und 4,50 DM halbtags, die Stunde 1 DM. 1960 waren die Kosten auf 2 DM je Stunde und die Nachtwache auf 12–18 DM gestiegen, 1975 waren es je Stunde 3,50 DM und je Nachtwache 22–24 DM. In den Jahren um 1978 wurden bei Einsätzen 5 DM/Stunde zuzüglich ½ bis 1 Stunde Weg und Fahrtkosten verrechnet. Die Abrechnung erfolgte mit demjenigen, der die Hilfe in Anspruch genommen hatte, doch hatten Unbemittelte oftmals Ansprüche gegen das Sozialamt oder andere Leistungsträger. War eine Familie nicht in der Lage, das Entgelt aufzubringen, konnte die Hauspflegestation die Kosten übernehmen.

Der Verein wählte die Helferinnen aus und vermittelte sie, außerdem überwachte er ihre Tätigkeit. Der Reutlinger Verein beschäftigte keine Frauen in Vollzeit, sondern nur nicht dauernd angestellte Teilzeitpflegerinnen, darunter auch ehemalige Säuglings- und Krankenschwestern. Die Ausbildung der Hauspflegerinnen besorgten aus Kostengründen Lore Arnold und andere Helferinnen. Sie waren deshalb auf Frauen mit Erfahrungen in der Hauspflege angewiesen. Rentnerinnen bildeten einen erheblichen Teil der Helferinnen. 1973 klagte Lore, dass sich kaum jüngere Kräfte meldeten, da diese alle in die Wirtschaft gingen. Bei den vom Arbeitsamt vermittelten Helferinnen seien immer wieder „Dummerle“. Die Pflegerinnen erhielten eine Bezahlung in Anlehnung an den Tarif für Hebammen und waren grundsätzlich sozialversichert, doch wurde das Entgelt möglichst so bemessen, dass Versicherungsfreiheit bestand. Bei Rentnerinnen wurde ferner darauf geachtet, dass kein Abzug bei der Rente entstand.<sup>97</sup> Mussten zur Erfüllung der Aufgaben von den Pflegerinnen mehr Leistungen erbracht werden als es diese Rahmen-

<sup>97</sup> Versicherungsfreiheit bestand z. B. ab 1. 1. 1978 bei einem Verdienst bis 390 DM je Monat oder bei einer Tätigkeit von nicht mehr als drei Monaten im Jahr.



Lore Arnold, 1968.

bedingungen zuließen, glich Lore Arnold dies nach Möglichkeit durch „Gratifikationen“ an Ostern, zu Beginn der Ferienzeit, an Weihnachten und bei Ausflügen aus. „Ich habe für die Hauspflegestation sehr gespart und konnte jeweils für Ostern, Ferien und Weihnachten je ca. 5000–6000 DM verteilen, 1975 9000 DM.“<sup>98</sup> Die Leitung und Abrechnung der Helferinnen lag bei Lore Arnold. Sie war auf den Vorteil der Station bedacht: „Der Herr vom Finanzamt bekommt erst dann eine Pflegerin, wenn die Sache mit der Steuer in Ordnung ist.“ Den Einsatz der Helferinnen besorgte Martha Geyer bis zu ihrem Tod am 25. Dezember 1968. Dann übernahm diese Tätigkeit Elisabeth Karsa, die seit 1967 als Pflegerin mitgearbeitet hatte. Für Lore Arnold war Elisabeth

Karsa „die treue, gute Mitarbeiterin“.

Lore Arnold warb um Mitglieder für den neu gegründeten Verein. 1962 gab es 455 Mitglieder. Der Mitgliedsbeitrag betrug 12 DM im Jahr. Den Mitgliedern wurde zugesagt, dass sie im Notfall bevorzugt eine Helferin erhielten und eine Ermäßigung von 15 % bekämen. In der Wirtschaft wurde mit dem Hinweis geworben, Unternehmen erhielten für größere Spenden einen „Spendenschein“ und ihre Mitarbeiter könnten mit sofortiger Hilfe rechnen. Die AOK Reutlingen hatte 1957 die Übernahme von Leistungen abgelehnt, gewährte aber einen jährlichen Zuschuss von 100 DM. Auch die Stadt gab weiterhin den zugesagten Zuschuss. Die Zusammenarbeit zwischen Lore Arnold und dem städtischen Sozialamt war gut. So dankte Lore im März 1963 „für die angenehme und reibungslose Beziehung“.

Der Verein „Hauspflegestation Reutlingen“ schloss sich 1960 dem „Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband (DPWV), Landesverband Baden-Württemberg e. V.“ an. Dieser vereinigte Organisationen und Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege in Baden-Württemberg zur Zusammenarbeit im Dienst der Nächstenliebe und förderte ihre gemeinsamen Interessen in so-

<sup>98</sup> Weniger Glück hatte Lore bei der Anlage des Vereinsvermögens. 1968 legte sie Rücklagen der Hauspflegestation über 6000 DM in Fondspapieren (Investors Fonds Anteilen) an. Beim Verkauf 2 ½ Jahre später waren es nur noch 4455 DM.

zialer und wirtschaftlicher Hinsicht. Mitglieder konnten Wohlfahrtseinrichtungen sein, die als gemeinnützig anerkannt waren und keinem anderen Wohlfahrtsverband (Arbeiterwohlfahrt, Caritas, Innere Mission, Rotkreuz) angehörten oder ihrem Wesen nach angehören mussten. Die Hauspflegestation Reutlingen erhielt über den DPWV erstmals für das Jahr 1960 einen Staatszuschuss. Auch hier verwaltete Lore die Finanzen möglichst unabhängig vom übergeordneten Verband: „Ersparte Reste dürfen nicht nach Stuttgart.“

Lore Arnold legte stets großen Wert auf den Zusammenhalt der Pflegerinnen, wozu gemeinsame Treffen zur Osterzeit und Adventsfeiern im Café Wagner beitrugen.<sup>99</sup> Helferinnen, die fünf Jahre Pflegedienst geleistet hatten, bekamen bei diesen Feiern von Lore einen „Ehrenteller“. Es wurden Gedichte und Erzählungen vorgelesen sowie Lieder gesungen. Lore trug bisweilen etwas „Humorgewürztes und in Reime Gefaßtes“ vor.

1969 geschah etwas Eigenartiges. Am 10. Februar 1969 löschte das Amtsgericht den 1960 gegründeten Verein „Hauspflegestation“ von Amts wegen aus dem Vereinsregister mit der Begründung: „gilt als ohne Mitglieder“<sup>100</sup>. Warum das so kam, lässt sich nicht mehr feststellen, da die Beikanten des Vereinsregisters kassiert sind. Die Reutlinger Hauspflegestation wurde aber weiterhin betrieben. Ihr Briefkopf lautete nun „Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, Landesverband Baden-Württemberg, Abt. Hauspflegestation Reutlingen“. Die Station bestand organisatorisch nur noch aus Lore Arnold und ihrer Mitarbeiterin Elisabeth Karsa. Eine solche Lösung entsprach nicht den Grundsätzen des DPWV, bei dem nur eingetragene Vereine Mitglieder sein konnten. Doch Stadt und DPWV waren sich einig, „daß sich Frau Arnold für die Hauspflegestation sehr engagiert. Die Einrichtung konnte nur so geführt werden, weil sich hinter ihr der Name ‚Lore Arnold‘ verbarg.“ Der Kern der Hauspflegestation war somit eine Frau, die 1969 70 Jahre alt war und die diese Station bis in ihr 81. Lebensjahr leitete. Das konnte nur eine willensstarke und auch eigenwillige Persönlichkeit. Es war „ihre“ Hauspflegestation, beinahe ein Privatunternehmen.

1973 wurden 40 Helferinnen eingesetzt, 1977 waren es 46 Helferinnen. Zudem wollte Lore die Einrichtung möglichst unabhängig von außen führen. Die Station erhielt 1978 Zuschüsse von folgenden öffentlichen Trägern: Stadt Reutlingen 15 000 DM<sup>101</sup>, Landkreis Reutlingen 600 DM und Allgemeine Ortskrankenkasse Reutlingen 1500 DM. Über den DPWV Stuttgart bekam sie im gleichen Jahr einen Staatszuschuss von 11 959,20 DM. Die Firma Robert

<sup>99</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 10. 12. 1957, 8. 12. 1959, 12. 12. 1961 und 11. 12. 1962; Reutlinger Nachrichten vom 8. 1. 1973. 1967 gab es 33 Helferinnen.

<sup>100</sup> Nach dieser Formulierung arbeitete das Vereinsregister mit einer Fiktion. Der Verein wurde so angesehen, als habe er keine Mitglieder mehr.

<sup>101</sup> 1972 betrug der städtische Zuschuss 7500 DM, 1977 12 000 DM.

Bosch GmbH, Niederlassung Reutlingen, gab 500 DM und die Firma Karl Danzer 3000 DM.<sup>102</sup> Für 1979 wurde ein Überschuss von 14 910 DM errechnet. Spendenbestätigungen stellte Lore Arnold aufgrund einer vom Finanzamt dem gelöschten Verein 1962 ausgestellten Bescheinigung über dessen Gemeinnützigkeit aus. Lore hatte auch eine „Fördererkartei“ mit etwa 180 Namen, wobei sich die Förderer als Mitglieder des nicht mehr bestehenden Vereins ansahen. Zahlten sie keinen Förderbeitrag, wurden sie von Lore angeschrieben. Sie spendeten im Vertrauen auf „ihre Lore Arnold“, um für jedermann bezahlbare Entgelte zu ermöglichen und auch um Spielraum für Sonderzuwendungen an die Helferinnen zu schaffen.

Richtlinien des Arbeits- und Sozialministeriums von 1977<sup>103</sup> gingen davon aus, die ambulanten Pflegedienste zentral zu bündeln. Das System der Hauspflegestation sollte zur Sozialstation weiterentwickelt werden. Dabei war eine Mindestausstattung mit vier hauptamtlichen Pflegekräften, davon zwei bis drei mit Krankenpflegeausbildung, vorgesehen. Eine Reihe von Hauspflegevereinen in Baden-Württemberg schlossen sich daher anderen Wohlfahrts-einrichtungen an. Lore Arnold sah das anders. Sie und Elisabeth Karsa erbrachten ihre Tätigkeit ehrenamtlich und erhielten nur Aufwandsentschädigungen.<sup>104</sup> „Deshalb komme ich nicht in die roten Zahlen“, wie dies bei anderen Stationen der Fall war. Lore wandte sich stets gegen den aufwendigen Betrieb der Sozialstationen mit hauptamtlichen Kräften, konnte dann allerdings nicht alle von den Krankenkassen vorgesehenen Leistungen anbieten. Auch wollte sie nicht, wie die Kassen verlangten, gegenüber allen Hilfsbedürftigen in gleicher Höhe abrechnen, sondern Förderern weiterhin ermäßigte Leistungen bieten. Daher wandte sie die 1977 vom DPWV mit den gesetzlichen Krankenkassen abgeschlossenen Rahmenvereinbarungen über „Kostenerstattung für Hausbesuche von Krankenpflegepersonen“ nicht an. Sie rechnete weiterhin mit den betreuten Familien unmittelbar ab und überließ es diesen, ob sie Leistungen von ihrer Krankenkasse erhalten konnten. Genauso machte sie es bei den Sozialhilfeempfängern. Für die Helferinnen führte Lore pauschal Lohnsteuer an das Finanzamt ab, sie gab jedoch nie eine Lohnsteuererklärung ab.

<sup>102</sup> Die Angaben nach Unterlagen „Hauspflegestation“ des Sozialamts Reutlingen. Der Zuschuss des Paritätischen Wohlfahrtsverbands wurde mit 0,20 DM je Arbeitsstunde errechnet. Für den städtischen Zuschuss wurden die Teilzeitbeschäftigten auf „Vollbeschäftigte“ umgerechnet. Lore Arnold erhielt für jede so errechnete „Vollbeschäftigte“ einen Zuschuss von 1000 DM jährlich (Gemeinderatsbeschluss vom 7.3.1978, § 94). Da die Stundenzahl erst nach Ablauf eines Jahres endgültig feststand, wurde z. B. 1978 eine Abschlagszahlung von 15 000 DM geleistet. Die Kaufmännische Werkleitung der Firma Robert Bosch schrieb nach dem Tod von Lore Arnold: „Die Verstorbene war immer bemüht, uns bei unseren diesbezüglichen Problemen mit ihrer ganzen Kraft zu helfen.“

<sup>103</sup> Richtlinien für die Förderung von Sozialstationen vom 10. 2. 1977, in Kraft ab 1. 7. 1977 (Gemeinsames Amtsblatt, S. 336).

<sup>104</sup> Lore Arnold monatlich 387 DM und Elisabeth Karsa 310 DM.

1978 waren etwa 40 teilzeitbeschäftigte Helferinnen tätig, die „persönlich sehr an Frau Arnold und Frau Karsa hingen“.<sup>105</sup> Etwa zehn Helferinnen arbeiteten nun längere Zeit im gleichen Haushalt. Die Helferinnen waren überwiegend zwischen 60 und 75 Jahre alt. Neue Helferinnen wurden in der Regel durch Empfehlungen gewonnen. Hier ergab sich ein weiterer Vorteil der Pflegestation. Sie konnte Frauen, die von Sozialhilfe lebten, eine sinnvolle Tätigkeit und einen zusätzlichen Verdienst geben. Die Station fing so auch Helferinnen auf. Um 1975 war die Hauspflegestation vor allem bei alten Menschen tätig. Sehr gute Beziehungen bestanden zu den Diensten der beiden Kirchen und zu den Krankenschwestern in den Stadtbezirken.

Lore Arnold gab Ende August 1979 aus Altersgründen die Leitung der Hauspflegestation auf. Der Stadt Reutlingen, insbesondere dem Bürgermeister Albert Schuler und dem Leiter des Sozialamts Manfred Schneider, war die Erhaltung der Station ein Anliegen. „Die Einrichtung durfte nicht sterben“ und so entschlossen sie sich, die Geschäftsführung vorübergehend auf die Stadt zu übernehmen. Jutta Filomena vom Sozialamt wurde die kommissarische Geschäftsführung „als soziale Sonderaufgabe“ im Rahmen ihrer dienstlichen Tätigkeit übertragen. Am 29. August 1979 übergab Lore Arnold die Unterlagen an Jutta Filomena.<sup>106</sup>

Auch in ihrem Testament dankte Lore Arnold den langjährigen Mitarbeiterinnen. Sie vermachte ihnen  $\frac{1}{6}$  einer Eigentumswohnung. Das ergab rund 24 000 DM, die an die Helferinnen nach ihren Leistungen verteilt wurden. Zusätzlich bedachte sie Elisabeth Karsa. Das Andenken an Lore Arnold blieb unvergessen. 1986 wurde bei der Weihnachtsfeier der Station an die „sagenhafte“ Lore Arnold erinnert und „die großartige Leistung der Gründungsvorsitzenden in angemessener Weise gefeiert“.<sup>107</sup> Bürgermeister a. D. Schuler verwies bei der Weihnachtsfeier 1996 auf die bewegte Geschichte der Sozialstation hin, die insbesondere von Frauen, die sich für Mitmenschen engagierten, geschrieben worden sei. Er wies ferner auf die Initiative und Tatkraft von Lore Arnold hin, ohne die es die Station nicht gäbe.<sup>108</sup> Noch heute ist in den

<sup>105</sup> Lore Arnold notierte in ihren Unterlagen die Namen von 133 Helferinnen, die in der Zeit von 1957 bis 1979 tätig waren.

<sup>106</sup> Lore Arnold hatte auf 1. 8. 1979 gekündigt, doch verzögerte sich die Beendigung ihrer Tätigkeit. Die Einsatzleitung blieb weiterhin bei Elisabeth Karsa (1929–1994), die von Jutta Filomena ebenfalls als „ein Original, das seinen Kopf hatte“, bezeichnet wurde. Die starke Anhänglichkeit der Helferinnen an Lore Arnold zeigte sich auch daran, dass nur 14 von ihnen nach Lores Ausscheiden weiter mitwirkten. Da 1981 der „Hauspflegestation“ ein Vermächtnis ausgesetzt worden war, musste am 10. 9. 1981 ein neuer Verein „Hauspflegestation Reutlingen e. V.“ gegründet werden, dessen Vorstand u. a. Doris Goerlich, eine Kusine von Lore Arnold, 20 Jahre lang angehörte (vgl. Reutlinger General-Anzeiger und Reutlinger Nachrichten vom 25. 9. 1981, zur weiteren Entwicklung Reutlinger General-Anzeiger vom 27. 5. 1982).

<sup>107</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 13. 12. 1986.

<sup>108</sup> Reutlinger Nachrichten vom 22. 11. und Reutlinger General-Anzeiger vom 23. 11. 1996.

Räumen der Hauspflegestation ein Bild von ihr zu sehen, und das Informationsblatt des jetzigen Hauspflegevereins verweist darauf, dass sie die Station gründete. Die Art und Weise, wie sie sich einsetzte, imponiert auch jetzt noch. Sie organisierte die Tätigkeit der Helferinnen und kümmerte sich um die Finanzierung. Entscheidende Aufgabe war für sie aber nicht „der Schreibtischkram“, sondern die praktische Arbeit im Haushalt oder am Krankenbett. Sie handelte nach dem Grundsatz, zuerst den Menschen zu helfen und dann zu schauen, ob die Vorschriften eingehalten werden können. Wo Not war, packte sie zu. Musste ein altes Ehepaar ins Heim, organisierte sie mit der Station auch einen Umzug, obwohl dies nicht zu deren Aufgaben gehörte.

Was Lore Arnold bei ihrer Tätigkeit im Innersten bewegte, wissen wir nicht. Sie schirmte es stets ab. Um 1972 notierte sie, bei der Gründung der Ortsgruppe 1957 habe sie sich das Wort von Franz von Assisi zum Wahlspruch gemacht: „O Herr, mache uns zum Werkzeug Deines Friedens, / dass wir Liebe üben, wo man uns hasst, / dass wir verzeihen, wo man uns beleidigt, / dass wir die Wahrheit sagen, wo der Irrtum herrscht, / dass wir die Hoffnung wecken, wo Verzweiflung quält, / dass wir Dein Licht anzünden, wo Finsternis regiert, / dass wir Freude machen, wo der Kummer wohnt.“

### Auszeichnungen

Lore Arnold erhielt mit Urkunde vom 6. November 1964 vom Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband die Silberfisch-Ehrennadel.<sup>109</sup> Landesgeschäftsführer Direktor Otto Würschinger würdigte bei der Überreichung Lores Tatkraft und ihren nimmermüden Einsatz. Diese Ehrung wurde Anfang Januar 1973 noch gesteigert durch den „Silberfisch an Kette“, den der DPWV für langjährige ehrenamtliche Mitarbeit verlieh.<sup>110</sup> Der Gemeinderat der Stadt Reutlingen beschloss am 21. November 1972 auf Anregung von Oberbürgermeister Kalbfell, Lore Arnold die Bürgermedaille der Stadt zu verleihen.<sup>111</sup> Die Übergabe durch den Oberbürgermeister erfolgte am 5. Januar 1973 im Rahmen eines Festakts.<sup>112</sup> Lores zupackende Art hatte Oskar Kalbfell sicher imponiert. Aufgrund einer Anregung aus dem Sozialministerium verlieh ihr Ministerpräsident Hans Filbinger die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg. An der feierlichen Verleihung Ende April 1975 in Stuttgart

<sup>109</sup> Silberfisch = Nachbildung des Erkennungszeichens der Urchristen.

<sup>110</sup> Reutlinger Nachrichten vom 8. 1. 1973.

<sup>111</sup> StadtA Reutlingen, Hauptamtsregistratur Az. 004-32 Lore Arnold. In der Verleihungsurkunde wurde Lore Arnold unrichtig als Vorsitzende und Ehrenvorsitzende des Blindenvereins bezeichnet. In der Begründung des Antrags wurde als Datum der Gründung der Hauspflegestation der 15. April 1956 angegeben. Dies beruhte auf telefonischen Recherchen des Sozialamts.

<sup>112</sup> Vgl. Reutlinger General-Anzeiger und Reutlinger Nachrichten vom 8. 1. 1973.



Lore Arnold, 1975, mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg.



Urkunde über die Verleihung der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg an Lore Arnold, unterschrieben von Ministerpräsident Filbinger.

konnte sie wegen einer Kur in Salzburg nicht teilnehmen, so dass die Aushändigung Oberbürgermeister Oechsle am 4. Juli 1975 im Reutlinger Rathaus vornahm.<sup>113</sup> Bedenkt man die Leistungen von Lore Arnold im sozialen Bereich, insbesondere die Art, wie sie die Hauspflegestation führte, war diese in der Wertigkeit noch über dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse stehende Auszeichnung berechtigt. Schließlich erhielt Lore am 30. April 1979 vom Gesamtverband des DPWV in Frankfurt die „Goldene Ehrenplakette“ für ihre besonderen Verdienste um die soziale Arbeit.<sup>114</sup>

## Grundbesitz

Die Beendigung des Konfektionsgeschäftes hatten Lore Arnold und ihre Mutter sorgfältig vorbereitet. Im Mai 1935 erwarb Lore zwei Baumwiesen mit zu-

<sup>113</sup> Die Ehrung sei „in herzerfrischender, humorvoller Art“ erfolgt (Reutlinger Nachrichten vom 5. 7. 1975). Bei der Verleihung der Landesmedaille wurde Lore Arnold einmal als Vorsitzende des Württembergischen Blindenvereins und zum andern als Sozialarbeiterin bezeichnet.

<sup>114</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 55.

sammen 26 Ar im Bereich der heutigen Aarau- und Raabestraße.<sup>115</sup> Dort ließ sie mit ihrer Mutter ab Mai 1937 von dem Stuttgarter Architekten Dr.-Ing. Georg Stahl das Wohnhaus Raabestraße 25 errichten. Es wurde ein sehr schönes Haus mit damals herrlicher Sicht zur Schwäbischen Alb, vor allem zum später durch andere Bauten verdeckten Käfle der Alteburg. Zur Ausstattung der Wohnung zogen die Damen Stuttgarter Geschäfte heran. Zum Haus, das Ende November 1937 bezogen werden konnte, gehörte ein großer Garten, in dem sich Mutter und Tochter mit Obstbau befassten.<sup>116</sup> 1938 hatte Lore 2 Ar Gelände für den Bau der Aaraustraße abzugeben. Die Straße teilte nun das Grundstück in zwei Teile. 1965 wurden weitere 2 Ar zum vollständigen Ausbau dieser Straße abgetrennt. 1975 verkaufte Lore Arnold den jenseits der Straße liegenden Geländeteil mit 5,48 Ar.

Das Haus in der Raabestraße wurde Mittelpunkt eines regen Familienlebens. Eugenie und Lore führten ein gastliches Haus, in dem sich jeder Besucher wohl fühlte. Bis 1955 beschäftigten die Damen ein Dienstmädchen, das nach altem Brauch in der Küche aß und mit einer Klingel gerufen wurde. Regelmäßig kamen junge Nichten und Neffen für ein bis zwei Wochen oder auch länger.<sup>117</sup> Von Dezember 1944 bis März 1946 nahmen Lore und ihre Mutter den in Stuttgart ausgebombten Schwager Felix Arnold mit seiner Frau auf. Am 23. April 1945 durchsuchten französische Truppen das Haus. Was sie außer dem Auto mitnahmen, ist nicht bekannt. Vorsorglich hatten die Damen zuvor einiges versteckt. So fand sich später ein Zettel: „Unter der Holzbeuge, Kiste: 2 Gläser Stachelbeeren, 2 Gläser Bohnen, 1 Glas Blumenkohl“. Zur Verbesserung der Ernährungsgrundlage hielt Lore im Krieg und in der Nachkriegszeit Hühner. Sie betrieb in jenen Jahren ohnehin eine rege Naturalwirtschaft. So hatte sie vom aufgegebenen Textilgeschäft noch Mäntel, Kleider und Stoffe mancherlei Art. Davon gab sie an Bekannte, vor allem in Deger Schlacht und Meidelstetten, die dann wiederum Butter, Brot, Mehl, Milch, Schmalz, Schweinespeck und auch eine Henne brachten oder das Erhaltene im Garten abarbeiteten. Im April 1946 beschlagnahmte die französische Besatzungsmacht im Haus zwei Zimmer einschließlich Mobiliar und Bettwäsche. Das Bad wurde mit beschlagnahmt. Im April 1955 gaben die Franzosen ein Zimmer frei, das zweite erst im März 1956. Zuletzt hatte hier ein Leutnant gewohnt. Wie in solchen Fällen üblich, war einiges unbrauchbar geworden, und Lore stellte einen Antrag wegen Belegungsschaden beim Amt für Verteidigungslasten in Reutlingen.

<sup>115</sup> Zu diesem Abschnitt Familienarchiv Arnold, Nr. 38–49.

<sup>116</sup> Mit heute teilweise unbekanntem Apfelsorten wie Gewürzluiken, Cox-Renetten, Goldrenette von Berlepsch, Pohls Schlottapfel, Reutlinger Blutstreifling und Goldparmanen sowie Birnensorten wie Gräfin von Paris, Geißhirtle und Josephine von Meechels.

<sup>117</sup> Annegret Lamey hat solche Aufenthalte anschaulich beschrieben (A. Lamey, wie Anm. 3, S. 42).



Wohnhaus Reutlingen, Raabestraße 25. Es wurde 1937 von Eugenie und Lore Arnold erbaut.

Lore und ihre Mutter beabsichtigten, nach dem Verkauf des Geschäfts ihren Lebensunterhalt durch die Vermietung von Wohnungen zu verdienen. Sie legten daher den Erlös in Immobilien an, und zwar nicht in Reutlingen, sondern in südlichen Vororten von Stuttgart (Degerloch, Vaihingen, Sillenbuch, Sonnenberg). Die wirtschaftliche Entwicklung in der aufstrebenden Landeshauptstadt versprach sichere Mieteinnahmen. Außerdem waren die Objekte neugierigen Blicken der Reutlinger Nachbarschaft entzogen. Lore konnte die Häuser mit ihrem Auto gut erreichen. In den fünf Häusern waren jeweils drei Mietwohnungen in zwei Stockwerken und im ausgebauten Dachgeschoss.

Die Verwaltung dieser Gebäude war oftmals schwierig. Bei einem Haus in Stuttgart-Degerloch wurden im Krieg durch Luftdruckeinwirkungen die Fensterläden weggerissen. Das Haus in Stuttgart-Sonnenberg erlitt im Krieg ebenfalls Luftdruckschäden, die man notdürftig behob. Bereits von 1. Mai bis 1. August 1945 und dann nochmals von 12. März 1947 bis 27. Juli 1955 beschlagnahmte die amerikanische Besatzungsmacht das ganze Anwesen. Die Rückgabe erfolgte in schlechtem Zustand, und Lore führte mühsame Verhandlungen mit dem Amt für Verteidigungslasten der Stadt Stuttgart. Ein weiteres Gebäude in Stuttgart-Degerloch wurde beim Luftangriff am 24. Juli 1944 „total beschädigt“. Die Gebäuderuine wurde 1950 geräumt und das Haus „möglichst sparsam“ wieder aufgebaut.

Die Mutter erwarb im April 1950 in Reutlingen einen Baumgarten und baute nach der Baulandumlegung dort mit Adolf Kurtz die Hälfte eines Doppelhauses. Motiv für den Bau war, durch eine Schaffung von Wohnraum die Inanspruchnahme von drei Zimmern für Ausgewiesene (Vertriebene) nach den Wohnraumbewirtschaftungsvorschriften im Haus Raabestraße 25 abzulösen. Nach der Fertigstellung des Baus durften Eugenie und Lore die als überzählig bezeichneten Räume in ihrem eigenen Haus weiterhin bewohnen.

Lore Arnold verwaltete die Gebäude bis zu ihrem Tod. Der Immobilienbereich erschien ihr zur Vermögensanlage günstiger als Wertpapiere. Ein Vorteil war sicher, dass sie ihre Arbeitskraft bei der Verwaltung in gewissem Umfang gewinnbringend einsetzen konnte. Insgesamt erwirtschaftete sie auf diese Weise ab 1937 für sich und ihre Mutter den wesentlichen Teil des Lebensunterhalts. Neben ihren Immobilien besaß Lore Arnold zeitweilig auch einiges an Wertpapieren, die sie 1971 wieder verkaufte.<sup>118</sup> Lore hielt ihr Vermögen zusammen, denn sie lebte davon. Da sie weder gesetzlich noch privat krankenversichert war, musste sie Notfälle selbst tragen können. Ihr Vermögen war auch die Grundlage für ihre karitative Tätigkeit.

### Verhältnis zu Behörden

Lore Arnold war eine Kauffrau, die sich ihren Lebensunterhalt selbständig erwirtschaften musste. Die öffentliche Verwaltung empfand sie dabei als eine Einrichtung, die ihr Grenzen setzte. Mit Baurechtsämtern und Finanzämtern führte sie manchen unerfreulichen Briefwechsel. Den „Beamten“ gehörte ihre Verachtung. Dabei stellte sie auch unkonventionelle Ansinnen an die Behörden – so pflegte sie von Notarsgebühren Skonto abzuziehen. Sie ging mit einer gewissen Bauernschläue vor, war allerdings nicht stets erfolgreich. Immer wieder musste sie sich über die Rechtslage belehren lassen, wie z. B. von den Ämtern für Verteidigungslasten.

### Das Auto

Lore Arnold gehörte zu den ersten Frauen Reutlingens, die ein eigenes Auto besaßen. Im September 1933 erwarb sie den Führerschein Klasse III. Im Oktober kaufte die Firma F. G. Arnold ein BMW-6-Zylinder-Cabriolet (Type 303), 4-sitzig in „hell fischsilbergrauer“ Farbe mit Lederpolsterung für 4345 RM.<sup>119</sup> Die Firma BMW lieferte das Fahrzeug ohne Karosserie an den Gene-

<sup>118</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 50.

<sup>119</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 37; ferner mündliche Auskunft des BMW-Konzernarchivs vom 12. 6. 2006. Den Scheibenwischer und die Winker lieferte die Firma Bosch. Die Firma F. G. Arnold mietete für den „BMW-Personen-Kleinwagen“ eine Garage bei der Firma M. Zeiler, Motorfahrzeuge, im Gebäude Rebentalstraße 2.



Lore Arnolds Auto, ein BMW-6-Zylinder-Cabriolet, bei einer Ausfahrt beim Raichbergshaus, Oktober 1933. Die formschöne Karosserie stammte von der Reutlinger Firma Erhard Wendler. In der Mitte die Mutter Eugenie Arnold.

ralvertreter Robert Pirker in Reutlingen, der es an die renommierte Wagen- und Karosseriefabrik Erhard Wendler zur Fertigstellung weitergab. Diese benutzte für das Gerippe von Lores Tourenwagen „naturgetrocknetes Eschen- und Buchenholz“, das sie mit Aluminiumblech überzog. Das BMW-Fahrzeug mit der Wendlerschen Karosserie war kein Luxuswagen, allerdings auch kein billiges Auto. Der formschöne Personenkraftwagen wurde auf Lore Arnold zugelassen. In der folgenden Zeit machte sie damit viele Ausflüge.

Kurz vor Beginn des Krieges legte Lore das Fahrzeug still. Im Juli 1941 hatte sie sämtliches Kfz-Werkzeug einschließlich Wagenheber und Radmutternschlüssel der Wehrmacht zum Ankauf anzubieten. Sie erhielt dafür 11 RM. Am 23. April 1945 wurde das Fahrzeug von der „fechtenden Truppe des Bataillon de Choc“ aus der Garage abgeschleppt. Es war dann in Gomaringen eingestellt, ein Soldat brachte es über Kehl nach Frankreich. Eine Entschädigung wurde abgelehnt, da es nicht beschlagnahmt, sondern gestohlen worden sei. Die Angelegenheit zog sich noch bis 1950 hin. Im November 1952 erwarb Lore eine Volkswagen-Limousine, Exportausführung mit Sonnendach, pastellgrün, zum Preis von 5853 DM.

## Reisen nach 1945

Nach dem Krieg nahm Lore ihre rege Reisetätigkeit wieder auf. Schon im April 1948 war sie mit Lis Wendler in Riedhof bei Großholzleute im Allgäu, im Jahr darauf in Wörishofen. Ab 1950 unternahm sie Bergwanderungen in Vorarlberg, im Bregenzer Wald, im Montafon und in den Dolomiten. Zahlreiche Urlaube verbrachte sie in Italien und in der Schweiz, aber auch innerhalb Deutschlands in Bad Krozingen, am Tegernsee oder im Schwarzwald. 1974 unternahm sie eine Rheinreise von Basel nach Rotterdam und zurück mit dem Kabinenschiff „Britannia“. 1975 flog sie nach Stockholm zum Besuch einer Angehörigen der Familie Wendler und nach Oslo. Motiv für viele der Reisen war das Naturerlebnis in der Bergwelt, ferner Erholung und Abwechslung, bei Bergwanderungen auch die Körperertüchtigung. Hinzu kamen Bildungsreisen, wozu insbesondere die Fahrten nach Italien zu rechnen sind. Ganz regelmäßig nahm Lore Arnold am kulturellen Leben in Reutlingen teil. Oft besuchte sie Konzerte und Theatervorstellungen.

## Religion

Lore Arnold handelte christlich. Bei ihrer Beerdigung sagte Frau Pfarrerin Göggelmann, Lore habe nicht zu den frommen Kirchgängern gehört, und sie habe viele kritische Fragen an den christlichen Glauben gestellt. Doch habe sie sich um Blinde, Kranke und in Not Geratene gekümmert. Die Pfarrerin wies auf Matth. 25, 40 hin und sagte, damit sei Lores Leben, ohne es zu wissen, Jesu nahe gewesen.<sup>120</sup>

Zusammen mit ihrer Mutter sammelte Lore Arnold von 1924 bis 1976 Predigttexte von Pfarrer Rudolf Daur (1892–1976). Dieser wirkte von 1921 bis 1932 als Zweiter Stadtpfarrer an der Katharinenkirche in Reutlingen, später als Pfarrer in Stuttgart-Rohr und dann an der Stuttgarter Markuskirche. Er war leitend in der Freien Volkskirchlichen Vereinigung tätig und wurde 1960 Präsident des Bundes für Freies Christentum. Diese christliche Gruppe wollte Freiheit und Glauben vereinen. Sie trat für Gewissensfreiheit und humanitäre Leistungen angesichts der sozialen Not in der Welt ein. Bei einem Predigttext von 1975 schrieb Lore an den Rand „sehr gut“. Es war eine Predigt Daur zur Aussendungsrede Christi nach Matth. 10, 38–39, in der es um die entschlossene Nachfolge ging. Daur wies auf Albert Schweitzer hin, der beschlossen hatte, sich ab seinem 30. Lebensjahr Not leidenden Menschen zu widmen. Daraus und aus den bereits zitierten Worten von Franz von Assisi kann auf das christliche Weltbild von Lore Arnold geschlossen werden.

---

<sup>120</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 32 u. 54.

## Mitgliedschaft in Vereinen

Auch die Mitgliedschaft in Vereinen zeigt bis zu einem gewissen Grad, was Lore Arnold wichtig war. Dazu gehörte der Deutsche Alpenverein, Sektion Reutlingen, von dem sie 1975 die Auszeichnung für 50-jährige Mitgliedschaft erhielt. Lore war ferner Mitglied in kulturellen Vereinen, so in der Gedok (Gemeinschaft der Künstlerinnen und Kunstfreunde), Ortsverband Reutlingen, deren Veranstaltungen sie über Jahrzehnte besuchte und bei der sie selbst im April 1973 über ihre Erfahrungen in der sozialen Arbeit berichtete,<sup>121</sup> ferner in der Hans-Thoma-Gesellschaft, im Verein für freies Schulwesen Reutlingen–Nürtingen (Freie Georgenschule, Waldorfschule)<sup>122</sup> und im Reutlinger Geschichtsverein. Etwas aus dem Rahmen fiel die jahrzehntelange Mitgliedschaft im Luftsportverein (Flugsportverein).<sup>123</sup> Durch Spenden unterstützte sie in wechselndem Umfang den Kneippverein (dem sie bis 1979 25 Jahre lang angehörte), die Heilanstalt Mariaberg, die Basler Mission, das Bruderhaus, das Jugendorchester, das Symphonieorchester, den Bund für Vogelschutz, die Anstalt Bethel, die Arbeiterwohlfahrt und die Innere Mission. Die Spenden waren im Einzelfall regelmäßig, aber nicht allzu hoch. Mit ihren Kameraden vom Jahrgang 1899 traf sie gerne zusammen. Sie unternahm mit ihnen Ausflüge und „mutschelte“ im Januar mit ihnen, ein Reutlinger Brauch, bei dem um ein spezielles Gebäck, die Mutschel, gewürfelt wird. Der NSDAP oder einer ihrer Untergliederungen traten weder Eugenie noch Lore Arnold bei. Eugenie war zunächst im Verein für Volksbildung e. V., der 1937 in die „Deutsche Arbeitsfront, NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘, Deutsches Volksbildungswerk“ überführt wurde. Nur vom Winterabschnitt 1937/38 sind Hörerkarten für Vorträge vorhanden.<sup>124</sup> Eine Entnazifizierung war nicht nötig.

## Lebensende

Lore Arnold hatte, insgesamt gesehen, eine gute Konstitution. Ab 1965 begab sie sich wiederholt 2–3 Wochen nach Salzburg zur Kur. Im Alter machte ihr vermehrt ein Gelenksleiden zu schaffen, so dass ihr in den letzten Lebensjahren das Gehen schwer fiel.

Nachdem Lore Ende August 1979 die Abrechnungsunterlagen der Hauspflagestation an die Stadt Reutlingen übergeben hatte, fühlte sie sich frei. Als bald begab sie sich auf Reisen. Von 4. September bis 1. Oktober weilte sie bei

<sup>121</sup> Ebd., Nr. 27.

<sup>122</sup> Auch wenn sie Mitglied dieses Vereins war, stand sie doch den Gedanken der Christengemeinschaft fern.

<sup>123</sup> Vermutlich war die Mitgliedschaft durch den Gewerbeschuldirektor Reinhold Kocher veranlasst. Er begeisterte junge Leute für den Flugsport.

<sup>124</sup> Familienarchiv Arnold, Nr. 12.



„Silberfisch an Kette“, Auszeichnung des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbands für Lore Arnold, 1973.

ten allerdings nicht vorgenommen werden, da ihr Testament erst nach der Beerdigung gefunden wurde. Im Testament bedachte sie 17 Erben und 39 Vermächtnisnehmer. Am Ende der Nachlassauseinandersetzung waren es über 60 Beteiligte. Zu den Vermächtnisnehmern gehörten der Jahrgang 1899 von Reutlingen („zu Fährtle und zum Verteilen, was eben gebraucht“), der Deutsche Alpenverein, Sektion Reutlingen (für die Instandhaltung der Kaltenberghütte und der Neuen Reutlinger Hütte), der Blindenverband Ost-Baden-Württemberg (für das Rudolf-Kraemer-Heim in Bad Liebenzell) und der Blindenverband Bezirksgruppe Reutlingen („Der Betrag soll an die Blinden von Reutlingen Stadt und Land verteilt werden, alle gleichmäßig zur Erinnerung an mich“). Ferner gehörte zu den Vermächtnisnehmern eine schwerbehinderte, im Heim in Mariaberg untergebrachte Frau, bei der die Stadt Reutlingen Kosten im Rahmen der Sozialhilfe übernommen hatte. Die Stadt leitete das Vermächtnis auf sich über, so dass auch sie erbrechtlich begünstigt wurde.<sup>125</sup>

den Bekannten in Dornbirn, von 7. Oktober bis 2. November machte sie ihre Kur in Salzburg und kehrte über Nonnenhorn nach Hause zurück. Zwischen 20. und 26. November ging sie zu Vetter Carlo Kurtz nach Lingen/Ems, und von 8. bis 10. Dezember war sie nochmals in Dornbirn. Am 14. Dezember 1979 suchte sie in Reutlingen ihre Ärztin auf, die ihr im Rahmen einer Spritzenkur die 10. Spritze in die Hüfte gab. Lore hatte sich an diesem Tag zum Mittagessen mit Lore Kurtz im Ratskeller verabredet. Sie wollte ihr Auto auf einem Parkplatz in der Nähe des Reutlinger Hauptbahnhofs holen und setzte sich auf den Fahrersitz. Hier ereilte sie der Tod.

In ihrem Testament bestimmte Lore umfangreiche Organspenden, was ihren sozialen Sinn ebenfalls deutlich zeigte. Diese Spenden konnten

<sup>125</sup> Ebd., Nr. 54.

## Lore Arnolds Persönlichkeit

Lore Arnold war eine bemerkenswerte Frau. Hervorstechend waren ihre Kontaktstärke und ihr Interesse an anderen Menschen. Sie hatte eine lebendige und lebhaftige Art, sie besaß Sinn für Geselligkeit und eine tüchtige Portion Humor, so dass fröhliches Zusammensein mit anderen Menschen für sie wichtig war. Gern war sie mit anderen zum Mittagessen im Ratskeller und zum Forellenessen in Honau. Sie war zur Freundschaft begabt. Das Führen des Haushalts lag ihr wenig, Kochen betrachtete sie als Nebensache. Männer nahm sie nicht so ernst und war bisweilen ziemlich ruppig zu ihnen. Annegret Lamey<sup>126</sup> beschrieb Lore als etwas burschikos, bodenständig, nüchtern und grundsollide sowie schlagfertig in der Rede mit rauer, doch gutmütiger Stimme. Sie nannte die Dinge in oft pointierter Art beim Namen. Bei ihren Unternehmungen schaute sie auf eine gediegene finanzielle Grundlage. Sie hatte ein gutes Verhältnis zu Zahlen und war durchaus auf ihren Vorteil aus, doch wurde ihr kaufmännisches Talent etwas überbewertet. Diese Ambivalenz kam in einem leicht parodierenden Vers zum Ausdruck: „Schon als ganz kleines Mädchel war sie riesig gescheit, / Und das ist sie geblieben, und das ist sie noch heut!“

Sie besaß in unnachahmlicher Weise eine Mischung aus Geschäftstüchtigkeit, Güte und Humor. Bemerkenswert sind die Worte, die sie mehrere Jahre in ihren Notizkalendern vermerkte: „Der Wert des Lebens besteht nach dem, was man tut, nicht nach dem, was man genießt!“ Bei allem Pflichtgefühl und aller Selbstdisziplin wusste sie Gutes und Schönes zu schätzen. Sie war tolerant, aber auch sehr energisch, zupackend und hartnäckig, wenn es um die Durchsetzung ihrer Entschlüsse ging. Das hier vorgestellte Lebensbild zeigt vor allem Lore Arnolds Bereitschaft, anderen zu helfen. Der Einsatz für andere war eine hervorstechende Eigenschaft. Den in sozialen Bereichen von ihr selbst übernommenen Aufgaben kam sie mit Tatkraft und Durchhaltevermögen nach.

Die Beschreibung des Lebens von Lore Arnold ist die Darstellung eines Frauenschicksals. Von einem Mann war sie nie abhängig, jedoch in gewisser Weise von ihrer Mutter. Dennoch konnte Lore Arnold ihre Persönlichkeit frei entfalten, wozu ihr die finanziellen Verhältnisse der Familie und ihr eigener Verdienst die Grundlagen gaben. Sie bestimmte im Rahmen des sozialen Umfelds ihre Lebensziele und erbrachte ihre Lebensleistung als eine freiwillig unverheiratete Frau. Einer doppelten Belastung in Haushalt und Beruf konnte sie durch Hilfskräfte entgehen. In einem Netz von Beziehungen zu anderen Frauen, aber auch zu Männern, erhielt sie Unterstützung. Sie übernahm Führungspositionen im sozialen Bereich, einem Feld, das ihr durch das familiäre

---

<sup>126</sup> A. Lamey (wie Anm. 3), S. 43 u. 54.

Schicksal nahe lag. Oberbürgermeister Kalbfell hatte recht, wenn er bei der Verleihung der Reutlinger Bürgermedaille sagte, Lore Arnold könne in einer Zeit, in der die Menschen allzu oft in erster Linie an sich selbst denken, als ein Vorbild bezeichnet werden.

## Buchbesprechungen

*Von der Kreisregierung zum Landratsamt – 100 Jahre Verwaltung in der Reutlinger Oststadt, hrsg. vom Landkreis Reutlingen (Kreisarchiv), Reutlingen 2005. 72 S., zahlreiche Abb., 7,00 Euro.*

Im Jahre 1905 bezieht die damalige Regierung des Schwarzwaldkreises, die seit 1818 ihren Sitz in der Stadt hat, ihr neu erbautes Domizil Bismarckstraße 15 in der Reutlinger Oststadt. Doch bereits 1924 wird diese Mittelbehörde, einem heutigen Regierungspräsidium vergleichbar, aufgelöst. Nach 15 Jahren mit unterschiedlicher Belegung zieht 1939 das Landratsamt in das repräsentative Gebäude. Für das Kreisarchiv sind die vergangenen 100 Jahre Anlass für eine Rückschau auf die Entstehungsgeschichte des ehemaligen Kreisregierungsgebäudes, das bei der Bevölkerung schon seit fast 60 Jahren einfach als „das Landratsamt“ bekannt ist.

In einem ersten Schritt führt unser Vereinsmitglied, Kreisarchivleiterin Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, ein in die bauliche Entwicklung der Reutlinger Oststadt im Zeitraum zwischen 1820 und 1930. Anschließend zeigt die Autorin die Geschichte der Verwaltungsstrukturen im Königreich Württemberg auf, hier natürlich besonders die Entstehung des Oberamtes Reutlingen und der Regierung des Schwarzwaldkreises in Reutlingen. Im Zentrum der kleinen Publikation steht aber das ehemalige Kreisregierungsgebäude selbst. Betz-Wischnath schildert kenntnisreich die Vorgeschichte des Baus, u. a. auch die Konkurrenzkämpfe zwischen dem Oberamtmann Zorer und dem Regierungspräsidenten Karl von Bellino. Hierbei geht es in der Hauptsache darum, ob aus Kostengründen beide Behörden in einem Gebäude untergebracht oder jeweils ein Neubau erstellt werden soll. Auch die äußerst umstrittene Bauplatzfrage wird beleuchtet.

Dem Architekten Friedrich Kempfer (1858–1908), seit 1900 Leiter des Kgl. Bezirksbauamtes Reutlingen, und der eigentlichen Bauplanung samt Vergabe der Gewerke sowie Einzug und Einweihung gelten die folgenden Abschnitte. Danach führt die Verfasserin dem Leser profund und bis ins Detail die Außen- und Innenansichten des von Kempfer im Stil der Neorenaissance, einer Variante des Historismus, errichteten Gebäudes vor Augen. Einen besonderen Schwerpunkt bildet dabei der große Sitzungssaal. Dieser glänzt mit einer prachtvollen Ausstattung, einer Vielfalt an Bau- und Schmuckelementen, deren Symbolik das besondere Augenmerk gilt.

Ein weiterer Blick gilt dem ebenfalls von Kempfer geplanten und 1907 bezogenen Oberamtsgebäude, auch in der Bismarckstraße gelegen. Mit einem Exkurs über das Ende der Kreisregierungen sowie der Darstellung der Verwaltungsreformen und -gebäude seit 1938 schlägt die Autorin den Bogen zur Gegenwart, zum Kreisdienstleistungszentrum im Jahre 2005.

Das flott geschriebene Bändchen besticht durch eine reiche Zahl meist farbiger Abbildungen und wird durch ein Quellenverzeichnis und einen Bildnachweis ergänzt. Es stellt einen weiteren wichtigen Baustein zur Bau- und Behördengeschichte der Reutlinger Oststadt dar und ist einer zahlreichen Leserschaft zu empfehlen.

Werner Krauß

*Bernd Storz: Trümmer und Träume. Geschichten aus dem Reutlingen der Nachkriegszeit. Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen 2005. 79 S., 23 Abb., 9,90 Euro.*

Geschichten interessieren Bernd Storz, ehemals Geschäftsführer des Reutlinger Kunstvereins/Hans Thoma-Gesellschaft, und die legt er mit diesem Bändchen vor. Aus Gesprächen mit Zeitzeugen entstanden vierzehn thematisch unterschiedliche Episoden aus dem Reutlingen der Nachkriegszeit. Der Autor erzählt von den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs, von Motorradrennen und dem Maler Winand Victor und dessen Atelier in der Ulrichstraße. Es folgen weitere Erzählungen über eine Kindheit in der Katharinenstraße, die „Kulturrevolution“ im Haus Geiselhart, die Verhinderung des Kongresses der „Strasser-Partei“ durch Reutlinger Gewerkschafter, den ehemaligen Oberbürgermeister Oskar Kalbfell und dessen Verhältnis zur Kunst und zu HAP Grieshaber, ferner über Hans Kern als Förderer der Fußballabteilung des SSV Reutlingen, über Faschingsbälle im Parkhotel, die Gastronomin Frida Engelhardt, den Wiederaufbau des Reutlinger Naturtheaters und schließlich die Anfänge des Jazzclubs „In der Mitte e. V.“. Jede Geschichte enthält zur Auflockerung eine oder mehrere Schwarzweißfotografien. Ergänzt wird der Band durch eine Zusammenstellung der Namen, Berufe und Geburtsdaten der Zeitzeugen, der sich ein (allerdings sehr dürftiges) Literaturverzeichnis anschließt.

Unterhaltsam bis spannend sind die Histörchen, die Bernd Storz in loser Folge aneinanderreihet. Geschichten stehen bei ihm im Vordergrund, nicht Geschichte. Der Autor legt Wert auf das Erzählen und vergisst dabei fast die Menschen, die hinter seinen Erzählungen stehen. Bisweilen gewinnt man den Eindruck, Storz verliert die Distanz zu seinen Gesprächspartnern und macht deren Geschichten zu seinen eigenen, womit er unwillkürlich einen Wissensstand bei seinen Lesern voraussetzt, der es ihm erlaubt, Zusammenhänge und Erklärungen nur andeutungsweise aufzunehmen oder ganz darauf zu verzichten. Schmerzlich vermisst man eine eingehende Einlassung mit den erwähnten

Personen (obwohl im Vorwort angekündigt) sowie ausführliche Berichte über die interviewten Zeitzeugen – die spärlichen Daten im Anhang sind deutlich zu wenig.

Gelegentlich streut der Autor allgemeine geschichtliche Daten der Stadt ein, die aber wenigstens einen Hinweis auf die von ihm benutzten Quellen verdient hätten. Mit Interesse hätte ich erfahren, worauf Herr Storz seine Aussage über die Entfernung des Sturmbocks aus der Marienkirche (1517) und dessen Anbringung am Rathaus (1563) als „historisch sicher belegt“ (S. 52) stützt. Durch den Mangel an eigener Recherche bleibt Storz an der historischen Oberfläche und das ist schade. Die Aufarbeitung der Reutlinger Nachkriegsgeschichte anhand von Gesprächen mit Zeitzeugen ist ein durchaus lobenswerter Ansatz, denn sonst wären, wie der Autor in seinem Vorwort bemerkt, deren Geschichten „unwiderrufbar verloren“. Immerhin kann das von Bernd Storz vorgelegte Buch als Anreiz für interessierte Menschen dienen, sich eingehender mit der Geschichte Reutlingens in der Nachkriegszeit zu befassen – möglichst, solange die Zeitzeugen noch leben.

Sven Föll

*ALB hoch drei. Die Schwäbische Alb in drei Reutlinger Museen (Katalog zur Ausstellung von Naturkundemuseum, Heimatmuseum und Kunstmuseum), hrsg. vom Kulturamt der Stadt Reutlingen, Reutlingen 2006. 207 S., zahlr., durchgängig farbige Abb., 17,50 Euro.*

„ALB hoch drei“: Das sind drei Ausstellungskataloge in einem – augenfällig unterschieden in Farbgestaltung und Layout, schön zusammengebunden mit zwei dicken Pappdeckeln, frisch aufgemacht und kenntnisreich zum Gesamtkunstwerk verworben. Also reichlich Material zu einem Thema, das untrennbar mit dem Bild Reutlingens verbunden ist, sobald man den Blick über die Kernstadt hinaushebt. Von Mai bis Oktober 2006 warfen die drei städtischen Reutlinger Museen unter der Regie von Kulturamtsleiter Dr. Werner Ströbele diesen Blick auf die Schwäbische Alb, jeweils durch die Perspektive des eigenen Fachgebietes gefiltert und sortiert – ein erfolgreiches Ausstellungskonzept und ein wunderbarer Begleitband wurden hier realisiert.

So nah und doch so fern: Das Mittelgebirge beginnt gleich am Rand des Stadtgebietes und hat zahlreiche Reutlinger Künstler fasziniert. So kann das Reutlinger Kunstmuseum aus einem reichen Fundus schöpfen: Wilhelm Laage, Reinhold Nägele, Felix Hollenberg und HAP Grieshaber hatten ganz unterschiedliche, eigene Zugänge. Modern und uralt zugleich: Das Naturkundemuseum nähert sich dem Thema vor allem über die Erdgeschichte und fördert „Rätsel und wundersame Erscheinungen“ zutage, denn die Alb war einst Meeresboden, der sich später zum Gebirge erhoben hat – Fossilien und bizarre Landschaftsformen zeugen von diesen Vorgängen. Das Heimatmuseum

schließlich hat so viele bunte Facetten aus der Kulturgeschichte der kargen ländlichen Region zusammengetragen, dass das Stöbern im Katalog ein Vergnügen ist: Hervorragende Objekt-Fotografien lassen hier ersatzweise die Augen im Buch flanieren.

Überhaupt: Dieser vom Reutlinger Büro „kleindienst+crew“ aufwendig produzierte und von Dr. Erwin Frauenknecht (tempora! Historische Recherche, Tübingen) lektorierte Katalog zeichnet sich durch eine eigenwillige Gestaltung mit Mut zu großen Formaten, außergewöhnlich ästhetischen Bildern und großzügig gesetzten Zitaten aus. Im Naturkunde-Teil dürfen ganzseitige Naturfotos für sich wirken, und bei der Heimatgeschichte faszinieren freigestellte Objekt-Fotografien. Schade nur, dass die Seitenköpfe nicht für eine detailliertere Gliederung und Orientierungshilfe genutzt wurden und sich die Seitenzahlen so im Textfeld verstecken. Doch die inhaltliche Vielfalt macht das schnell wieder wett: Hier mag man sich gerne ein bisschen im jeweiligen Revier verirren. Die Leitfarbe Grün und nüchterne Blockbuchstaben zeigen doch immer das Feld „Naturkunde“ an, während die Kulturgeschichte mutig in Orange mit Antiqua-Schrift leuchtet und der Bereich der Kunst gar von holzschnittartigen Künstler-Lettern in selbstbewusstem Rot repräsentiert wird.

Von hinten nach vorn: Im Katalogteil des Kunstmuseums kann man das eigene „Bild im Kopf“ mit der Künstler-Sicht auf die Schwäbische Alb vergleichen, in den plastischen Landschaftsbildern von Nägele und Hollenberg spazieren gehen und die Holzschnitt-Technik von Laage und Grieshaber vergleichend studieren; erläuternde Texte sind den meisten Abbildungen beigegeben und lassen doch genug Raum für eigene Entdeckungen. Das Heimatmuseum bietet ein leuchtend-buntes Kaleidoskop: Industriegeschichte und bäuerliches Leben, Natur und Kultur, Berg und Tal, Wasser und Wind, Alltag und Arbeit, Konfession und Klischee: ein Zeitraffer durch die Kulturgeschichte von der Eiszeit bis zur Neuzeit, dazu eine Sammlung von Vorzeigeobjekten des 19. und 20. Jahrhunderts – eine echte Fundgrube, die mit knappen und doch lebendig geschriebenen ein bis zwei Seiten pro Thema auskommt. Geologie und Naturgeschichte kommt dagegen etwas spröder daher, der „Rauhen Alb“ angemessen. Der Abschnitt bietet durch die Beiträge ganz unterschiedlicher Autorinnen und Autoren ein breites thematisches Spektrum unter der Leitfrage „Wandel der Landschaft“ an: geologisch-geographisch, naturhistorisch und landschaftsgeschichtlich, abgerundet durch einen Blick auf die Rohstoffe der Schwäbischen Alb.

Kurzum: Der Katalog „ALB hoch drei“ ist ein Buch, mit dem man lange und ausführlich auf Entdeckungsreise gehen kann. Erst bequem zu Hause beim Blättern und Lesen im Katalog, dann draußen in der Landschaft, Beschreibung und Abbild mit der Natur vergleichend – oder einfach die lebendige Schönheit mit neuem Wissen genießend.

*Karin-Anne Böttcher*

*Helmut Bachschuster, Bernd Storz: Die Pfullinger Unterhos'. Ein Turm macht Geschichte. Oertel+Spörer, Reutlingen 2006. 96 S., 58 Abb., 7,95 Euro.*

Pünktlich zum einhundertsten Jubiläum erschien ein informatives Büchlein über den Schönbergturm bei Pfullingen, besser bekannt als die „Pfullinger Unterhos“. Schon das Brusttaschenformat des Buches reiht es in eine Serie praktischer Reiseführer ein, macht es zum informativen Begleiter beim Aufstieg zum und auf den Turm.

Obgleich das „Geburtstagskind“, der Turm selbst, im Mittelpunkt steht, spannen die Autoren doch einen gelungenen Bogen über alles, was in direktem Bezug mit dem Aussichtsturm des Schwäbischen Albvereins steht. Die ersten Kapitel behandeln die Grundlage, auf welcher der Schönbergturm steht, die Schwäbische Alb. Dabei wird auf ihren Freizeitwert so viel Gewicht gelegt wie auf die Beschreibung ihrer geologischen und botanischen Eigenheiten. Der mittlere Teil des Buches beleuchtet in interessanter Weise die Entstehungsgeschichte des Turmes. Beginnend bei ersten Überlegungen beispielsweise durch den bekannten Pfullinger Mäzen Louis Laiblin wird, durch zahlreiche informative Zwischenberichte ergänzt, eine Art Bauprotokoll der „Unterhos“ erstellt, bei welchem kaum ein Detail ausgelassen wird. Selbstverständlich nimmt auch der Architekt des Turmes, der landesweit renommierte Theodor Fischer (Gmindersdorf!), den gebührenden Raum in der Beschreibung ein. In den letzten Abschnitten befassen sich die Autoren mit dem künstlerischen Aspekt des Schönbergturmes, mit historischen Begebenheiten und den Feiern zum Jubiläum.

Die „vertiefenden Fachbeiträge“, die den gesamten Text begleiten und zur besseren Orientierung farblich hinterlegt sind, ergänzen sehr wohl die „eigentlichen“ Beiträge, verwirren jedoch leider durch ihre Vielzahl. Diese sicherlich notwendigen und spannenden Artikel besonders hervorzuheben und sie in den laufenden Text einzustreuen, wäre nach Meinung des Rezensenten nicht notwendig gewesen. Zufrieden kann der Leser hingegen über die interessanten Wandertipps sein, die zeigen, dass hier Fachleute am Werk sind und beweisen, dass der Schwäbische Albverein der am besten geeignete Turmbesitzer ist.

Für alle Liebhaber der Schwäbischen Alb, für alle, die gerne in unserer schönen Gegend wandern, und für alle, die die Unterhos' kennen und lieben, ist dieses Buch mit seinen vielen Abbildungen der ideale Begleiter für Wanderung, Spaziergang, Aufstieg oder für zu Hause im Sessel.

*Artur C. Ferdinand*

*Dieter Quast: Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach, mit Beiträgen von Wilhelm Tegel und Klaus Düwel (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 84, hrsg. vom Regierungspräsidium Stuttgart/Landesamt für Denkmalpflege). Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2006. 345 S., 128 Abb., 124 Tafeln, 1 Karte, 70,00 Euro.*

Im Gegensatz zu anderen zeitgleichen Höhensiedlungen konnten das Plateau und die Terrassen des Runden Berges bei Bad Urach zwischen 1967 und 1984 im Rahmen von Forschungsgrabungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften nahezu vollständig untersucht werden. Die Auswertung der Funde ist im Großen und Ganzen abgeschlossen. Der Runde Berg ist damit die einzige weitgehend vollständig untersuchte Höhensiedlung der alamannischen Zeit in Südwestdeutschland.

Da eine zusammenfassende Auswertung der archäologischen Quellen des Umlandes, wie bei allen anderen Höhensiedlungen, bislang nicht existierte, stand der Runde Berg bisher als Siedlung einer sozial herausgehobenen Gruppe etwas im „luftleeren Raum“. Die vorliegende Arbeit – so die Zielsetzung – soll nun die Funktion der Höhensiedlung als „zentralen Ort“ im Zusammenhang mit der Umlandbesiedlung bewerten.

Der Autor Dieter Quast, ausgewiesener Fachmann für das frühe Mittelalter (bis 1999 Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, dann Universität Tübingen, seit 2001 Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz), steckt in einem ersten Schritt den chronologischen Rahmen (spätes 3. bis 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts) sowie das Arbeitsgebiet seiner Untersuchung ab. Das sog. Umland muss dabei den Runden Berg möglichst in seiner Mitte und einen Anteil an verschiedenen Naturräumen aufweisen. So begrenzt Quast das Arbeitsgebiet auf den Landkreis Reutlingen und einen Teil des südlichen Kreises Esslingen mit Anteilen an der Mittleren Flächen- und Kuppenalb, dem Vorland der mittleren Schwäbischen Alb sowie Schönbuch und Fildern.

Nach einer gründlichen Darstellung der naturräumlichen Voraussetzungen (Böden, Klima, Gewässer, Vegetation) stellt Quast im Kapitel „Quellen und Quellenkritik“ die einzelnen Fundstellen, das Verhältnis der Quellengattungen zueinander und die Verteilung der Fundstellen im Arbeitsgebiet vor. Die folgenden Abschnitte zur Entdeckungsgeschichte und zum Forschungsüberblick (frühalamannische Zeit, Merowingerzeit und besiedlungsgeschichtliche Untersuchungen zur Merowingerzeit im Arbeitsgebiet) leiten über zu den Kapiteln „Funde“ und „Fundstellen“. Hier werden Informationen zur Topographie, zu den Befunden und Funden analysiert. Sämtliche Fundstellen des behandelten Zeitraumes sind erfasst. Anhand der archäologischen Fundstellen – Schriftquellen aus der Merowingerzeit liegen nicht vor – zeichnet der Autor dann an einigen Gemarkungen mit günstiger Quellenlage (Groß- und Kleinengstingen, Nürtingen, Reutlingen, Erpfringen, Pfullingen, Dettingen/Erms,

Münsingen) die merowingerzeitliche Besiedlung einzelner Kleinräume beispielhaft nach. Als wichtiger Aspekt der Besiedlung gelten die Verkehrswege (hier die Flusstäler von Echaz, Erms, Lauter und Lindach mit ihren Albaufstiegen). Deshalb widmet der Autor sein besonderes Augenmerk vor allem deren archäologischer Nachweisbarkeit.

Mit den Auswertungsergebnissen von ca. 140 Fundstellen bringt Quast im Anschluss daran die Besiedlung des Runden Berges mit der des Umlandes in Beziehung. Dabei soll als vorrangiges Ziel geklärt werden, wie sich die Besiedlung der Umgegend zu den einzelnen Siedlungsphasen auf dem Runden Berg bzw. deren Unterbrechungen verhält. Zur Ergänzung werden auch sog. nicht-archäologische Quellen beigezogen, etwa die Aussagen der historischen, insbesondere der landesgeschichtlichen Forschung, der Ortsnamenkunde sowie der Wüstungsforschung, und in einen Verbund mit den vorliegenden Ergebnissen gestellt.

Bei der zusammenfassenden Diskussion seiner Forschungsergebnisse kommt der Autor u. a. zu dem Schluss, dass eine relativ geringere Fundstellendichte im südlichen Bereich des Arbeitsgebietes auf eine dünnere merowingerzeitliche Besiedlung deutet. Auch zeigt sich bei den meisten Siedlungen keine absolute Deckungsgleichheit mit den heutigen Ortskernen, so dass eine Platzkontinuität seit der Merowingerzeit in Frage steht. Nach Quast kommt es wohl erst im 12. Jahrhundert zur Siedlungskonzentration bei der Kirche. Dennoch, ein Bild der merowingerzeitlichen Siedlungsstrukturen kann anhand der Quellenlage nicht erstellt werden. Die Fundstellen lassen drei Interpretationen zu. Künftige gezielte Untersuchungen sind also für den weiteren Aufschluss vonnöten.

Für die besiedlungsgeschichtliche Interpretation erweist sich für Quast die „typologische Untergliederung“ der Bestattungsplätze als äußerst wichtig und er kann zum Teil eine enge räumliche Nähe der merowingerzeitlichen Siedlungen aufzeigen. Bis in die späte Merowingerzeit bilden Gräberfeld und Siedlung eine Einheit. Bei der Überprüfung der Verkehrswege mit Alaufstieg durch die Täler der Echaz, Erms, Lauter und Lindach zeigt sich aufgrund der archäologischen Quellen, dass Fundstellen der frühalamannischen Zeit gerade im Ermstal fehlen und sich diese nicht nur an den Wasserläufen, sondern auch am römischen Straßennetz, an der noch vorhandenen Infrastruktur orientieren. Dabei macht aber die versteckt liegende Höhengründung auf dem Runden Berg die Ausnahme! Bis zum Einsetzen der Reihengräberfelder im 6. Jahrhundert kann die Besiedlung im Umkreis des Runden Berges nur mit großen Lücken erschlossen werden. Interessant ist auch die deutliche Feststellung, dass die Besiedlung auf der Alb sowie im Vorland etwa zur gleichen Zeit geschieht. Ackerbaulich bessere Böden sind also nicht der gewichtigste Punkt für die Wahl eines Siedlungsplatzes, primär entscheidet die Nähe zum Wasser.

Die Untersuchungsergebnisse zur Umlandbesiedlung und dem Reichtum der Siedler auf dem Runden Berg in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts, der Blü-

tezeit der Höhensiedlung, lassen an Raub und Handel denken. Eine bedeutende Rolle könnte hier der Kontrolle über die Eisenerzvorkommen und deren Verhüttung – der Umfang ist noch unklar – zufallen. Das Ende der Siedlung auf dem Runden Berg im frühen 6. Jahrhundert lässt sich jedoch in den Fundstellen der Umgegend kaum nachweisen. Dafür kann aber seit dem 2. Viertel desselben Jahrhunderts anhand der archäologischen Quellen das Umland besser beschrieben werden. Es zeigt sich – im Gegensatz zur Alb – eine dichtere Besiedlung des fruchtbareren Albvorlandes. Auch finden sich dort in einzelnen Gräbern, entlang der Flusstäler mit Albaufstieg, Objekte fränkischer Herkunft. Die Ansiedlung fremder Personengruppen kann durch diese Einzelfunde aber nicht definitiv nachgewiesen werden, doch lässt sich die Bedeutung der Kontrolle der Hauptverkehrswege ermessen.

Die Zunahme der Fundstellen im 7. Jahrhundert wird allgemein einem intensiven Landesausbau in der jüngeren Merowingerzeit zugeschrieben. Quast muss diese verbreitete Ansicht für sein Arbeitsgebiet revidieren. Wohl kommt es zur Aufsiedlung bisher nur dünn besetzter Gebiete im Süden, und auch im Albvorland ist eine geringe Verdichtung nachweisbar, doch ist der Landesausbau hier längst nicht so dicht wie bislang angenommen. Ins Auge fällt aber, dass es jetzt auch auf der Albhochfläche Hinweise auf Gräber sehr wohlhabender Personen gibt.

Mit der Wiedernutzung seit der Mitte des 6. Jahrhunderts reiht sich der Runde Berg ein in eine Gruppe zeitgleicher Höhensiedlungen im alamannischen Raum. Sie sind wohl Ausdruck einer wirksamen Erfassung und Kontrolle des Landes, gleichzeitig unterstreichen sie die herausragende Stellung. Im Fundgut überwiegen jetzt Ausrüstungsbestandteile von Reitern.

Akribisch zusammengestellte Listen der besuchten Museen, Privatsammlungen, römischen Fundstellen, der Ortsnamentypen der Wüstungen im Arbeitsgebiet runden ebenso wie die Fundlisten als Nachweise zu den Verbreitungskarten und das umfassende Verzeichnis der zitierten Literatur den mit zahlreichen Abbildungen und (karto-)graphischen Darstellungen ausgestatteten Band ab. Erweitert wird das Werk durch einen „Bericht über die dendrochronologische Untersuchung der Grabkammer aus Sondelfingen“ aus der Feder von Wilhelm Tegel und einen Beitrag von Klaus Düwel über „Runen und runenähnliche Zeichen auf der Almandinscheibenfibele aus Gomadingen Grab 29“. Der umfangreiche dreigeteilte Katalog sowie das informative Tafelwerk ergänzen den Band.

Dieter Quast ist mit seiner 1998 eingereichten Tübinger Dissertation nicht nur die vollständige Vorlage der frühalamannischen und merowingerzeitlichen Befunde und Funde des Arbeitsgebietes gelungen, sondern auch ein grundsätzlicher Beitrag zur Frage des Verhältnisses der Besiedlung des Runden Berges zur Besiedlung des Umlandes. Natürlich muss noch manches offen bleiben, die weitere Auswertung von Befunden abgewartet, vieles noch fortgeschrieben werden. Doch weist Quast Wege auf für künftige Untersuchun-

gen in Kleinräumen mit Beispielcharakter. Dabei votiert er für eine Fortführung seines interdisziplinären Ansatzes, für eine enge Zusammenarbeit mit den Nachbarwissenschaften.

Das vorliegende Werk richtet sich in erster Linie an den Fachwissenschaftler. Es kann aber auch als reiche Fundgrube dem interessierten Laien bestens empfohlen werden.

Werner Krauß

*Helmut Engisch: Das Königreich Württemberg. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2006. 160 S. mit 141 meist farbigen Abb., 39,90 Euro.*

Rechtzeitig zur Landesausstellung zu diesem Thema hat Helmut Engisch ein sowohl vom Format her großes als auch von der Ausstattung her repräsentatives Werk über das Königreich Württemberg vorgelegt.

Der Autor blickt zunächst zurück auf die Zeit der letzten regierenden Herzöge, die er als schwache Herren in schweren Zeiten beschreibt, unter anderem den seiner Ansicht nach „im Guten und Bösen großartigen“ Herzog Karl Eugen. Dann zeichnet er ein farbiges Bild vom ersten württembergischen König Friedrich, im Äußeren von seiner Schaukelpolitik, im Inneren von seinem Reformfuror, wie er dessen Bemühungen um eine Modernisierung des Staates nennt. Im Sinne der Aufklärung schaffte Friedrich zwar die Folter und den Galgen ab, regierte aber sonst nach dem Grundsatz: „Gesetzmäßige Strenge ist eine Wohltat für die Untertanen, Nachgiebigkeit, Schlawheit ein Unglück.“

Die 48 Jahre dauernden Regentschaft (1816–1864) seines Nachfolgers Wilhelm I. öffnet dem Land den Weg in die Moderne. Sie ist gekennzeichnet von der Hungersnot im Lande bis zur Förderung der Landwirtschaft und der Verkehrswege durch den König, wogegen sich das Fabrikwesen im Land der „Schollenhocker“ nur zaghaft entwickelt. Einen breiten Raum nimmt der langjährige Kampf um die Verfassung ein, bei der sich der König nur in kleinen Schritten Zugeständnisse abringen ließ. Die Umriss seiner Persönlichkeit werden deutlich bis hin zu seinem amourösen Unternehmungsgeist. Positiv und anschaulich werden die vorbildlichen sozialpolitischen Initiativen von Königin Katharina beschrieben.

Den Nachfolger König Karl (1864–1891) bezeichnet Helmut Engisch als „halbherzigen Regenten“, in dessen Regierungszeit die Annäherung an Preußen und der Beitritt zum Deutschen Reich fallen. „So lästig ihm die Regierungsgeschäfte waren, an den Errungenschaften des technischen Fortschrittes zeigt sich der König stets interessiert.“ In der sogenannten Gründerzeit entstanden neue Unternehmen im Bereich der Textil-, Metall- und Holzindustrie. Der Eisenbahnbau wird forciert und auf der Alb entstehen Wasserreservoirs. In diesem Zusammenhang der industriellen Entwicklung wird durch ein eindrucksvolles Bild auf den christlichen Sozialreformer Gustav Werner

aus Reutlingen verwiesen. Nicht zuletzt erfährt der Leser auch in diesem Kapitel Skandalgeschichten aus dem königlichen Hause.

Der letzte württembergische König Wilhelm II. erhält vom Autor das beste Zeugnis. Als Regierungsprogramm gab er aus: „Innerhalb des engeren Vaterlandes wird die Pflege eines stetigen, besonnenen Fortschritts auf allen Gebieten des staatlichen Lebens das Ziel meiner unausgesetzten Bemühungen bilden“. Diesem Ziel ist er durchaus gerecht geworden. Unter seiner Regentschaft (1891–1918) wurden die Voraussetzungen für bedeutende Firmen wie z. B. Daimler, Bosch, Bleyle, Märklin und Junghans geschaffen. Der Autor schildert jedoch auch die prekäre soziale Lage der Arbeiterschaft, in der man unter anderem „von Urlaub nichts wusste“. Die schwierigen Anfänge der Sozialdemokratischen Partei werden deutlich. Dagegen wird über die wichtige Verfassungsreform von 1906, nach der die Zweite Kammer zur reinen Volkskammer ohne privilegierte Mitglieder umgewandelt wurde, nur kurz berichtet. Nicht zuletzt schwelgt der Autor in Anekdoten, die die Volkstümlichkeit des sehr beliebten Königs charakterisieren. Das Ende des Königreichs Württemberg wird durchaus differenziert wiedergegeben, trotz der etwas reißerischen Überschrift: „Eine wilde Revoluzzermeute vertreibt den König aus einer Residenz“.

Helmut Engisch beschreibt unterhaltsam und verständlich nicht nur die Geschichte des Königshauses Württemberg, sondern bezieht auch die Perspektive der Untertanen sowie die gesellschaftlichen Veränderungen im Lande mit ein. Das Buch ist sehr aufwendig bebildert und geschmackvoll gestaltet.

*Paul Ackermann*

*Matthias Miller: Mit Brief und Revers. Das Lehnswesen Württembergs im Spätmittelalter. Quellen – Funktion – Topographie (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Band 52). DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2004, 224 S., 8 Abb. und CD, 32,00 Euro.*

Bei der Veröffentlichung handelt es sich um die Druckfassung einer Dissertation, die im Wintersemester 2001/2002 von der Fakultät für Philosophie und Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen angenommen wurde. In seinem einleitenden Literaturbericht stellt der Autor fest, dass im Gegensatz zum Reichslehensrecht das Lehnswesen in Territorien in der Forschung bislang weit weniger Beachtung gefunden hat. So möchte er mit seiner Untersuchung, die sich auf den Zeitraum zwischen 1239 und 1500 erstreckt, dazu beitragen, die Kenntnis von der Bedeutung des Lehnswesens für spätmittelalterliche Territorialstaaten zu erweitern.

Der Autor nähert sich seinem Thema mit einem Überblick über die Quellen, die er anschließend in vier Hauptkapiteln unter verschiedenen Aspekten auswertet. Dabei behält er stets sein Hauptziel im Auge, nämlich eine

Antwort auf die Frage zu finden, ob und wie die Grafen von Württemberg die Lehensherrschaft dazu benutzten, um einen Territorialstaat aufzubauen.

Das erste dieser Hauptkapitel ist dem Formular der Lehenurkunden gewidmet. Hier zeigt sich, dass in der Grafschaft Württemberg bis zum Jahr 1344 Belehnungen in der Regel mündlich vonstatten gegangen sind. In den darauffolgenden vier Jahrzehnten waren dann Lehenbücher in Gebrauch und erst seit 1380 wurde die Ausstellung von Lehenurkunden üblich. Dies war ein entscheidender Schritt zur aktiven Verwaltung der Lehen in der Grafschaft. Zwischen 1392 und 1410 schließlich bildete sich ein festes Urkundenformular heraus, das Rechte und Pflichten des Lehenherrn sowie der Lehenleute präzisierte, aber insgesamt die Stellung des Lehenherrn stärkte.

Die Untersuchung der Lehenobjekte (2. Hauptkapitel), wie Dorfherrschaften, Burgen, Zehntrechte, Höfe verschiedener Qualität und Grundstücke, macht deutlich, dass zahlreiche Burgen schon vor der Verschriftlichung des Lehenwesens von ihren Besitzern den württembergischen Grafen zu Lehen aufgetragen worden waren. Im 15. Jahrhundert waren es dann vor allem Burgen in Rand- oder Außenlage oder strategisch wertlos gewordene Burgen, die die Grafen zuverlässigen Vasallen verliehen. Diese Verleihungen hatten oft auch einen finanzpolitischen Effekt, da oft nur die Burg als Immobilie ohne die Einkünfte aus dazugehörigen Rechten, bei Dörfern dagegen oft nur die Herrschaftsrechte, nicht aber auch die Liegenschaften verliehen wurden. Daraus, dass in Württemberg die Lehenleute nicht nur an den Lehenherrn, sondern fast immer auch an ein Lehenobjekt gebunden waren, ergab sich neben der persönlichen Beziehung zum Landesherrn auch eine Bindung an das Land. Außerdem zogen die Grafen zahlreiche Lehenmänner auch zur Hof- und Landesverwaltung heran, wodurch neben dem Lehenverhältnis auch ein auf das Land bezogenes Untertanenverhältnis entstand. So wurde das Lehenwesen in Württemberg zu einem wichtigen Element der Territorialisierung.

Bei der Auswahl der Lehenempfänger (3. Hauptkapitel) fällt auf, dass Württemberg mit den Vorgaben älterer Rechtsquellen, wie beispielsweise des Sachsenspiegels, in Bezug auf die Lehenfähigkeit der handelnden Personen pragmatisch verfuhr. So konnten in Württemberg seit dem 14. Jahrhundert neben Rittern, Herren, Edelknechten und Grafen auch Geistliche, Frauen und Bürgerliche Lehen innehaben, ohne allerdings die feudale Handlungs- und Leistungsfähigkeit zu besitzen. Das hatte zur Folge, dass der württembergische Lehenhof, abgesehen von der Zeit der Landesteilung 1442–1482, stets einer der großen im Reich war, dass die standesmäßige Qualität der Lehenleute sich aber nicht dazu eignete, mit diesem Lehenhof außerhalb Süddeutschlands zu repräsentieren. Lehenwesen und Lehenpolitik waren in Württemberg stets nur nach innen gerichtet.

Während der Autor die Quellenlage für dieses und das vorherige Kapitel wegen der Zufälligkeit des Materials als unbefriedigend empfand, standen wie

für das erste auch für das abschließende Kapitel über den württembergischen Lehensgerichtsprozess wieder ausreichend repräsentative Quellen zur Verfügung. Sie gewähren nicht nur einen Einblick in die Rechtsgewohnheiten der Zeit, sondern spiegeln auch menschliche Schicksale wider. Am Lehensgerichtsprozess, der sich erst unter den beiden gemeinsam regierenden Grafen Ludwig I. und Ulrich V. nachweisen lässt, ist außerdem die Entwicklung ablesbar, die das Lehenswesen in Württemberg bis 1500 insgesamt durchlaufen hat.

Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Anhang mit einer Liste der württembergischen Lehensrichter, Urteiler und Fürsprecher sowie einem Ort- und Personenregister schließen das Buch ab, das in angenehm klarer Sprache geschrieben ist. Der Arbeit ist eine CD-ROM mit einem Katalog württembergischer Lehen bis zum Jahr 1500 beigegeben. Der mit einer Vorbemerkung eingeleitete Katalog enthält Angaben zu rund 1500 Lehen in 766 Orten, die nach ihrer heutigen Kreiszugehörigkeit geordnet sind. Zahlreiche Belege beziehen sich auf die Stadt Reutlingen und weitere Orte im Landkreis. Das zugehörige Ortsregister findet sich nicht nur auf der CD, sondern ist samt der Vorbemerkung auch im Buch abgedruckt. Das 45 Seiten umfassende Personenregister zu den Lehensurkunden jedoch, das annähernd 4000 datierte Namenseinträge enthält, ist nur auf der CD zu finden. Über die Suche-Funktion sind alle Daten bequem recherchierbar. Gerade mit der Sammlung der Quellen und der Darstellung der Lehenobjekte und -subjekte möchte der Autor zu weiteren Untersuchungen anregen.

*Irmtraud Betz-Wischnath*

## Autoren und Rezensenten

Prof. i. R. Dr. Paul Ackermann, PH Ludwigsburg; Narzissenweg 10, 72770 Reutlingen

Dr. Jürg Arnold, Präsident des Landesversorgungsamts a. D., Wilhelm-Röntgen-Straße 1, 73760 Ostfildern

Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Leiterin des Kreisarchivs Reutlingen; Lindachstraße 11, 72793 Pfullingen

Karin-Anne Böttcher M.A., Kulturwissenschaftlerin und Freie Journalistin; Gartenstraße 14, 79098 Freiburg

Dr. Roland Deigendesch, Stadtarchivar in Münsingen; Marktplatz 1, 72525 Münsingen

Artur C. Ferdinand, Stadtführer; Lichtensteinstraße 19, 72770 Reutlingen

Sven Föll; Scheffelstraße 11, 72764 Reutlingen

Dr. Eberhard Fritz, Archiv des Hauses Württemberg, Schloss, 88361 Altshausen

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Dr. Tilman Krause, Leitender Literaturredakteur der Tageszeitung ‚Die Welt‘, Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin

Werner Krauß, Sonderschullehrer i. R.; Rheinstraße 79, 72768 Reutlingen

Dipl.-Ing. Egbert Martins; Weihergärtenweg 53, 72762 Reutlingen

Dr. Werner Ströbele, Leiter von Kulturamt und Heimatmuseum Reutlingen; Mozartstraße 75, 72762 Reutlingen

Prof. Dr. Ulrich Veit, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters an der Universität Tübingen, Schloss, 72070 Tübingen

Dr. Wolfgang Zimmermann, Landesarchiv Baden-Württemberg Abt. Fachprogramme und Bildungsarbeit, Eugenstraße 7, 70182 Stuttgart

## Abbildungsnachweise

- S. 13: Hans Joachim Frey und Ulrich Veit, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen.
- S. 14 und Umschlag: U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 16: H. J. Frey, U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 18: U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 21: H. J. Frey, U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 23: U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 25: H. J. Frey, U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 26, 27, 28, 29 u. 31: H. J. Frey, Univ. Tübingen.
- S. 32: H. J. Frey, U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 33: U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 34 u. 36: H. J. Frey, U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 37: U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 38: U. Veit, Univ. Tübingen.
- S. 39 u. 40: H. J. Frey, Univ. Tübingen.
- S. 43: H. Jensen, Univ. Tübingen.
- S. 51: H. J. Frey, Univ. Tübingen.
- S. 57: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 120.15.
- S. 61: HStA Stuttgart, A 248 Bü 1645.
- S. 64: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 253.14.
- S. 69 li.: Aus: Josef Groner, Pfullendorf im Linzgau, Pfullendorf 1988.
- S. 69 r.: HMR, F 2000/375 A.
- S. 78: HStA Stuttgart, B 201 U 176.
- S. 83: UB Tübingen, Ge 671.4°.
- S. 88: StadtA Rt., S 90 Nr. 511.
- S. 91: WLB Stuttgart, Graph. Sammlung.
- S. 97: UB Tübingen, Mh 466.3 (Vorlage: StadtA Rt., S 100 Nr. R 328).
- S. 104: WLB Stuttgart, Graph. Sammlung Inv.-Nr. 6554 (Vorlage: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 66.57).
- S. 107: Städt. Museum Ludwigsburg, Inv.-Nr. 1138 (Vorlage: HMR, F 91/562).
- S. 111 u. 113: HMR, Inv.-Nr. 221 u. Inv.-Nr. 58.
- S. 117: StadtA Rt., S 90 Nr. 62.
- S. 123: HMR, Inv.-Nr. 1988/351 (E 1996/54 a).
- S. 126: Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Fotoarchiv Nr. 020175.
- S. 129 u. 133: Schillers Heimatjahre (Ausgabe der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1890).
- S. 140: Vorlage: Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen.
- S. 146: Aus: Stadt Bild Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, 1990, S. 196 Nr. 14.6.
- S. 149, 151 u. 154: Vorlage: Archiv des Hauses Württemberg, Schloss Altshausen.
- S. 158: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 51.32.
- S. 160: StadtA Rt., S 103 Nr. 329.
- S. 174: StadtA Rt., S 105/10 Film A Neg. Nr. 14 (Ausschnitt).
- S. 175 u. 176: StadtA Rt., Baurechtsamt, Bauakten Zwiefalterhofstr. 2.
- S. 177: HMR, Inv.-Nr. 1990/176 (E 91/170 a), Foto: Susanne Gnam, Reutlingen.
- S. 178: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 160.30.
- S. 179: Reg.-Präs. Tübingen, Ref. 25 Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (Neg.-Nr. 31707).
- S. 181: StadtA Rt., S 105/10 Nr. 10 A Neg. Nr. 8.
- S. 182: Aus: Archäol. Stadtkataster Bad.-Württ., Bd. 23: Reutlingen, hrsg. vom LDA Bad.-Württ., 2003, Tafel 10.
- S. 183: StadtA Rt., Katasterplan 1820 (Ausschnitt).
- S. 184: StadtA Rt., S 105/10 Nr. 56.
- S. 185: Reg.-Präs. Tübingen, Ref. 25 Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof (Neg.-Nr. 31706).
- S. 187: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 198.39.
- S. 189 u. 190: Neuzeichnung E. Martins, 2006 (Originale in den Unterlagen der Denkmalpflege, Akte Reutlingen, Zwiefalter Hof).
- S. 191: LKA Stuttgart, Dekanat Reutlingen, Alt-Reg. Nr. 16.
- S. 193: StadtA Rt., S 100 Nr. 4532.
- S. 199: Stadt Reutlingen, Baurechtsamt, Bauregistratur Aulberstr. 1/1.
- S. 204–215: Privatbesitz Dr. Jürg Arnold, Ostfildern.
- S. 218: StadtA Rt., Stadtpflege (Flattich-Reg.) Nr. 358.
- S. 224–252: Privatbesitz Dr. Jürg Arnold, Ostfildern.